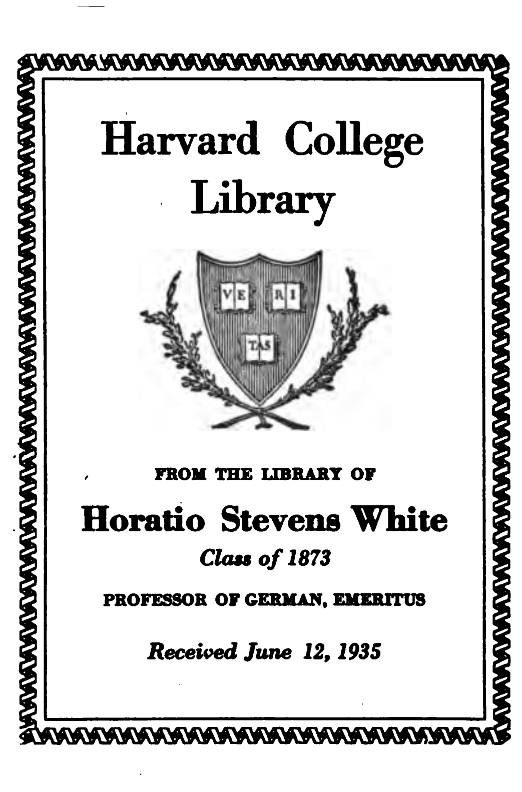


B. R. ABEKEN

GOETHE IN MEINEM LEBEN


Harvard College
Library
VE RI TAS
FROM THE LIBRARY OF
Horatio Stevens White
Class of 1873
PROFESSOR OF GERMAN, EMERITUS
Received June 12, 1935

Goethe in meinem Leben

Erinnerungen und Betrachtungen

von

Bernhard Rudolf Abeken

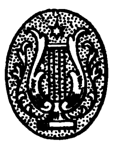
Nebst weiteren Mittheilungen
über Goethe, Schiller, Wieland und ihre Zeit

aus Abekens Nachlaß

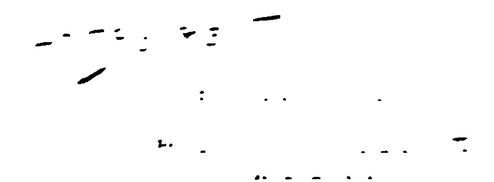
herausgegeben

von

Dr. **Adolf Heuermann**



Weimar
Hermann Böhlaus Nachfolger
1904



Weimar. — Hof-Buchdruckerei.

Vorwort.

In einem Bericht über B. R. Abekens Werk „Goethe in den Jahren 1771 bis 1775" sagt Heinrich Düntzer (Kölnische Zeitung v. J. 1865, Nr. 265) Folgendes:

„Daß ein Mann wie Abeken, der den Dichter persönlich kannte, ohne gerade durch sein persönliches Verhältniß für ihn eingenommen zu sein, dem Schiller persönlich näher gestanden, der, wie Wenige, sich die Kenntniß aller Beziehungen seines reich entfaltet vor uns liegenden Lebens verschafft hat, in einem so hohen Lebensalter, wo aller Tand des Lebens vor reinster Seelenhelle sich enthüllt und die wahre Würde der Menschheit in ihr heiliges Recht tritt, mit einer solchen Würdigung (Goethes) vor der Welt auftritt, halten wir für eine der schönsten und wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete unsrer mehr verketzerten als beherzigten Goethe-Litteratur. Möge sie in weiteste Kreise dringen, daß nicht allein das hehre Bild Goethes, sondern auch Abekens schöne, weise und volle Seele, worin es sich abspiegelt, auf Tausende erhebend und kräftigend wirke! — Wie möchte man — dieser Wunsch

hat sich mehrfach bei dem trefflichen Werke uns aufgedrungen — noch sonstige Mittheilungen über Abekens erfahrungsreiches Leben, nicht allein aus seinen Jünglingsjahren in Jena, Berlin, Weimar und Rudolstadt, wo er im regsten geistigen Verkehr stand, von seiner Hand nachgezeichnet lesen! Sie würden gewiß einer nicht weniger allgemeinen und herzlichen Theilnahme sich zu erfreuen haben, wie die seines Strebensgenossen Kohlrausch gefunden, der gleichfalls in diesem Jahre, einen halben Monat früher als Abeken, sein fünfundachtzigstes Lebensjahr vollenden wird. Daß es zu einer solchen Arbeit dem verehrten Manne an geistiger Rüstigkeit nicht fehlen dürfte, hat uns noch sein neulicher Aufsatz über Goethes „Harzreise" in Westermanns „Monatsheften" (Nov., Dec. 1864) gezeigt. Möge noch ein langer, heiterer Lebensabend ihm Lust und Kraft zu ungehemmter Thätigkeit verleihen!"

Diese Worte mögen es rechtfertigen, wenn ich den Freunden unserer Litteratur und namentlich Goethes die vorliegenden Mittheilungen aus Abekens Nachlaß darbiete. Den von Düntzer ausgesprochenen Wunsch hat nämlich Abeken nicht mehr erfüllen können; er starb bereits im Februar 1866. Auch von andern Seiten war er aufgefordert, seine Lebensgeschichte zu schreiben, wie sein Freund Kohlrausch es gethan; aber er hat nichts mehr veröffentlicht. Erst nach dem Tode seiner einzigen Tochter, die mir den handschrift-

lichen Nachlaß ihres Vaters vermachte, fand es sich, daß dieser nicht nur vieles in die Zeiten Goethes und Schillers Hinaufreichende, namentlich Briefe, aufbewahrt, sondern auch aus eigner Erinnerung manches niedergeschrieben hatte, darunter eine nicht ganz vollendete Schrift: „Goethe in meinem Leben." In dieser, welche der Form nach als Bericht an einen vertrauten Freund erscheint, hat Abeken nicht sein Leben erzählen, sondern nur darstellen wollen, wie Goethe auf ihn von seiner Jugend bis in das späteste Alter gewirkt habe. Aber dieses war freilich in gewissem Sinne die Summe seines Lebens, die nicht ohne Beziehung auf die mannichfaltigsten Verhältnisse, die verschiedensten Zeiten und Personen dargestellt werden konnte. Abeken selbst sagt einmal in seinem Tagebuche: „Wenn ich bedenke, daß ich als Jüngling Weiße, den Kinderfreund, besuchte, dann, daß ich eine Reihe von Jahren mit dem Jungen Deutschland — nicht zu meiner Freude — hinlebte, dann sage ich mir damit, daß ich große Revolutionen in unsrer Litteratur, wie anderweitig, erlebt habe. Wie glücklich bin ich, daß meine besonnenen Jahre in die Zeit fallen, wo Goethe und Schiller durch immer neue Erzeugnisse unsrer Litteratur einen unvergänglichen Halt und Schatz, dem Einzelnen den reinsten Genuß gaben." Mit dem lebhaftesten Interesse verfolgte Abeken die litterarischen Bewegungen seines ganzen langen Lebens; die überragende Größe und Bedeutung Goethes aber, die er als Knabe schon ahnte, dann immer deutlicher

erkannte, stand in seiner Überzeugung so fest, daß weder die abweichende Meinung andrer, zumal wenn sie auf Mißverständniß, Neid oder Tadelsucht beruhte, noch auch die von ihm selbst wahrgenommenen und nicht geleugneten Schwächen Goethes ihn jemals daran irre machen konnten. Und daß das Bild des Dichters, wie Abeken es auffaßte und darstellte, in allem Wesentlichen das richtige war, bestätigen uns, den ferner Stehenden, Erscheinungen wie Bielschowskys „Goethe". Wenn in dieser trefflichen Biographie Goethes am Schlusse (Band II, S. 679) gesagt wird, daß Goethe als Dichter, als Künstler, als Mensch ein Besitz war für uns Deutsche von geradezu unendlichem Werthe, daß wir dies aber erst allmählich haben lernen und allerlei Vorurtheile überwinden müssen: so wird Abekens Schrift dem Leser zeigen, daß ihr Verfasser den Werth Goethes ganz ebenso beurtheilte und ebenso hoch bestimmte, und zwar schon als junger Mann und ohne durch Vorurtheile den freien Blick sich trüben zu lassen.

Doch nicht Goethe allein lebte in Abekens Erinnerung. Wie hätte Schiller, dem er sogar verwandtschaftlich nahe stand, darin fehlen können! Ich habe dem, was Abeken in der genannten Schrift über Schiller und seine Familie berichtet, noch einen besonderen Theil aus dem übrigen Nachlaß hinzugefügt. Dieser Theil enthält namentlich Schillers Gespräche mit Christiane v. Wurmb, Abekens nachmaliger Gattin; schon in Caroline v. Wolzogens Schillerbiographie,

von welcher sie dann in andere übergegangen sind, haben diese Gespräche mancherlei Abänderungen erfahren. Endlich ist noch eine Reihe von Abschnitten aus Abekens reichhaltigem Tagebuche und noch reichhaltigerer Briefsammlung ausgewählt, wodurch das Vorhergehende in manchen Einzelheiten ergänzt wird. Auch das Tagebuch beschäftigt sich hauptsächlich mit Goethe, enthält aber daneben Erinnerungen an Wieland, Voß (Vater und Söhne), Truchseß, Knebel, Gries u. v. a. Ihren Hauptwerth haben alle diese Mittheilungen, auch wo sie nicht Neues und bisher Unbekanntes enthalten, darin, daß sie sämmtlich aus eigener Anschauung und persönlicher Kenntniß eines sehr empfänglichen und urtheilsfähigen Zeitgenossen hervorgegangen sind.

Inhalt.

I.

Goethe in meinem Leben.

„Bleibt in der Liebe und Glauben an mich."

Goethe an die Weimarischen Freunde.
Rom, 27. Juni 1787.

Angeregt durch die Selbstbiographie meines mir so eng verbundenen Freundes Kohlrausch, forderst Du, mein theurer Freund, mich auf, ebenfalls die Erinnerungen aus meinem Leben an einem Faden zusammenzureihen und dieselben in irgend einer Form bekannt zu machen. Ich kann mich dazu nicht verstehen. Jenes Buch enthält mehr als einzelne Erinnerungen, es ist eine möglichst vollständige eigentliche Biographie; und um eine Beschreibung des eigenen Lebens zu geben, muß dieses doch ein bedeutendes sein, ein Leben, das nicht bloß für Familie und Freunde Interesse hat, sondern auch entweder durch merkwürdige Schicksale oder durch Wirksamkeit in einem das Interesse eines größeren Publicums in Anspruch nehmenden Berufe von Gewicht ist. Dies ist bei unserm Freunde der Fall, gegen dessen Wirkungskreis der meinige ein sehr enger genannt werden muß. Du meinst, ich könne in der von Dir verlangten Schilderung bald ausführlicher sein, bald über das Alltägliche leicht hinfahren, willst also, wohl erwägend, daß das Leben eines Schulmanns, zumal wenn dieses auch äußerlich einen einfachen Verlauf gehabt hat, kein einigermaßen bedeutendes Ganzes geben kann, Einzelheiten, und hast wohl besonders im Sinn, daß mir im Lauf eines langen Lebens das Glück ward, manchen bedeutenden, ja hochragenden und berühmten Personen zu begegnen, mehr oder minder sie

kennen zu lernen, sie beobachten zu können. Ja, wenn es mir zu Theil geworden wäre, in ein näheres Verhältniß zu solchen Personen zu treten, wie einem Körner zu Schiller, einem Riemer, einem Eckermann, einem Boisserée zu Goethe, da wäre es etwas. Solcher Verhältnisse kann ich mich nicht rühmen; und wer dem Publicum erzählt, den oder den großen Mann habe er gesehen, das oder das habe er aus seinem Munde vernommen, da oder da sei derselbe gnädig, ja freundlich gegen ihn gewesen, der verräth eine Eitelkeit, in der sich die eigne Unbedeutenheit nur gar zu deutlich kund gibt. Öfters verlangtest Du auch von mir zu hören, wie und wo, in welcher Umgebung und Situation ich vor allen Goethe sah; denn Du weißt, daß ich meine akademischen Jahre in Jena, wo derselbe so oft verweilte, zugebracht, dann einige Jahre in Weimar, in dessen Nähe gelebt habe, zu einer Zeit, da Goethe noch in seiner Kraft und große Werke schaffend dastand. Aber ich sehe voraus, daß, wenn ich in meinen Mittheilungen auf die Zeit komme, wo ich Goethe sah, wo ich von ihm bemerkt wurde, daß ich, der Greis, in dem die lebendigen Gefühle einer längst vergangenen Zeit abgeschwächt, wenn nicht ganz erloschen sind, der neben der Lichtseite auch den Schatten zu betrachten sich gewöhnt hat, der Mängel und Flecken, die der leidenschaftliche Jüngling wohl sah, aber nicht beachtete, wahrnimmt und erwägt, über mich selbst lächeln werde, lächelnd auch in dem Gedanken an Andere, die, eng mit Goethe verbunden, über ihn berichteten.

Da tritt indeß eine Erwägung vermittelnd ein. Die Mittheilungen eines Riemer und Eckermann, die Korrespondenz mit Boisserée, so manche andre Briefsammlungen und Berichte von Zeitgenossen sagen uns, in

wie weitem Kreise, auf wie ausgezeichnete Menschen Goethe wirkte; mein Bericht macht vielleicht den Wenigen, denen er zu Gesicht kommt, das Vergnügen, zu sehen, wie diese Größe, dieses Wirken mit dem, was aus ihm entsprang, einen Einzelnen, einen jungen Mann, überhaupt einen, der keine Ansprüche irgend einer Art machte und machen konnte, entzückt, wie Goethes Wesen auf diesen gewirkt hat. Manche Dichter und Schriftsteller haben zeitweilig mich unterhalten, meiner Jugend einen gemüthlichen Genuß gewährt, bis auf diesen Tag sind sie mir lieb und werth und vermögen mich in die glückliche Zeit des Knaben zu versetzen; keiner ist mir das, was Goethe mir frühzeitig ward; und noch jetzt, im höchsten Alter, kann ich nicht anders als zu den Worten mich bekennen, die ich, in einer Schulrede den Tag feiernd, an dem vor hundert Jahren Goethe geboren wurde, aussprach: „Betrachten wir des Dichters Werke, horchen wir auf seine Stimme, verfolgen wir ihn in seinem Leben und Wirken — und finden wir dann die Tiefen unsrer Natur angesprochen, die Saiten unsres rein gestimmten Gemüths zu harmonischem Gegenklang berührt, finden wir unsren Geist gehoben, erkennen wir, durch ihn angeregt, ein Unvergängliches, Ewiges, was in ihren reinsten Stunden unsre Seele ahnte — dann können wir uns des Ausrufs nicht erwehren: Das ist Wahrheit! oder wir müßten auf das Eigenste, das Theuerste und Edelste in uns Verzicht leisten.“ Denn die Wahrheit ist es doch, die dem Jüngling, wenn er sich dessen auch nicht bewußt ist, als das Schönste von oben zufällt, die der Mann neben der Freiheit als das Edelste erstrebt, die dem Menschen das Leben erst zum Leben macht.

Doch zu meinem Berichte.

1. Osnabrück.

Es gehört zu den Vergnügungen und Freuden des Alters, bei den früheren, namentlich den Kinder-, Knaben- und Jünglingsjahren, in Erinnerung zu verweilen. So laß Dich's nicht verdrießen, auch von diesen hier zu lesen, da ja auch eine Schilderung derselben von meiner Aufgabe nicht weit abliegt. Ich fange also *ab ovo* an; und das ist um so passender, da das Küchlein lange von der Eierschale umschlossen lag und, aufrichtig zu gestehen, selbst jetzt noch das eine und andre derselben mit sich herumträgt. Ich war von Kindesbeinen an, was man einen Bücherwurm nennt. Ehe ich das fünfte Jahr zurück gelegt hatte, konnte ich lesen; ein unter alten Papieren aufbewahrter Brief meiner Mutter (vom Jahre 1785), die mich zu einer auf dem Lande lebenden Schwester mitgenommen hatte, sagt dem Vater, ich verlange meine Bücher. Die wurden mir weislich nicht geschickt. Doch fehlte es mir im väterlichen Hause an solchen nicht; und es konnte bei der Sinnesweise meines Vaters, der, fremd allem frömmelnden und orthodoxen Wesen, sehr religiös war, nicht fehlen, daß ich zunächst an die Bibel oder an Historienbücher, die ihr angehörten, gewiesen wurde. An einem Weihnachtsfeste, da ich acht Jahre alt war, wurde mir eine Bibel beschert, und ich machte mich sogleich an die Lectüre derselben; wo ich denn freilich nicht weit über die ersten Kapitel des Exodus hinauskam. Die Worte: „Da kam ein neuer König auf in Ägypten, der wußte nichts von Joseph" verfehlten, wie bei dem jungen Goethe, so auch bei mir den Eindruck nicht, den sie auf den zartgesinnten Knaben machen mußten. Aber mit Freude gedenke ich noch heute der Zeit — und das war eine sehr

frühe — wo die Geschichten der ersten Menschengeschlechter, wo die Patriarchenwelt und die sich in ihr bewegenden Personen mich völlig einnahmen, wo meine kindische Phantasie jene Welt reich und mannichfaltig ausmalte. So gleich das Paradies. Als ich in einer etwas spätern Zeit einmal die Schilderung desselben in den ersten Kapiteln der Genesis wieder las, diese so einfache, in wenigen Zeilen abgeschlossene typische Behandlung, war ich verwundert, etwas Anderes, nur einen schwachen Umriß von dem zu finden, was in meiner Phantasie lebte, die sich jenes Eden durch mannichfaltige Gestalten belebt, mit den reizendsten Prospecten geschmückt, mit den lebendigsten Farben ausgemalt hatte. Der von dem farbigsten Leben volle Kreis war zu einem Punkte geworden.

Glückliche Zeit der Jugend! wo, nach Goethes Ausdruck, bei engem Gedanken der Glaube weit, wo das Wort so wichtig, weil es ein gesprochen Wort ist. Ich habe sie auch genossen, die glücklichen Stunden, „wo ein Gebet brünstiger Genuß wurde, und in ernster Sabbatstille der Kuß der Himmelsliebe unter der ahnungsvollen Fülle der Glockentöne sich meinen Lippen aufdrückte.“ Was haben mir die Forschungen über die Glaubwürdigkeit der Schriften des Alten Testaments, über die Evangelien, über die Person des Heilands und der Apostel gegeben — Forschungen, denen ich theilweise ihren Werth nicht absprechen will — was haben sie mir gegeben, das ich mit dem Gefühl und Genuß vergleichen könnte, der mir durch die Scenen der Patriarchenwelt, durch die Bergpredigt, durch die Passionsgeschichte geboten ward, mit der Wirkung, die diese erzeugten? So wie ich damals kann heute kein Kind, kein Knabe die Bibel lesen. Die Welt, die geistige Atmosphäre müßte eine ganz andre

sein, die Zeit müßte den Weg, den sie bis heute durchmessen hat, wieder zurückmessen, damit eine Stimmung erzeugt werde wie die, die meiner Jugend die natürliche war. Ein Nachhall jener Zeit und jenes Genusses ist mir auch jetzt noch wie ein Schirm gegen die Kälte, womit die kritische Gegenwart das Heiligste behandelt. Eine Umwandlung, eine Metamorphose mußte mit der Zeit bei mir erfolgen, eben so wohl wie sie bei meinem Vater, da seinem Glauben sich das Denken zugesellte, eingetreten war. Wenn ich indeß das, wohin ich gelangte, mit dem, was meinem Vater nach der Jugendzeit blieb, vergleiche, so finde ich hierin einen Charakterzug der Zeit, die in Vergleich mit der früheren als mit Siebenmeilenstiefeln schreitend anzusehen ich mich nicht erwehren kann. Überhaupt athmete in dem väterlichen Hause ein Geist natürlicher, herzlicher Frömmigkeit. Gellerts geistliche Lieder, Klopstocks Messias gaben einen Ton an, der durch das Haus klang, der nicht ohne Einfluß auf den Knaben bleiben konnte, dem eigentlich von vorn herein die Saiten seiner Seele entgegentönten.

Ein andres Dazukommendes wirkte ebenfalls auf desselben Gemüth und Stimmung. Wer Osnabrück, wie es jetzt ist,[1]) wo Alles sich aus den einengenden Mauern hinaussehnt, und vor jedem Thore sich neue Straßen bilden, im Innern die alterthümliche Bauart verschwindet, für Reinlichkeit gesorgt und nach Zier gestrebt wird, mit dem Osnabrück der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts vergleichen kann, der wird glauben in einer ganz anderen Stadt zu leben. Die meistens engen und krummen Straßen, von Giebelhäusern besetzt, die Stadt von Wällen umgeben, die,

[1]) Abeken schrieb dies im Jahre 1865.

jetzt zu angenehmen, von stattlichen Bäumen beschatteten Promenaden umgeschaffen, damals noch durch ihre mit Feldschlangen besetzten Bastionen, durch Brustwehren, Kasematten und Zwinger an ihre erste Bestimmung erinnerten; die nächste Umgebung, abgesehen von den für häusliche Bedürfnisse gepflegten Gärten der Bürger, der Hand der Natur überlassen, die an manchen Stellen sich unfreundlich und widerwärtig genug zeigte — das Alles gab ein Bild, dergleichen man als Illustration von Städten in alten Chroniken findet.

Was die Einwohner betrifft, so paßten sie der Mehrzahl nach zu den Häusern, wie die Häuser zu ihnen. Die nächste Nachbarschaft meines väterlichen, an einer der Hauptstraßen gelegenen Hauses wird ziemlich ein Bild, wenigstens eines großen Theils der Stadt mit ihrer Bürgerschaft geben; und so wird eine Schilderung derselben den Eindruck deutlich machen, den diese Umgebung auf den Knaben machen mußte. Zunächst rechts wohnte ein sonderbarer Mann, der sich mit den heterogensten Dingen befaßte, unter Anderm auch Commissionär einer Buchhandlung in Hannover war. Eine mäßig große Stube umfaßte den ganzen damaligen Buchhandel Osnabrücks. Einiges war am Fenster ausgestellt; so ist mir noch das Portrait Neckers, aus der Zeit, die der Französischen Revolution vorausging, gegenwärtig. Sehr amüsirte es uns Kinder, wenn wir den Nachbar Buchhändler, der indeß auch Drucker, freilich nur von Etiquetten für Paquete von Tabak und andern Gegenständen war, als Wachtmeister, den veralteten Degen vortragend, mit der Bürgermiliz, die man wegen ihres an Falstaffs Compagnie erinnernden Aufzugs Knüppelschütten nannte, Abends durch die Straßen ziehen sahen, wo denn die Schlüssel der zu bestimmter Stunde geschlossenen Stadtthore dem Bürgermeister

übergeben wurden. Ihm zunächst wohnte in einem alten Hause, dessen Vorderseite mit seltsamen Schnörkeln verziert war, der Camerarius des Magistrats, auch ein Original in knapper ungepuderter Stutzperücke und alterthümlichem Roquelaur. Sein Laden — denn er war ursprünglich Kaufmann — war im tiefsten Verfall; nur ein paar seltsam geformte Mützen aus alter Zeit standen zur Schau. Sein glänzender Tag war der der Raths-Wahl, oder Bestätigung, Handgiften genannt, an welchem er den schaulustigen Bürgern auf dem Rathhause mit großem Pathos einige Antiquitäten vorzeigte, Münzen, von den Wiedertäufern auf dem Markte ausgeworfen, Pokale und dergleichen. Das Haus dieses Nachbars zog mich aber besonders dadurch an, daß ein Sohn desselben eine Liebhaberei für alte Bücher hatte und mir gelegentlich die Acerra philologica und den ächten Robinson Crusoe in einer alten mit Bildern geschmückten Übersetzung borgte. Links neben meines Vaters Hause wohnte eine alte Witwe mit einer gleichfalls bejahrten ledigen Schwester, die sich kümmerlich durch Verfertigung von Haken und Oesen nährten, dazu einen kleinen Kram von Töpferwaaren hatten. In ihre enge Stube zog mich oft eine Büchersammlung, die eine kleine Börte füllte; es waren meist asketisch-religiöse Schriften, unter denen sich aber zu meinem Ergötzen, Gott weiß wie, der lateinische Reinecke-Fuchs mit den allerliebsten Holzschnitten von Jost Amman befand. Neben diesen alten Frauen wohnte ein Gürtler, der mir die Classe von Bürgern, wie sie sich seit hundert Jahren zeigen mochte, in Lebensweise, Kleidung u. s. w. repräsentirte. Ich sehe ihn noch, wie er, nach abgehaltenem Vor- und Nachmittags-Gottesdienst, mit seiner Ehehälfte in gemessenem Schritt dem von ihm selbst bestellten Garten vor dem Thore zuwandelte; der ein-

zige Ausflug, den das Ehepaar sich erlaubte. Die Nachbarschaft gegenüber hatte für uns Kinder auch ihre Merkwürdigkeiten; da wohnte ein hannoverscher Sergeant, der in Gibraltar unter Elliot gedient hatte, und dessen Ehren-Medaille unsre Aufmerksamkeit auf sich zog. In einem Hause daneben hatte sich ein Tanzmeister eingelegt, ein widerwärtiger Mensch, der immer auf Stelzen ging, der mir aber doch bedeutend erschien, weil ich auf einem alten Comödienzettel seinen Namen fand und sah, daß er in Weißens Romeo und Julie den Capulet gespielt. Ein heruntergekommener, in tiefste Armuth versunkener Bäcker hatte sein Haus, in der Nähe des obengenannten, zu einer Herberge der niedrigsten Classe gemacht, wo wir denn unter dem sich hier einquartierenden Gesindel die seltsamsten, abenteuerlichsten Figuren erblickten. Ein paar alte, auch nahe wohnende Frauen darf ich nicht vergessen, die mich amüsirten, wenn sie, in guten Sommertagen vor dem Hause sitzend, auf ihrem Kissen Kanten klöppelten, eine Kunst, die nun auch, in dieser Weise getrieben, wie so vieles Andre, durch das Maschinenwesen verdrängt ist. Mehr oder minder mag die ganze Stadt zu solchen Schilderungen Stoff geboten haben. Dabei fehlte es nicht an Originalen und Caricaturen, die freilich keiner Zeit fehlen. Doch wenn ich die Gegenwart mit meinen Knabenjahren vergleiche, so sage ich wenig, wenn ich das Verhältniß der Zahl der Originale wie Eins zu Zwanzig angebe; sie waren unter den Bürgern so mannichfaltig, daß sie ganze Dutzende von Komödien hätten ausstatten können.

Auch wohlhabende, ja reiche Einwohner hatte die Stadt, meistens Kaufleute, die indeß mehr besorgt waren, ihren Reichthum dem Hause und der Familie zu hinterlassen, als daß sie in Aufwand und Prunk ihn

zeigten. Und auch am Anmuthigen und Schönen gebrach es nicht. Meinem Vater gegenüber wohnte ein fürstlicher Beamter, Gograf, wie damals die Titulatur war, der eine sehr schöne Tochter hatte. Von ihr muß ich nachher noch ein Wort sagen; wahrscheinlich gab sie den ersten Anstoß, daß ich den Namen Goethe hörte.

Das Alter macht geschwätzig, und Du, mein Freund, hast wohl öfters bemerkt, daß alte Leute, wenn sie von ihrer Jugend erzählen, kein Ende finden können. So kann ich auch der Versuchung nicht widerstehen, nachdem ich so Manches aus meinen jungen Jahren mitgetheilt, noch Einiges nachzubringen, hoffe indeß, dieses werde mich nicht allzuweit von dem Wege ablenken, den mit mir zu wandeln ich Dich eingeladen habe.

Die in den gebildeten Theilen Europas sich mehr und mehr geltend machende Aufklärung hatte in Osnabrück erst geringe Fortschritte gemacht; der Aberglaube erhielt sich noch in manchem dunkeln Winkel, und der Glaube an Gespenster und Hexen spukte noch in den Köpfen älterer Personen. Wir Kinder dünkten uns was in Verlachung solches Wahnes; aber wir horchten doch gar zu gern, wenn auch mit einigem Grauen, einem alten Knechte, der an dem niedrigen Herde der Großmutter, in deren Hause er ein halbes Jahrhundert gedient hatte, in den Dämmerungsstunden von Gespenstern, Hexen und Vorgeschichten erzählte. Schlimmer aber wirkte auf mich ein Buch, welches ich unter den wenigen jener alten Nachbarin fand; es war aus dem vorigen Jahrhundert, ein asketisches; ein Bild darin, eine Darstellung der Hölle, gerade so wie Goethe im letzten Act seines Faust sie den feurigen Rachen aufthun und die von Teufeln hineingestoßenen Sünder

verschlingen läßt, nahm meine ganze Einbildungskraft so gewaltig ein, daß ich eine geraume Zeit hindurch von peinlichen Gedanken an Sünde, Verdammniß und Hölle bis zum Kranksein geplagt wurde.

Die Geistlichkeit Osnabrücks genoß noch einer weit höheren Autorität, als ihr in den nächstfolgenden Decennien eingeräumt wurde. Sie hielt noch auf die Würde ihrer Erscheinung. In der Stadt sah man nie einen der Prediger ohne Chorrock und den Kragen von weitem Umfang, zu dem die eigenthümliche Kopfbedeckung paßte. Wenn einer derselben außerhalb der Thore auf einem weiteren Spaziergange des Freien genießen wollte, wurde der Ornat in dem dem Thore nächsten Hause abgelegt und aufbewahrt, bis beim Wiedereintreten in die Stadt der geistliche Herr durch Anlegen desselben seine Autorität wieder bekundete. Die Predigten hielten sich in dem Mittelraume zwischen der Orthodoxie und der Aufklärung.

Ich darf nicht anzuführen vergessen, wie das Zusammenleben der Protestanten und Katholiken in der selben Stadt dem Knaben das Leben bunter und interessanter machte. Ich erwähne hier nur der drei Klöster innerhalb und des einen ganz in der Nähe der Stadt. Zwei, ein Dominicaner-Kloster und ein weibliches, Marienstätte, sind Casernen geworden; ein drittes außerhalb der Stadt, für Benedictinerinnen, ein militärisches Hospital. Die Zeit, wo die Jesuiten bei Processionen die Personen der heiligen Schrift dem Publicum vorführten, war vorbei. Doch waren die Processionen, namentlich am Frohnleichnamsfeste, prächtig und in die Augen fallend, und am Charfreitag sah man noch in einer solchen den Heiland mit dem Kreuze, dessen Last Simon von Cyrene erleichterte, einherziehen. Die Mönche und Nonnen in ihren verschiedenen Ordens-

trachten, die Vorstellungen in der Kirche, vor Allem in der Charwoche die des heiligen Grabes, hatten ihr Anziehendes; besonders wußten die Nonnen ihre Heiligen auf das schönste und zierlichste auszuschmücken. Wir Knaben unterließen nie, die katholischen Kirchen in diesen Festzeiten zu besuchen, in welchen auch beim Ableben eines Kaisers das *Castrum doloris* nicht fehlte.

Als der Orden der Jesuiten aufgehoben wurde, räumte man ihr Kloster sammt der in ihrer Weise aufgeputzten Kirche Franciscanern ein, die, aus verschiedenen Klöstern dieses Ordens gesandt, an der Stelle der Jesuiten als Lehrer am Carolinum fungiren sollten. So sahen wir Knaben, wie die Dominicaner in ihrer weiß und schwarzen Ordenskleidung uns in's Auge fielen, jene in ihren braunen Kutten, den Strick um den Leib, barfuß einhergehn. Damals hatte ihr Kloster noch einen Flügel, der, in rechtem Winkel mit dem Hauptgebäude, sich nach dem Walle hinzog; in der äußersten Celle hielt der Pater Cantor die Gesangsübungen, besonders in der Charwoche, wo die alten Melodieen für diese Zeit eingeübt wurden. Wie gern gedenke ich der Zeit, wo ich, den damals noch wenig besuchten Wall entlang wandelnd, mit offner, empfänglicher Seele diese feierlichen Töne einsog! So erinnere ich mich des oft sehr schönen Gesanges der Nonnen des Benedictiner-Klosters auf dem Gertrudenberge, von denen ich auch manchmal mit Äpfeln und Nüssen beschenkt ward, wenn ich für meinen Vater Stickereien, mit denen sich die Nonnen abgaben, besorgte.[1])

[1]) Abekens Vater war Kaufmann; er handelte auch mit den oft sehr wertvollen, goldgestickten Mützen der Bauerfrauen, die, wie die alte Tracht überhaupt, jetzt immer seltner werden.

Alle Patres, besonders die Dominicaner, waren gutmüthige, zu den Bürgern sich in ein freundliches Verhältniß stellende Menschen. Am Neujahrstage gingen die letztren von Haus zu Haus, um zu gratuliren; und die Protestanten spendeten, mein' ich, ihnen ebenso reichlich als die Katholiken.

Toleranz war damals die Losung. Ein katholischer Dechant war wegen seiner Freundlichkeit, seiner Liberalität und seiner Kanzelgaben auch bei den Protestanten sehr beliebt, und seine Predigten wurden von diesen häufig besucht.

Im Allgemeinen: Goethe, von dessen Einfluß auf mich ich bald werde reden müssen, hat — *si licet magna componere parvis* — eine ähnliche bunte und erheiternde Jugend genossen.

Du wirst mich nicht mißverstehen, wenn ich, um das noch weiter und näher darzuthun, was die Innerlichkeit, das Gemüth, die Fähigkeit das Gute und Schöne aufzunehmen und zu genießen in mir, wenn nicht erzeugte, doch nährte und pflegte, hier noch etwas einschalte, was Du wohl schon in meiner Einleitung zu Mösers gesammelten Werken gelesen hast. Ich schildere dort Land und Stadt, in welcher der Mann geboren wurde und lebte: „Ein Land, voll von historischen, das uralte Deutschland betreffenden Erinnerungen und Denkmälern; ungeheure Steine, in Massen kreisförmig an einander gereiht oder über einander aufgethürmt, Opferstätten der alten Sachsen, Gräber derselben, Aschenurnen bergend; die Burg Wittekinds, noch bezeichnet durch ihre Gräben; des großen Karls Siegesfeld; nicht fern von der Stadt das alte Kloster Iburg, voll von Erinnerungen an Bischof Benno, den Freund des unglücklichen Kaisers Heinrich; — der Landmann in alter Weise, wie Tacitus die Deutschen

schildert, in gesonderten Höfen wohnend, seine Grundstücke, einzeln von Gebüsch oder Reihen alter, mächtiger Eichen umgeben, um seine Wohnung her; — ein Volk, an alten Sitten hängend, die Sprache des Landmanns, der geringeren Stände überhaupt, ja der angeseheneren Bürger im häuslichen Verkehr die alte niederdeutsche; in der Stadt der Dom, Karls des Großen Stiftung, wie die von ihm gegründete Schule; ansehnliche andere Kirchen, mit weit aus der Ferne erblickten Thürmen; das Rathhaus, in welchem der denkwürdige, einen dreißigjährigen Krieg beendigende Friede geschlossen wurde." Ich füge hier noch die Sagen hinzu, die sich an so manches Überbleibsel aus der alten Zeit in der Nähe Osnabrücks knüpften. Da lag in der Waldung, die man den Hohn nennt, die ungeheure Steinmasse, ein gewaltiger Stein über andre auch mächtige gewälzt, aber in zwei Stücke gebrochen, woran sich die Sage knüpfte, Karl der Große, zürnend den heidnischen Opfern, habe mit einer Pappelruthe den Stein geschlagen und so den Bruch bewirkt. An das Kloster Rulle, zu dessen wunderthätigem Teiche jährlich am ersten Mai viele Hunderte pilgerten, und wir Knaben mit ihnen, knüpften sich manche Erzählungen, unter andern von einer entwendeten Monstranz, deren Hostie doch wunderbar erhalten sei. Auch die Sage vom Schmied Wieland, die so weit verbreitete, hatte ein Local in einer Höhle eines nicht fern von der Stadt gelegenen Berges gefunden; und was schloß sich nicht an den Namen Wittekind! an den Namen Benno! — Da stand auf einer Höhe unfern von Iburg, die Herren-Reste (Rast) genannt, das Kreuz, bis zu dem die Geistlichkeit Iburgs dem von Osnabrück kommenden Bischof, den die Bürger keine Nacht hindurch in ihren Mauern duldeten, der deßhalb in Iburg seine Residenz hatte,

entgegen kam, wo sie eine Weile rasteten und sich durch einen Trunk labten.

Wozu führe ich dies Alles auf? — Ich habe den Grund schon angedeutet und füge noch hinzu: damit Du schließest, was Du auch ohne meine Erinnerung thun würdest, daß, wäre ich fünfzig Jahre später geboren, ich ein Andrer würde geworden sein, wohl in mancher Hinsicht tüchtiger; aber die Zeit der Eisenbahnen, der Dampfmaschinen und Telegraphen, der politischen und religiösen Parteiungen hätte der Innerlichkeit, dem Genusse, der mein ganzes Leben hindurch sich erhalten sollte, gewehrt, hätte nicht den Grund gelegt oder befestigt, der diesem Leben seinen Charakter, seine Eigenthümlichkeit geben mußte. Und da diese Blätter bestimmt sind, Dir zu zeigen, welchen Einfluß Goethe auf mein Leben, meine Bildung gehabt, so wirst Du selbst Dir sagen, daß ich, unter Umständen und in Umgebungen und Verhältnissen wie die geschilderten aufgewachsen, den Dichter ganz anders begrüßen mußte als einige Jahrzehnte später die Jugend, in der der Genuß sich nicht von der Kritik scheidet, der die Atmosphäre, in welcher sie athmet, durch die Politik verdichtet und verdüstert ist, die durch ihre ganze Umgebung nur allzufrüh auf die materiellen Interessen des Lebens hingewiesen wird. Ich kannte noch „die guten Leute", von denen im letzten Acte des Goetheschen Faust die Rede ist; und „was Jahrhunderte hindurch sich dem Blick empfohlen", war die Umgebung, in der ich heimisch war und mich glücklich fühlte.

Daß in dieser Zeit ein Mann wie Justus Möser innerhalb der Mauern Osnabrücks wohnte und segensvoll für den Bürger wie für den Landmann ringsumher wirkte, davon hatte ich keine Ahnung. Und wie hätte

der Knabe sie haben sollen? Ich erinnere mich nur ihn gesehn zu haben, wie er, die hohe, stattliche Gestalt, durch die Straßen wandelte. Erst in etwas späteren Jahren vermocht' ich wahrzunehmen, wie ein Geist wie der Mösersche in eigenthümlicher Weise auf seine Umgebung wirkte und wirken mußte. Was sich in Osnabrück durch Geist und Bildung über das Gemeine erhob — der Jurist forschte, Mösers Spuren verfolgend, nach dem Ursprung der gegenwärtig bestehenden Gesetze und rechtlichen Formen, der Liebhaber der Geschichte wurde auf das Herkommen, die Sitten, die Gebräuche des Landvolks, wie diese noch in die Gegenwart übergegangen, oder in ihr noch zu erkennen waren, durch Möser aufmerksam gemacht; und wer eine dichterische Ader in sich spürte, wie Broxtermann, sang einen Benno, einen Wittekind.

Eine Betrachtung, zu der ich eben, da ich dieses schreibe, veranlaßt werde, Dir mitzutheilen kann ich mich nicht enthalten. Broxtermann, liberal im besten Sinne des Worts, läßt in einem Gedichte auf Mösers Tod einen Fremden, der den feierlichen Leichenzug an sich vorüberziehen sieht, fragen:

Welche Strafgerichte droht der Himmel?
Ist es Krieg? ist's Hunger abzubitten,
Daß mit matten, ungewissen Schritten
Diese Schar zum Tempel trauernd zeucht?

Und, fährt der Dichter fort,

Mehr denn hundert Finger deuten
Auf die Bare: „Fremdling, unser Freund,
Unser Vater ist der Erd' entnommen!"
  So der Bürger; aber angstbeklommen,
  Seufzt der Landmann himmelauf und weint.

Jetzt ist eine andre Ansicht über Möser aufgekommen. So wird er, um ein auffallendes Beispiel zu geben,

in Hettners Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, ein Mann genannt, der nur für die Besitzenden geschrieben, unbekümmert um die Besitzlosen. Daß seine Wirksamkeit dem, was er schrieb, gemäß gewesen, wird präsumirt. Welche Umwandlung in Ansichten, Erwägungen, Urtheilen hat sich innerhalb des Zeitraums, den ich durchlebte, kund gegeben! Das war die Betrachtung, zu der ich durch Hettners Buch veranlaßt wurde, indem ich der tiefen Ehrfurcht gedachte, die Möser von allen, die ihn persönlich kannten oder von ihm wußten, erfuhr, vom Landmann und Bürger bis zum Minister und Fürsten.

Mösers Blick, heißt es in jenem Buche, war in die Vergangenheit gerichtet; er dachte an einen Rückschritt, der Vorschritt kümmerte ihn nicht. Ja, antworte ich, und gewiß Du mit mir, Möser fand in der Vergangenheit des deutschen Volkes etwas Großes, einen Verstand, für den die gerühmte Humanität der neueren Zeit den Sinn verloren hatte; er forschte in diesem Alterthum, und so geschah es, daß wir (nach jenes Dichters glücklichem Ausdruck),

„da die Nebel wieder schwanden,
Wo die Forscher nur Ruinen fanden,
Einen hehren, alten Tempel sahn."

Wenn Möser gern und mit Liebe bei diesem Bilde verweilte, wenn er dasselbe mit Lust ausmalte, so war dies eine harmlose Beschäftigung seiner Phantasie, der wir jedoch die Einsicht verdanken, daß, nach dem Ausdruck eines kundigen Geistesverwandten, das deutsche Volk eine Geschichte habe, und nicht bloß das Reich und die Fürsten; der wir verdanken, daß die deutsche Geschichtschreibung eine andere und bessere Wendung nahm. Daß seine Forschungen und die daraus hervorgehende Schilderung ihn auf Härten führten, die der

derbe Verstand einer rauheren Zeit mit sich brachte, war natürlich. Wie weit er aber davon entfernt war, diese einer neueren Zeit wieder aufdringen zu wollen, davon sind seine Patriotischen Phantasieen das lebendigste und gewichtigste Zeugniß, wie sie jedem Unbefangenen die Nichtigkeit des pietätlosen Vorwurfs darthun, daß Möser sich nicht um die Besitzlosen gekümmert habe.

Der Liberalismus ist einmal der die gegenwärtige Welt beherrschende Dämon. Goethe wies dem Liberalismus seinen Platz in der Gesinnung an; und wegen seines Urtheils über Möser von Hettner getadelt, fand er, daß diese liberale Gesinnung auch in dem Staatsmann Möser walte.

Ich nehme den Faden, den ich zu einer langen Abschweifung hatte fallen lassen, wieder auf und kehre zu der Schilderung jener früheren Zustände zurück.

Es war damals noch nicht die Zeit der Clubs, die heutzutage auch ein kleinerer Ort als Osnabrück nicht entbehren kann. In Osnabrück gab es noch gar keinen. Kleine Cirkel, meist älterer Männer, fanden sich Abends in einzelnen Weinhäusern ein; wo denn die sich ankündigende französische Revolution reichen Stoff der Unterhaltung bot. War diese vorzugsweise conservativer Art, so wirkte jenes Weltereigniß doch bald auf jüngere Männer anders. Eine Gesellschaft von solchen versammelte sich in einem der Stadt nahen Locale, das von ihnen Trianon genannt wurde, wo man die Revolution in andrer Weise als in jenen Weinhäusern besprach. Der leider! zu früh verstorbene Broxtermann, auf den ich von meinem Lehrer aufmerksam gemacht wurde — er lernte bei diesem Griechisch, um den Homer lesen zu können — gehörte dieser Gesellschaft an. Sein Gedicht auf den in das nächste Decennium fallenden Tod Mösers ist ein Zeugniß, daß

er dem Geist und der Gesinnung nach gewiß der vorzüglichste unter jenen jungen Männern war.

Meinem Vater kam nicht der Gedanke an eine mit jedem Abend wiederkehrende Gesellschaft außer dem Hause; die späteren Stunden des Tages wurden in der Familie zugebracht. Jene Gesellschaft ersetzte ihm ein Hausfreund, einer von der Art, wie man sie jeder Familie wünschen möchte, ein Freund, der an allen Liebhabereien des Freundes, mochten sie der Natur, der Litteratur oder Kunst angehören, den gemüthlichsten Antheil nahm, der auch die Kinder des Hauses freundlich an sich zog und ihnen manchen Genuß schaffte. Er, der unverheirathet war, konnte mehr auf jene Liebhabereien wenden als mein Vater, dessen Familie sich schnell vermehrt hatte; und so fehlte es nicht an Büchern, die gemeinschaftlich gelesen wurden, an Kupferstichen, die man bewunderte, an Gegenständen der Natur, die man mit dem Mikroskop betrachtete. An Allem hatten wir Kinder nach dem Maße unsrer Fassungskraft Antheil. Gar manches durch Bilder anziehende Buch kam vor unsre Augen; und so erinnere ich mich auch noch lebhaft, welchen Eindruck die Bilder in dem Himburgschen Nachdruck von Goethes Werken auf mich machten. Werther auf dem Todesbette, Clavigo, vom Degen des Gegners durchbohrt, über dem Sarge Mariens liegend, blieben mir, auch da nach dem frühen Tode des Freundes das Buch verschwand, lange vor Augen. Von den Kupferstichen, auf denen so oft das Auge der Freunde verweilte, die in allen Einzelheiten beurtheilt und bewundert wurden, sind der unglückliche Carl der Erste, von van Dyck gemalt, gestochen von Wille, die Auferweckung des Lazarus von West und manche andre noch vorhanden, und erinnern mich an die glücklichen, ahnungsvollen

Zeiten, wo der Sinn für das Edlere und Schöne in mir erwachte und zu Genuß wurde.

Damals sah ich auch die Noth der französischen Emigranten und erfuhr die erste Einquartirung im väterlichen Hause. Ich erinnere mich noch der Namen der beiden Unteroffiziere, die gegen Valencienne und Condé zogen im hannoverschen Corps. Die Emigranten zeigten sich großentheils sehr anstellig und industriös. Kleine Hand- und Papparbeiten wurden zu Lotterieen gefertigt, für die man gern Loose nahm. Einst zeigte man mir einen Mann, der Dünger auf einen Wagen lud, als Knecht bei einem geringen Bürger dienend; es sollte ein Marquis sein. Rührend war mir ein hübsches, etwa 15jähriges Mädchen, die mit dem Vater, der einst ein angesehener Mann gewesen sein mochte, geflüchtet war. Dieser war ein Liebhaber von Münzen und hatte erfahren, daß mein Vater einen kupfernen Otho besaß (bekanntlich ein Hauptstück der Münz-Freunde). Sie kam, flehte fast fußfällig um die Münze für den alten, unglücklichen Vater. Ich erinnere mich keines ähnlichen, rührenderen Flehens. Ich denke, es ward erhört; der Otho war später nicht aufzufinden. Mösers letztes Wort in den Briefen an Nicolai (29. Dec. 1792) ist: „Was quälen uns die Emigrirten! Die armen, unglücklichen Leute!“

In welche Zeit des Umschwungs, der Umwandlung mein Leben gefallen ist, das erkenne ich auch an minder bedeutenden Dingen. Meine erste Reise machte ich mit Vater, Bruder und dem Freunde des ersteren nach Münster; es war im Juni 1790. Einige Wochen vor dem Antritt der Reise mußte der Wagen bestellt werden; denn es gab nur Einen zu solchem Zweck in Osnabrück. Bedungen ward, daß, um nach Münster in Einem Tage zu kommen, früh Morgens ausgefahren

werde. Denn in Iburg schon mußten die Pferde rasten und ein Frühstück eingenommen werden. In Glandorf ward Mittag gemacht, 2 Stunden Rast; so gegen Abend in Telgte die Vesper gefeiert, und am späten Abend befand man sich wirklich in Münster. Welcher Unterschied zwischen dem damaligen Wirthshause und dem jetzigen Hotel! Die Reise aber war uns Knaben keineswegs langweilig. Erst Iburg mit seinem merkwürdigen Kloster, in Glandorf das Essen am Mittagstisch; das Bild an der Wand, welches einen Bauern, das Urtheil in einem verlornen Prozeß in der Hand haltend, während die andre Hand den Kopf kratzt, darstellte — ein solches Bild fand man überall in den Gaststuben —; dann selbst die Oede bis Telgte nicht ohne Merkwürdigkeiten, verschiedene Richtstätten mit Resten von Missethätern, an manches Grauenvolle erinnernd; in Telgte das wunderthätige Muttergottesbild, darauf der eine Strecke am Fahrweg — an Chausseen war nicht zu denken — hinlaufende Damm mit den Stationen des Calvarien-Berges. Da wanderten die Fahrenden eine Strecke, um den Pferden die Last zu erleichtern, endlich am späten Abend in Münster, am Markt, wo die Bögen des Erdgeschosses so merkwürdig schienen und der Blick auf die eisernen Käfige am Lambertsthurm gezogen wurde. Jetzt kann der Vater seinen Kindern das Vergnügen machen, Nachmittags zum Kaffee nach Münster zu fahren und Abends zum Essen wieder im eignen Hause sein. Aber was für ein Vergnügen gegen jene Genüsse! Auch meine Reise nach der Universität fällt noch in das vorige Jahrhundert. Mein Vater war nie über Lübeck, wo er seine Lehrjahre bestanden, hinaus, dann nicht weiter als Braunschweig gekommen, wohin er jährlich auf die Messe reisete. Da nun Jena, wie Braunschweig, in östlicher

Richtung von Osnabrück lag, so meinte man, die Reise nach der Universität müsse über jene Stadt gehn. Am 1. October 1799 reisete ich ab. Weil unser vier waren, nahmen wir Extrapost, d. h. ein paar elende Pferde vor einem unbedeckten Wagen, wie ihn die Bauern haben, mit rohen hölzernen Sitzen, auf denen die vorn sitzenden den übrigen den Rücken zukehrten. Diese Extrapost brachte uns in drittehalb Tagen wohl durchnäßt und zerstoßen nach Braunschweig. Dort mußte gewartet werden, bis die Gelbe Kutsche abging, diese Post, die schon Gellert verwünschte, der an eine Freundin schreibt: „Das heißt einmal mit der Gelben Kutsche gefahren, und nie wieder." Wir konnten nicht anders als in diese Verwünschung einstimmen; denn wir mußten froh sein, daß uns auf dem holprigen Wege in stockfinstrer Nacht über Blankenburg, Hasselfelde (hier erreichte das Heimweh, das sich unter dem ewigen Regen auf den schauderhaften Wegen am Fuße des Harzes, bei der Ermangelung aller gewohnten Bequemlichkeit bald eingestellt hatte, seinen Gipfel), über Stolberg, da Koffer und andres Reisegepäck durcheinander den Passagieren auf den Leib fuhren, nicht Arm und Beine gebrochen wurden. Von Merseburg aus kamen wir dann, und wiederum vermittelst Extrapost, nach Jena, von Norden her, da wir von Südost her hätten kommen sollen. Die Reise, die man jetzt in Einem Tage mit der größten Bequemlichkeit macht, hatte neun Tage gedauert.

Der Knabe schritt dem Jünglingsalter zu; die Welt wurde weiter, und die Natur empfing den Weichgestimmten mit offenen Armen. Sie zeigte sich ihm in einer seiner Natur angemessenen und diese ansprechenden Weise, nicht imponirend durch Großartigkeit,

sondern schlicht, traulich, idyllisch; die Gegend, von einem kleinen Flusse durchschlängelt, wenn auch nicht reich zu nennen, doch zur Genüge der Bewohner fruchtbar, Wiesen, Holz, Heiden in angenehmer Abwechslung und Mannichfaltigkeit, die um so mehr anzog, je weniger die oft so prosaische Cultur die nächste Umgebung der Vaterstadt angegriffen, Wege gerichtet und gebahnt, Bäume und Gebüsche, verfallene Gebäude und altes Gemäuer, um Fabriken Platz zu machen, weggeräumt, mit Vertilgung des Buschwerks auch die Sänger der Flur verscheucht hatte. Es war noch die Natur, die Gegend, welche die Schauspielerin Charlotte Grosmann, als sie im Jahre 1793 nach Osnabrück kam, von des Berges Höhe erblickte,

„Das schöne Thal,
Mit seinen leicht bekränzten Hügeln,
Mit seinen Wäldchen, seinen Bächen.“

(Aus der von Broxtermann gedichteten Abschiedsrede der Schauspielerin.)

Den Knaben durchdrang das Gefühl, für das Goethe in seinem Ganymed Worte zu finden wußte. Leider wirkte die Empfindsamkeit, die in den siebziger Jahren — in Blüthe stand darf ich nicht sagen, denn von Blüthe kann bei ihr nicht die Rede sein — so mächtig die Jugend beherrschte und schwächte, noch weit in die achtziger Jahre hinein und umnebelte die Natur. Ossians „Nebelharfe“, wie Herder sie treffend nennt, tönte auch mir; und weder die alle Knaben der damaligen Zeit hinreißenden Räuber, noch die gleichzeitigen Rittergeschichten — welcher Knabe wäre von ihnen nicht angezogen? — waren kräftig genug sie niederzuschlagen.

Die Erwähnung der Räuber veranlaßt mich zu einer Bemerkung. Auch der größte Geist hat die Periode durchzumachen, durch die jeder Mensch, bei dem von

Geist die Rede sein kann, hindurch muß. Mit dem Maßlosen beginnt er; glücklich, wenn ihm Zeit, Umstände und Erziehung den Begriff von Maß geben und die Fähigkeit, nach ihm zu leben, zu handeln und zu schaffen. Bei Goethe mußte ein Goetz der Iphigenie vorausgehn.

Wenn ich Kleines mit Großem vergleichen darf: der Genuß der Iphigenie und Hermann und Dorotheas folgte bei mir dem Enthusiasmus für die Räuber. Aber wie spät gelangte ich von dem letztren zu dem ersteren! wogegen bei Goethe zwischen dem Goetz und der Iphigenie nur sechs Jahre liegen. Und bei ihm ist von Schaffen die Rede, während ich nur von Urtheilen und Genießen reden kann. —

So wurden Einbildungskraft und Gedächtniß von Gestalten einer phantastischen Welt eingenommen und erfüllt; und, wie der Jugend Goethes, fehlten auch die Bilder und Wunder nicht, die Gottfrieds Chronik und die Acerra philologica mit ihren Hunderten von Historien der Phantasie boten.

Reiner war die Freude, die ich an Bürgers Gedichten fand; das Lied vom braven Mann hatte doch eine sittliche Wirkung und reizte, sich im mündlichen Vortrag zu üben, der freilich, wie die schwungvollen Scenen in den Räubern, pathetisch genug ausfiel. Und wie hätte ich der Lenore widerstehen können, die damals alle Welt hinriß? Gegen sie und andre Gedichte Bürgers traten Matthissons, Salis', Höltys Poesieen, wenn sie auch der Empfindsamkeit zusagten, zurück; aus einem andern Grunde die Voßischen. Ich witterte in ihnen die Prosa des Lebens; und der entzog ich mich nur zu gern, ja, meine Natur widerstrebte ihr. Bürgers Dichtungen führten mich zu Percys Reliques, die jedoch wegen der Schwierigkeit der alten Sprache und des Dialekts nur bruchstückweise genossen wurden;

aber innig wurden sie genossen, wie sich denn Herders „Volkslieder“ zu ihnen gesellten und eine Ahnung von dem gaben, was aller Poesie zum Grunde liegen muß.

Ich gedenke noch gern der Stunden, in denen ich mit gleichgestimmten Cameraden im Schatten eines halbverfallenen, einst zur Befestigung der Stadt dienenden Thurmes an der Hase liegend, das Verständniß einzelner Gedichte der Percyschen Sammlung zu gewinnen, gelegentlich auch dieselben in deutsche Reime zu bringen mich bemühte. Überhaupt war damals die Atmosphäre, in der der Empfängliche, der Mensch von Gefühl und Gemüth, athmete, der Poesie günstiger, poetischer möcht' ich sagen als die gegenwärtige, durch die Politik und die materiellen Interessen erkältete. Wie lieblich klang dem Knaben auf seinen einsamen Abend-Spaziergängen der Gesang der Melkerinnen, die, den gefüllten Kübel auf dem Kopfe tragend, von der Weide nach der Stadt zurückkehrten! Damals hörte man noch ächte Volkslieder, wo später wohl ein widriges „Wir brauchen keinen König mehr“ selbst aus dem Munde einer Magd vernommen wurde. Zu jenen stimmten auch die Lieder der wandernden Handwerksburschen, die, neben der Anhänglichkeit an die Vaterstadt und Erinnerung an ein Liebchen, Freude an den neuen Gegenständen, Frömmigkeit und Liebe zu dem erwählten Geschäfte athmeten; wo jetzt der Wandrer durch sein Wanderbuch und die beständige Erinnerung an die Polizei und Politik höchst unpoetisch gestimmt wird.

Auch der Don Quixote konnte meiner Lesesucht nicht entgehen. Denn wenn ich auch erst später mit Lord Byron sagen konnte:

To read Don Quixote in the original,
A pleasure, before which all others vanish,

wenn ich das Buch auch in der sehr mangelhaften Bertuchschen Verdeutschung las, so war es doch natürlich, daß das Ritterwesen, welches von dem Dichter bekämpft wurde, durch sein romantisches Element den Knaben mächtig anzog.

Aber nachhaltiger wirkten doch Thomsons Jahreszeiten. Ich ging nicht in's Freie, das mich nur allzu oft aus den vier Wänden und von den Schulbüchern abzog, ohne das Buch in der Tasche zu haben, und hundert Plätze in der reizenden Umgebung der Stadt sind Zeugen von der Empfindung, die mich beseelte, ja recht eigentlich mich beglückte. Daß ich mich so dem in dem von mir verehrten englischen Dichter waltenden Deismus, wenn auch nicht mit Bewußtsein und Nachdenken, hingab, war eine natürliche Folge.

Der Titel dieser Blätter weist auf Goethe hin, und alles bisher Gesagte sollte nur darthun, daß ich nach und nach für seine Dichtung empfänglicher wurde. Da muß ich aber zuvor noch der Freunde gedenken, die meine Genüsse theilten und bei denen so wie bei mir ein Gefühl für Goethe wach wurde. Denn was ist, besonders in der Jugend, Genuß, wenn er sich in sich verschließen muß, durch Mittheilung nicht Luft machen kann? Mir wurde das Glück, gleichaltige, gleichgestimmte und -gesinnte Freunde zu finden; und wie wurde mit ihnen die Natur, das Schöne, das mich entzückte, genossen und durch den Mitgenuß verschönert!

Ich gehöre indessen nicht zu denen, die Horaz *laudatores temporis acti* nennt; ich bin für den Fortschritt, den gediegenen, auf festem Boden ruhenden, der sich aber so fern hält von Tumult und Überstürzung, als er fern ist von Trägheit und Kleinmuth, für den Fortschritt, den ich später in seiner Gediegen-

heit und Würde in Goethe erkannte. Und wenn auch in Erinnerung an jene unschuldige, harmlose Zeit manchmal in meiner Seele der Wunsch sich regt:

O mihi praeteritos referat si Juppiter annos!

so bin ich doch weit entfernt von dem Wunsche, es möge jetzt noch die Dumpfheit, das philisterhafte Wesen walten, das sich in meiner Jugend bei der Masse der Bewohner meiner Vaterstadt fand. Denke ich an dieses, dann empfinde ich in vollem Maße das Gewicht des Wortes, welches Schiller an die Muse richtet:

Was ich ohne dich wäre, ich weiß es nicht — aber mir grauet,
Seh' ich, was ohne dich Hundert' und Tausende sind.

Es ist natürlich, daß alles bisher Erwähnte nur dazu diente, des Knaben und angehenden Jünglings Phantasie zu nähren, Gemüth und Empfindung desselben, von Haus aus weich, noch weicher zu stimmen. Von einer reineren und höheren Bestimmung der Dichtkunst hatte ich noch keinen Begriff. Leider war die Schule, die ich besuchte, keineswegs geeignet, die Einflüsse der Zeit abzuhalten, der Herrschaft der eigenen Natur zu wehren, durch das classische Alterthum mir eine gesunde Nahrung zu geben, und, um diese zu gewinnen, zu Fleiß und Arbeit zu ermuntern.

Nach genossenem Privatunterricht, unbedeutendem, wurde ich in die zweite Classe des Gymnasiums (Septima) eingeführt, 1789. Die unterste (Infima) hatte einen Lehrer, der sicherlich nie daran gedacht hatte, was lehren sei, der später sich dem Trunke so ergab, daß er, da er zu den skandalösesten Scenen Anlaß wurde, abgesetzt werden mußte. Mein Lehrer war ein Thüringer aus Langewiesen, den die Stelle eines Hauslehrers in die Gegend Osnabrücks gebracht hatte. Er war ein in damaliger Weise gebildeter Mann, der

in den siebziger Jahren in Erfurt studirt hatte, den aber Gott in seinem Zorne zum Schulmann gemacht zu haben schien, zum Schulmann an diesem Gymnasium. Wir Schüler taugten freilich nicht viel; er war hypochondrischer Natur; ein solches Schelten und Toben, wodurch alle Freudigkeit zum Lernen erstickt wurde, ist mir nicht wieder vorgekommen. Eine bessere Methode einzuführen, wozu er gewiß im Stande gewesen wäre, mochte ihm hier nicht der Mühe werth, oder eine fruchtlose Mühe scheinen. Jeden Morgen — um ein Beispiel von dem alten Schlendrian anzuführen —, nachdem von den Classen insgesammt das *Veni sancte spiritus* unter Begleitung der Orgel gesungen war, wurden in der Classe die herkömmlichen Gebete hergesagt; der Oberste fing an, die folgenden fünfzehn sagten jeder ein anderes her, das letzte war: „Hilf Gott alle Zeit, mach uns bereit zur ewigen Freude und Seligkeit“. Dann folgte der Unterricht in den gewöhnlichen Gegenständen, ohne Lectionsplan, ohne Abtheilung nach Stunden. Jener Thüringer wurde, während ich in seiner Classe saß, als Prediger nach Jena versetzt, wo ich denn angenehmere Stunden mit dem gebildeten Manne zubrachte. Der Lehrer der Infima rückte nun in seine Stelle ein. Welche Thorheiten und Tollheiten unter dessen Augen getrieben wurden, wozu er selbst nur zu sehr Anlaß gab, kann man sich heutzutage nicht vorstellen. Nun rückte man nach zwei Jahren in die Sexta, die nachmalige Quarta auf, die ein aus Schmalkalden gebürtiger Cantor beherrschte, ein guter Musikkenner, der auch gelegentlich componirte, dabei auch die Kunst des Glasschleifens verstand und übte, Brillen, Mikroskope und dergleichen verfertigte. Er war ein ältlicher, ernster Mann, der aber aus dem pedantischen Gange nicht herauskam

und den Stock walten ließ. Der ärgste, wunderlichste Pedant aber war der Lehrer der Quinta (Tertia), eine Caricatur, wie sie jetzt schwerlich irgendwo vorkommt, dabei wunderbarer Weise ein Freund der französischen Revolution. „So mußt' es kommen!" sagte er, als Ludwigs XVI. Haupt fiel (bei welcher Gelegenheit ich, nebenbei gesagt, die ersten Reime, elegischer Natur, machte). Die Franzosen waren ihm „die aufgeklärte Nation". Als im Jahre 1795 die Engländer sich in Osnabrück einquartirten, ermahnte er uns Schüler, unsre Bücher, die zum Theil auf seiner Hausflur niedergelegt wurden, wohl in Acht zu nehmen, damit die „Unholden" sie nicht raubten.

Nichts wissend kamen wir in die Quarta (Secunda), der ein Schüler Heynes vorstand. Da hätten wir mehr lernen können. Aber der Lehrer hatte nicht den Sinn, den Tact, in dem er hätte wirken sollen. In einer Privatstunde — auf solche hielt man damals viel — ließ er mich den *Palaephatus de incredibilibus* lesen; *mirabile dictu!* Denn welche Dinge wurden da dem Knaben vorgeführt! Die Tertia war die oberste Classe, eigentlich in Tertia und Secunda abgetheilt; Lehrer derselben war der gelehrte Rector Kleuker, der im Jahre 1798 zu einer theologischen Professur nach Kiel berufen wurde. Seine Gelehrsamkeit kam uns Schülern nicht zu Gute; ja, sie war uns in hohem Grade nachtheilig. Er las mit uns gern das, was gerade in seine Studien paßte. Wir mußten Platos Phädon lesen, und konnten nicht gehörig griechisch decliniren und conjugiren; wir lasen das Griechische, und er sagte das Deutsche her. Wir lasen Shakespeares Hamlet mit vertheilten Rollen. Er war der Hamlet, mir wurde die Ophelia zugetheilt. So standen wir im Winter um den Ofen — denn diese Freiheit nahmen wir uns un-

gestraft heraus — und ich unterhielt mich mit ihm, der auf dem Katheder saß, von daher. Noch höre ich das Kichern der feinen Stimme dieses sonst ernsten Mannes, als wir an die Worte des Polonius kamen: *Still harping upon my daughter.* „Er harft gleichsam", sagte er, „er harft immerfort auf meiner Tochter". Wer sich zu Haus im Englischen geübt hatte, der verstand etwas von dem, was gelesen wurde. — Die Dogmatik dictirte uns der gelehrte Mann lateinisch. Das *Barbara, celarent* u. s. w. fehlte auch nicht.

Erst mit dem Jahre 1798, nach Kleukers Abgang, und da der Lehrer der Quinta starb, wurde es, besonders durch das Bemühen des trefflichen Bürgermeisters Stüve, mit dem Gymnasium besser; ein jüngerer Bruder des nunmehrigen Rectors[1]) wirkte im Sinne des von ihm hochverehrten Heyne. Eine neue Schulordnung wurde eingeführt, manche Übelstände, namentlich der unteren Classen, wichen einer zeitgemäßeren, einer vernünftigen Ansicht.

Wer etwa das Obige gelesen, wird eingesehen haben, daß meine Schuljahre, wenigstens der bei weitem größere Theil derselben, nicht der geeignete Boden waren, um die Saat aufzunehmen, die demnächst in ihn sollte gestreut werden; wohl konnte es einem in dieser Schule nicht werden. Indeß war das Gute dabei, daß der einigermaßen empfängliche Schüler, sich selbst überlassen, seinen Gefühlen, Phantasieen, Gedanken nachhängen konnte, ohne daß Pedanterie, verkehrte oder schiefe Ansichten einen Eindruck machten oder eine Richtung gaben, die zu überwinden

---

[1]) Franz Arnold Fortlage; sein jüngerer Bruder war J. H. Benjamin Fortlage, der spätere Director.

später nicht wohl möglich gewesen wäre.[1]) Ich flüchtete mich in's Freie; die Natur und die Phantasie reichten zusagende, nur allzu schmeichelnde Nahrung. Ich las den Homer; aber nur die Abenteuer und die traulich häuslichen Scenen der Odyssee fanden einen Anklang in mir; und dem Kriegsgetümmel der Ilias entzog ich mich, um Hektors und Andromaches Abschied zu genießen. Es war dies natürlich; denn die Jugend ergeht sich gern im Phantastischen, sie ver-

[1]) Ob sich übrigens ein Schüler wie Abeken auf anderen, selbst berühmten Schulen des vorigen Jahrhunderts viel wohler befunden hätte, erscheint fraglich. Es sei gestattet, hier einige charakteristische Notizen aus Abekens Tagebuch über Salzmann und Rochow, der freilich kein Gymnasium gründete, anzuführen. „Die Lektüre der evangelischen Pädagogik von Palmer erinnert mich an Schnepfenthal und den Gründer der dortigen „Erzieherin", wie das Landvolk umher die Anstalt nannte, Salzmann. Ich war dort als Student i. J. 1801. Es war der erste Ostertag. Wir wurden in den Saal geführt, worin die Gottesverehrungen abgehalten wurden, die Eleven in ihren rothen Uniformen auf den Bänken; einer von ihnen spielte die Orgel zu einem Gesange. Dann trat Salzmann vor einen Tisch und hielt eine Rede — er selbst auch in rothem Kleide —, die als Musterstück rationalistischer Paraphrasirung des heiligen Textes gelten konnte. Mit welcher Empfindung zogen wir von Schelling und Goethe Elektrisirten von dannen!" — „Man sagt, taube Menschen werden leicht mißtrauisch. Das hat einen natürlichen Grund. Ein auffallendes Beispiel hatte ich i. J. 1804, wo ich mit der Familie des Ministers v. d. Reck in Rekahn bei dem als Kinderfreund bekannten Herrn von Rochow war. Er war fast taub, und um ihn zu unterhalten, fanden sich Abends immer einige Damen aus der Nachbarschaft ein, mit denen er eine Partie machte, die er nicht entbehren konnte. Da sah ich ihn diesen alten Damen geradezu in die Karten gucken, mit den Worten: „Einen tauben Menschen kann man leicht betrügen". Sonst ein wackerer, wohlmeinender Mann, und die Hausfrau ebenso, gütig, milde. Aber die Weise des Hauses gewaltig prosaisch."

steht und liebt das Rührende, zum Herzen Sprechende; die Wirklichkeit, das, was sie täglich vor Augen hat, dünkt ihr gemein; erst später kehrt sie zur Erde zurück, findet in ihr das Feld ihrer Thätigkeit und „daß der wahre Dichter nicht das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, sondern dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben sucht.“

Ich hätte bei meiner Empfindsamkeit zum Siegwart werden können; und Er, der diesem Wesen steuern konnte, war mir noch fern; und wäre er mir nahe gewesen, ich hätte ihn eben so wenig als den Homer verstanden. Daß ich hier Goethe im Sinne habe, wirst Du errathen. Und doch — das, womit ich bisher Dich unterhalten habe, Heimath, väterliches Haus, Freunde, Natur — dieses alles, verbunden mit der angeborenen Sinnesweise, bildete den Grund und Boden, auf dem mir Genuß und Verständniß des Dichters erwachsen sollte.

Das Erste, wodurch ich noch in den Knabenjahren auf Goethe aufmerksam wurde, waren die Leiden Werthers. Ich las sie früh; und wie diese Schilderungen der Natur, dieses Schwelgen in ihr auf mich wirkten, läßt sich besser empfinden als beschreiben. Worte wie die des zweiten Briefes (vom zehnten Mai), wo Werther sich im hohen Grase am fallenden Bache liegend schildert, wie er das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen an seinem Herzen fühlt, wie er die Gegenwart des Allmächtigen spürt, das Wehen des Allliebenden, der Alles in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält — diese Worte waren mir aus der Seele geschrieben. Sie war ganz von ihnen erfüllt, wenn ich, die Stadt hinter mir lassend, in einem anmuthigen Gehölze mir eine einsame Stelle suchte, da in dem Grase mich niederlegte, gar bald das Buch,

das die Schule mich lesen hieß, bei Seite legte, und mich im Genuß der Gegenstände um mich und über mir verlor. Daß ich den eigentlichen Sinn des Werther nicht fassen konnte, brauche ich hier nicht zu sagen. Was Goethe in seiner Selbstbiographie sagt, daß er durch den Werther sich mit der Gefühlsschwärmerei und der Empfindsamkeit abgefunden, daß er sich von ihr, die mich durchdrang, durch den die ganze gefühlvolle Welt elektrisirenden Roman erlöset, das wäre mir durchaus unverständlich gewesen.

Ich mußte übrigens das Buch verstohlen lesen; denn mein guter Vater, wie sehr er auch dasselbe liebte, glaubte es doch gefährlich. Hatte doch der Superintendent seiner Kirche, wahrscheinlich von dem Hamburgischen Hauptpastor influirt, gesagt, das Buch habe der Teufel aus der Hölle gebracht. So hatte auch meine Mutter ein geheimes Grauen vor demselben, wie gern sie auch von Lotte las, deren natürliches, heiteres und thätiges Wesen, wie sich dieses besonders in dem Verhältniß zu den Kindern des Hauses kundgiebt, ihrer eignen jenem verwandten Natur zusagen mußte. [1])

---

[1]) Es mag hier noch eine andere Erinnerung Abekens hinzugefügt werden: „‚Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle.‘ Einigermaßen kann ich dies auf mich anwenden. Als Kind schon hörte ich meinen Vater mit der tiefsten Ehrfurcht und Bewunderung die Namen Wieland und Goethe aussprechen. Der Oberon war ihm das Höchste, Werther ward sehr geliebt; den Knaben entzückten Schillers Räuber, den angehenden Jüngling Don Carlos. Solche Männer nur einmal sehen zu können, dünkte mir etwas Großes, ja mir wenigstens nicht erschwinglich. Jetzt ist es mir eine der angenehmsten Erinnerungen, daß ich sie gesehen, in ihrer Nähe gelebt, ja, Wieland wenigstens und Goethe, gekannt, selbst manches Freundliche von ihnen erfahren habe.“

Ich muß hier auch meines trefflichen, von mir sehr verehrten Oheims gedenken, des Hofmedicus Klincke, dem ich dankbar zu sein so große Ursache habe, dem ich aber mein Entzücken über den Werther nicht hätte verrathen dürfen. Er war an demselben Tage mit Goethe geboren, am 28. August 1749; aber verschiedenere Naturen konnte es nicht leicht geben, was sich besonders in Schätzung des Dichters von Seiten meines Oheims kundgab. Dieser war völlig unpoetisch, Goethes Poesie ihm widerwärtig. Werthers Leiden, die ihm doch in den Jahren zukamen, wo Herz und Gemüth für solche Dichtungen am empfänglichsten sind, haßte er förmlich. Er besaß das Buch, überließ es aber meinem Vater. Den Haß gegen Goethe hat er, obwohl er mein Pathe war, mir bei der Taufe nicht eingebunden.

Ich habe oben einer Nachbarschaft gedacht, die einen traurigen Einfluß auf mein Gemüth und meine Stimmung hatte; ich kann hier der Einwirkung einer andern, heitern gedenken. Der fürstliche Beamte, der dem Hause meines Vaters gegenüber wohnte, hatte eine sehr schöne Tochter, die, wie Werthers Geliebte, Charlotte hieß. Er war mit dem Abt Jerusalem, einem gebornen Osnabrücker, verwandt; wir Kinder hatten oft von dem unglücklichen Ende des einzigen Sohnes dieses trefflichen und berühmten Mannes gehört, und daß er jenem Hause verwandt sei. Der Name Werther, auf den das Schicksal Jerusalems übertragen war, verschlang sich mit der Familie der Nachbarschaft; und so kam es, daß ich mir einbildete, die schöne Charlotte sei dieselbe, von der jenes so geheim gehaltene Buch erzählte.[1])

---

[1]) Wie tief der Eindruck des „Werther" auf die Zeitgenossen gewesen sein, und wie lange er in ihnen nach-

Je vorsichtiger ich beim Naschen in demselben sein mußte, desto mehr behagte es mir; und man kann sich vorstellen, wie der Reiz desselben wuchs, als ich mit Ossian bekannt wurde und nun diesem geliebten Sänger in ihm begegnete. Doch muß ich bemerken, daß ich eigentlich nur wenig von diesen nebelhaften Dichtungen kennen lernte; die Eintönigkeit in so großer Masse war auf die Dauer ermüdend; es fehlte das Mark, dessen Mangel auch der Jugend empfindlich ist, der Schwung — wie man sich ausdrückte —, der in Schillers Räubern, vor allem in den Reden Karl Moors waltete und im höchsten Maße

gewirkt haben muß, geht auch aus folgenden Bemerkungen hervor, die Abeken i. J. 1855 niederschrieb. „Aus einer Bildung, die nur die Zeit nach der ersten französischen Revolution geben konnte, schaue ich auf die Enge, die Unschuld jener früheren Zeit, die über der Unruhe der Gegenwart verloren gegangen, zurück, habe einen Nachgenuß davon und übersehe das Schwache, Ungenügende jener Zeit. Aber gerade diese Täuschung hat ihr Erfreuliches; Vergangenheit und Gegenwart sind eins. Ich genieße jetzt die Werther-Briefe (d. h. den von Kestner [1854] herausgegebenen Goethe-Kestnerschen Briefwechsel) mit unaussprechlichem Genuß, während meine jüngere Umgebung kalt dabei bleibt. Woher das? In meiner Knabenzeit hörte ich den Vater mit Entzücken von Werther reden, das Buch war ihm ein Kleinod. Doch sah man es als etwas Gefährliches an; von Jerusalems Tod war die grauenvolle Wirkung noch nicht verklungen. Sein Vater war in Osnabrück geboren, er selbst hatte Osnabrück besucht. Ich genoß das Buch, wie die frühesten Leser es mochten genossen haben. Ossian wirkte mehr auf mich als Homer, wie bei Werther, da er sich zum Untergang neigte. So kann jetzt ein Jüngerer das Buch nicht lesen, so jene Briefe nicht. Aus diesen Umständen entstand die Passion, die ich für Bücher der schönen Litteratur aus den siebenziger Jahren des letzten Jahrhunderts habe. Lenz, Klinger, Miller, Stilling — ich lese sie mit einem eigenen Genuß. Freilich, wie ein junger Riese steht Goethe unter ihnen da."

wirkte. Die kürzeren Stücke, die Lieder von Selma und Darthula, wurden übersetzt; den Fingal habe ich nie ganz gelesen. Wie Goethe den Ossian in seinem Romane künstlerisch benutzt, wie er ihm die richtige Stelle angewiesen, indem er ihn die Freude und den Trost des kranken Werther sein und in dessen Herzen den Homer verdrängen läßt, davon hatte ich damals keine Ahnung.

Des Goetz von Berlichingen habe ich nicht gedacht; es versteht sich von selbst, daß dieser sich den Ritterbüchern zugesellte und wohl mit mehr Gefühl, aber nicht mit beßrer Einsicht genossen wurde, als mit der die Schauspieler auf Wilhelm Meisters Stube und Kosten das eben auftauchende Ritterschauspiel sich aneigneten.

Sonst lernte ich von Goethe vor den Universitätsjahren nichts kennen, die Liebesscenen im Egmont und im Faust abgerechnet. Was Eindruck auf mich machen sollte, mußte unmittelbar das Herz treffen und bewegen oder Schwung haben. Der Tasso kam mir in die Hände; aber ich wußte durchaus nicht, was ich aus ihm machen sollte. Auf den Wilhelm Meister war mein Vater sehr gespannt. Aber er hatte etwas Wertherisches erwartet und vermochte jene Klarheit, jenen Weltverstand, jene Objectivität nicht einzusehn. Wie hätte auch er, der in den Werther Versunkene, wie vollends hätte ich begreifen können, was Schillers Freund Körner, nachdem er den ersten Band des Romans gelesen, dem Freunde schreibt? — er finde im Wilhelm Meister alle Kraft aus Werthers Leiden, nur gebändigt durch einen männlichen Geist, und zu der ruhigen Anmuth eines Kunstwerks geläutert; — welchen Worten Schiller vollkommen beistimmte. Mehr als der erste Theil kam auch

nicht in unser Haus; und ich, der hinter allen Büchern her war, die der Vater las, ergötzte mich nur an dem Puppenspiel des kleinen Theaters, was jedoch weiter keinen Eindruck auf mich machte. Noch las ich Hermann und Dorothea, aber eben so wenig davon angesprochen. Zu dem Einfachen, dem Wahren, dem Schönen gelangt man erst nach Verirrungen, auf Umwegen.

Ich darf nicht unterlassen hier noch zu erwähnen, daß ich, noch während ich in der Vaterstadt verweilte, auf den Naturforscher Goethe aufmerksam gemacht wurde. Ich wußte bis dahin nur von dem Dichter, und hatte keine Ahnung davon, daß er der große Dichter war, weil Natur und Kunst sich in ihm auf das innigste durchdrangen. Schelver kehrte von Jena, wo er studirt hatte, in seine Vaterstadt zurück, und weil er eine akademische Carrière im Sinne hatte, übte er sich durch Vorträge, die er uns Schülern des Gymnasiums hielt. Er hatte sich der in Jena damals herrschenden Philosophie hingegeben und, was er davon aufgefaßt, in das Gebiet der Natur geleitet, wobei er die Methode Goethes sich anzueignen suchte.[1]) Wie aber, obgleich Schelver sich mir freundlich zuwandte, hätte ich damals in Bezug auf Goethe auch nur in geringem Maße fassen können, was mir erst nach Jahren einleuchtete?[2])

[1]) „Schelver wurde einige Jahre später Professor in Jena, wo er als Botaniker Goethes Achtung gewann. Im Jahr 1825, da er in Heidelberg lehrte, sah ich ihn daselbst wieder, mit einem schmerzlichen Gefühle; denn das Magnetisiren, das er leidenschaftlich trieb, hatte den einst so liebenswürdigen, heitern Mann geistig und körperlich heruntergebracht.“

[2]) Darum beklagte Abeken später nichts so sehr, als daß er in seinen Schuljahren nicht in die Naturwissenschaften eingeführt worden sei. So schrieb er i. J. 1845: „In der gegen-

Die Umwege, deren ich eben gedachte, hatte ich, wie Dir durch alles bisher Mitgetheilte klar sein wird, noch nicht zurückgelegt; ich sollte sie nun in andrer Weise machen, ehe mir ein beßres Verständniß Goethes aufging.

Daß ich mich den Studien widmen, daß ich also nach verflossenen Schuljahren eine Akademie beziehen sollte, war im Hause angenommen, ohne daß man erwogen hätte, wohin eigentlich meine Neigung ging, wozu ich von Haus aus befähigt sei. Das Studium der Medicin, zu welchem mich mein in der Stadt als erster Arzt angesehener Oheim, der mein Pathe war, hätte verleiten können, wurde von mir, nach einem richtigen Instincte, abgelehnt, eben so die Jurisprudenz. Man meinte nun, ich müsse Theologie studiren. Daß man sich den philologischen Studien als für sich bestehenden widmen könne, davon hatte man in dem Kreise, in welchem ich lebte, keinen Begriff; man sah sie als ein Anhängsel an die Theologie an; das Schul-

---

wärtigen Welt komme ich mir oft ganz entsetzlich arm vor, indem ich von Politik, Eisenbahnen, Maschinenwesen u. s. w. u. s. w. so wenig verstehe und zu sprechen weiß; wogegen das, was mich mein bewußtes Leben hindurch anzog und beschäftigte, so gar nicht an der Tagesordnung ist. Manche haben mich getadelt, und ich selbst nicht am wenigsten, daß ich den ästhetischen Betrachtungen und Genüssen mich zu sehr hingegeben. Es ist schwer, gegen die eigene Natur anzukämpfen und sie zu bewältigen. Und wie manches von dem, was die Schule mich lehren sollte, habe ich erst als Lehrer gelernt! und das natürlich nicht so im Zusammenhange, nicht so gründlich, wie ordentliche Meister es mir beigebracht hätten." Aber mit Recht fügt er dann wieder hinzu „Doch ist mein Wirken auch wohl nicht ganz unnütz und unzeitig. Unsre regsame, nur zu sehr auf das Materielle gerichtete Zeit bedarf eines Gegengewichts in der Humanität und ihren Studien."

amt führe zur Kanzel. Also um diese zu studiren, auf die meine Natur und meine freilich nicht in gehöriger Weise ausgebildeten Anlagen keineswegs hinwiesen, begab ich mich im Herbst des Jahres 1799 nach Jena, und zwar dahin ohne weitere Überlegung, weil daselbst mehrere Osnabrücker studirten.

---

2. Jena.

Jena stand damals im höchsten Flor; die akademischen Stellen waren mit ausgezeichneten Männern besetzt. Den ersten Lehrstuhl der Theologie nahm Griesbach ein, der, wenn auch die Aufklärungsperiode zu Ende ging, doch wegen seiner Gelehrsamkeit, seiner Thätigkeit für den äußeren Bestand der Universität, vor allem wegen seines Charakters und seiner sittlichen Würde für eine Säule derselben gelten konnte. Die äußerste Grenze jener Aufklärung berührte Paulus, während Niethammer die Dogmatik mit der Philosophie in Einklang zu bringen und zu vergeistigen bemüht war. In der medicinischen Facultät hatte Loder einen großen, wohlverdienten Namen, und Hufeland wurde wegen seiner Makrobiotik weit und breit gefeiert. Die Jurisprudenz rühmte sich eines andern Hufeland, und Feuerbach that die ersten Schritte zu seiner künftigen einflußreichen Wirksamkeit.

Die Philologie war nicht reich bedacht. Schütz, wie gelehrt auch und geistreich, wirkte als Docent nicht bedeutend; die Litteratur-Zeitung, über die er mit den Philosophen in unerfreuliche Händel gerieth, nahm ihn zu sehr in Anspruch; und Eichstädt, der ebenfalls für diese thätig war, vermochte doch nicht

jenes Studium emporzubringen. Bedeutender für das Leben und Treiben der gebildeteren Jugend war das Aufkommen der Romantik. August Wilhelm Schlegel zwar hatte seine Vorlesungen aufgegeben, aber er lebte doch noch in Jena und regte durch das mit seinem Bruder herausgegebene Athenäum an. Zu ihnen gesellte sich Tieck, der eine geraume Zeit in Jena verweilte; Schleiermacher und Hardenberg (Novalis), mit jenen verbunden, wirkten aus der Ferne ein. Gries bereitete sich, die großen italienischen Dichter auf deutschen Boden zu verpflanzen. Auch Schiller lebte noch in Jena, als ich dahin kam, und erhöhte wie ein leuchtendes Gestirn den Glanz des kleinen Ortes. Jena war eine kleine Welt. Zu den Deutschen aus den südlichen und nördlichen Staaten kamen Ungarn, einige Griechen — unter andern einer, der zu der Zeit, da Griechenland unabhängig wurde, als Minister fungirte —, französische Emigranten, die als Sprachlehrer sich erhielten. Engländer lebten wenigstens in der Nähe, Lievländer studirten in ziemlich großer Zahl, und der Norweger Steffens schloß sich zeitweilig den Schlegeln und Tieck an.

Aber ohne Frage war die Philosophie das, was in den jugendlichen Geistern zündete. Fichte zwar, der der Akademie weit und breit großen Ruf erzeugt, hatte eben diese verlassen; doch erschien er noch einmal daselbst in der ersten Zeit meines dortigen Aufenthalts, und sein Geist wirkte in den Studirenden fort. An seine Stelle kam Schelling, der bald, damals selbst noch jung und zum erstenmal als Docent auftretend, alle empfänglichen Jünglinge hinriß, so daß die Philosophie das eigentliche Element war, in welchem die akademische Jugend Jenas athmete und sich bewegte. Selbst die in diese Zeit fallenden

mächtigen Ereignisse, politische und kriegerische, traten vor ihr in Schatten. Bonaparte mochte erster Consul werden, dann auf Lebenszeit, er mochte bei Marengo siegen, zu Lüneville das linke Rheinufer gewinnen, das Concordat mit dem Papst schließen, — wenige der Studirenden bekümmerten sich darum; ich erfuhr nichts davon. Vor unsrer Philosophie, vor dem Absoluten war das Alles ja nichtig.

Was mich betrifft, ich betrat mit höchst beschränkten Begriffen diesen Boden, auf den die Augen der für Wissenschaft und Kunst sich interessirenden Welt gerichtet waren. Um mich in dieser Gährung, diesen oft sich widersprechenden Bestrebungen, diesem hastigen Treiben der akademischen Jugend zurecht zu finden und einen Punkt zu gewinnen, von dem ich strebend hätte ausgehen können, mußte ich eine ganz andere Bildung mitbringen, als ich in Wirklichkeit besaß. Meine eigene, innere Neigung ging, wenn mir diese auch nicht ganz klar war, auf die Philologie im weiteren Sinne; aber mir fehlte der Führer, der Berather. Aus der Philosophie ein ordentliches Studium zu machen, war nicht meine Absicht und konnte es nicht sein; ich erkannte nur zu wohl und sofort, daß es mir an dem Organ für dieselbe, an dem speculativen Geiste durchaus fehle; aber ich fühlte mich durch meine Umgebung angeregt, bei Schelling zu hospitiren. Er war zu dem Ende seiner Vorlesungen über Transscendental-Philosophie gelangt und sprach über Theologie und Kunst. Die Ideen, die er aussprach, berührten Saiten in meinem Innern, die bisher nicht in Bewegung gesetzt waren. Nun erfuhr ich eine Aufregung, eine Erschütterung, wie ich sie vor- und nachher nicht erfahren habe. Ich war ein anderer Mensch geworden; ein Verhältniß zu dem Unend-

lichen, Ewigen, ein Streben nach ihm war in mir erwacht; und je mächtiger und penetranter Schellings Ideen, wenn auch für mich einigermaßen in Dunkel gehüllt, aber auf das, was meiner Natur homogen war, concentrirt, mir entgegentraten, desto gewaltiger wirkten sie. Und wahrlich der Mann, wie er in dem nicht großen, aber gedrängt vollen Hörsaale auf dem Katheder stand, mit seiner bedeutenden, auffallenden Physiognomie, redend im schönsten Fluß, nachdrucksvoll, obgleich im mindesten nicht rhetorisch, zwei Lichter vor ihm, die den übrigen Raum fast dunkel ließen, die Zuhörer alle in der höchsten Spannung, in der äußersten Stille — der Mann hatte etwas Wunderbares, Magisches. Wie war mir, als er, von der Stufenfolge der Geschöpfe redend, den Monolog aus dem Faust „Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir Alles" u. s. w. hersagte! Ich glaubte den Magus selbst vor mir zu sehen; die Wirklichkeit war mir verschwunden, ich glaubte mich auf der Höhe des geistigen Lebens. Und doch war ich fern von dem Verständniß dessen, was mich hinriß, was ich anstaunte. War es aber nicht natürlich, daß ich mich nun ganz und gar in Goethes Faust verlor? daß mir Goethe und Schelling als die erhabensten Genien der Menschheit erschienen? Noch erinnere ich mich des Entzückens, als ich einst die beiden im Paradiese (dem Spaziergange an der Saale) mit einander wandeln sah.

Fichtes Geist, wie gesagt, wirkte noch in den Studirenden fort, wenn auch in Beziehung auf Schelling die Gegenwart ihr Recht behauptete. Bei den Theologen war es mir anstößig, daß sie, der strengen, ja starren Moral ihres Meisters, Fichtes, folgend, von der „guten Natur" im Menschen nichts wissen wollten,

die mir als unmittelbar aus Gottes Hand kommend in ihren Äußerungen lieb und ehrwürdig war; ein angeborenes Gefühl, genährt durch meine geliebten Dichter, hatte mir diese gute Natur so lieb gemacht. Mir lag das Weib im Sinne, das des Heilands Füße salbend den Unwillen eines der Jünger auf sich zog, während sie von jenem gelobt wird; wozu Luther die schöne Bemerkung macht: „Die Werke sind die besten, die man nicht weiß, wie gut sie sind.“ Ich glaube, einem Verständniß der Dichtkunst war ich damals näher als jene Fichtianer, und so auch dem Verständniß Goethes. Was sich in mir regte, war doch dem verwandt, was Schiller äußert:

Über das Herz zu siegen, ist groß, ich verehre den Tapfern,
Aber wer durch sein Herz sieget, er gilt mir noch mehr.

Übrigens gelangte ich zu einer freieren Ansicht im Gebiete der Religion und des Christenthums, nicht ohne Einstand zu zahlen. Der frühere kindliche Glaube mußte schwinden; und dieses Schwinden fiel mir zu Zeiten schwer auf's Herz. Ich kam zufällig über einen, Scenen aus der französischen Revolution schildernden, ziemlich empfindsamen Roman von Lafontaine.[1] Gefühle der Kindheit wurden in mir aufgeregt. Gott, Glaube, Erlösung, Unsterblichkeit, wie sie sich früher in mir festgesetzt, wollten sich mit der neuen Lehre nicht verbinden, ja schienen ihr zu widersprechen; und Hegel, den Schelling bald herangezogen, hatte beim Beginn seiner Vorträge uns die Worte Dantes zugerufen:

Lasciate ogni speranza voi ch'entrate.

---

[1]) Natürlich war es der deutsche, damals viel gelesene, heute gänzlich vergessene, sentimentale Romandichter L. (1758—1831).

Ich weinte die bittersten Thränen, wie Milton sie die ersten Eltern weinen läßt, da sie das Paradies verlassen müssen.

Indeß blieb Goethes Faust lange mein Ein und mein Alles; ich wußte ihn auswendig, und wie oft sagte ich mir auf meinen einsamen Spaziergängen einzelne Stellen aus ihm vor! Das Gefühl, das mich dabei erfüllte, kann ich mir jetzt in seiner Macht nicht zurückrufen, aber damals machte es mich glücklich. Auch der Tasso zog um diese Zeit mich an; aber es war nicht die reine Kunst, die mich in ihm ansprach, die Wahrheit und der vollkommene Ausdruck derselben. Ich fand in dem Schauspiel nur eine Idee ausgesprochen, wie dergleichen viele damals in meinem Kopfe sich drängten. Die Prinzessin war Tassos Ideal; das Ideal aber kann und soll der Mensch auf Erden nicht erreichen; es verschwindet ihm, wenn er es eben erreicht zu haben wähnt, wie Tasso'n die Prinzessin, da er sich in ihre Arme stürzt. So las ich das Schauspiel nur um der letzten Scene Willen; und so mußte ich in allen größeren Poesieen, wenn ich Genuß von ihnen haben wollte, eine Idee finden. Es ist lächerlich, was ich alles in den Dichtungen fühlte und fand. Die unvergleichliche Scene, wo Hermann und Dorothea am Brunnen sitzen, in dem sich ihr Bild spiegelt, war mir in ihrer Schönheit nicht lebendig und klar. Das Wasser war mir, nach dem Ausdruck eines naturphilosophischen Schülers von Schelling, eine „Indifferenz"; eine solche war mir auch das Wesen jener beiden, ein Reinmenschliches, eben so weit von Faust abstehend wie von Wagner oder Mephistopheles, und so mußten sie ihr Bild gerade im Wasser erblicken. Du wirst das hier Gesagte nicht verstehen; aber für Unverständiges giebt es auch keinen verständlichen Aus-

druck. Ich baute mir eine Leiter, deren Stufen, von dem zerrütteten, mit der Welt zerfallenen Werther beginnend, in Egmont, Tasso, Faust sich fortsetzend, in Hermann und Dorothea ihren Endpunkt erreichte. Und so habe ich Dir den neuen Irrthum, den weiteren Umweg genannt, dessen ich am Schluß meiner Osnabrückischen Zeit gedachte.

Es ist unglaublich, welche Masse von seltsamen, zum Theil hohlen Worten und Phrasen, philosophischen und ästhetischen, damals in Curs war. So finde ich unter einer Zahl von mir aufbewahrter Thesen, die zu Erlangung der medicinischen Doctorwürde aufgestellt wurden, folgende: „Das Blut ist ein fluctuirender Magnet, der jeden Augenblick die erlöschende Duplicität wieder erweckt.“ — „Den drei Kategorieen der Physik entsprechen nur drei mögliche Regierungssysteme.“ — „Die Grammatik ist für die Dynamik der Sprache das, was für die Naturphilosophie empirische Physik ist.“ — „Wer einmal Krankheit construiren will, muß sie sich unter der Form des Quadrats der Hypotenuse construiren.“ Mochte unter diesen Sonderbarkeiten auch ein gesundes Korn von Wahrheit verborgen liegen, eine große Zahl von Studirenden begnügte sich mit den Worten, und sie befolgten die Lehre des Mephistopheles:

Im Ganzen haltet euch an Worte u. s. w.

Man hat mir erzählt, ein Bürger meiner Vaterstadt, ein fleißiger Kirchengänger und Bibelleser habe sich geäußert: er sei nie glücklicher und fühle sich nie mehr erbaut und aufgeregt in der Kirche, als wenn er von der Kanzel die Worte der Pfingst-Epistel (Apostel-Geschichte 2, 9—11) vorlesen höre: „Parther und Meder und Elamiter, und die wir wohnen in Meso-

potamia und in Kappadocia, Ponto und Asia, Phrygia und Pamphylia, Ägypten und an den Enden der Lybien bei Kyrene" u. s. w. Stand dieser fromme Mann tief unter jenen Philosophen und Ästhetikern? Man kann sich denken, was Goethe, der erklärte Feind aller Wortschälle, empfinden mußte, wenn ihm solche Worte und Phrasen entgegen tönten.

Der eigentliche Zauber der Poesie war mir zwar nicht ganz verschlossen; es war gewiß ein reines poetisches Gefühl, was mich erfüllte, wenn ich mir hundert und hundertmal die Worte Orests in der Iphigenie vorsagte:

Wenn wir dann Abends an der weiten See
Uns an einander lehnend ruhig saßen, u. s. f.

Nichts glich der Innigkeit, mit der ich mir, an dem schönen Saaleufer nach Kunitz zu als einsamer Spaziergänger hinwandelnd, Goethesche Lieder, vor allem den Fischer vorsagte. Ich dachte nicht über meine Empfindung nach; aber da hätte mir's klar werden müssen, was wahre, auf Natur gegründete, den Menschen ergreifende Poesie ist. Das gehört ja zu dem Großen des wahren Dichters, vor allem unsres Goethe: er entzückt den ohne Reflexion und Kritik genießenden Jüngling; dem Manne giebt er zu denken, und der Greis, ruhig den Blick in die Vergangenheit werfend, erinnert sich doch mit sehnsüchtigem Behagen der Zeit, wo er in vollen Zügen das Schöne, das zum Herzen Sprechende genoß. Aber wo ein geregeltes, dem Gemüthe die Wage haltendes Denken eintreten sollte, verirrte ich mich gewaltig. So zogen im Wilhelm Meister mich eigentlich nur Mignon und der Harfner an; von Wilhelm hatte ich die seltsamste Vorstellung.

Ich wähnte ihn von der Natur zum Dichter bestimmt; die höchste Weisheit sei, die eigne Natur zu erkennen und ihr zu folgen, und so mußte ich den Roman völlig mißverstehn, ja im eigentlichsten Sinne verkehrt. In der Kinderkomödie, in der projectirten theatralischen Darstellung, der kein Lernen vorausging, ein Symbolisches, durch den Verlauf des Romans Wirkendes zu finden, dazu fehlte mir Erfahrung und Einsicht, der künstlerische Verstand, der dem Genießenden wie dem Schaffenden eigen sein soll.

Aus diesem Allen siehst Du, wie Gefühl und Empfindung, Ahnung eines Besseren und Mißverständniß in mir sich bunt durch einander bewegten. Indeß war es gerade die Freude an der Dichtkunst, was mir über die erste trübe Zeit an dem fremden Orte weghalf. Denn meine Existenz wurzelte zu tief in der Vaterstadt und deren Umgebung, als daß die Entfernung von ihr nicht ein arges Heimweh in dem so weich Gestimmten hätte erzeugen sollen, ein Heimweh, welches die ersten Monate in dem früher so ersehnten Jena zu den traurigsten machte.

Ich darf hier zu erwähnen nicht unterlassen, wie ich mich in jener Zeit zu der Bibel verhielt. Ich war ihr einigermaßen entfremdet; die Phantasie erging sich nicht mehr so lebhaft in der Patriarchenwelt wie in den Kinder- und Knabenjahren. Die exegetischen Vorträge, wie sie am Ende des vorigen und im Anfang des neuen Jahrhunderts gehalten wurden, waren nicht geeignet, auf des Jünglings Gemüth und Geist einzuwirken. Schalt doch auch der so hoch verehrte Schelling diese Exegese. Da kam ich einmal an einem stillen Abend von meinem nachgeschriebenen Hefte und andern, dem Studenten für das Verständniß des Neuen Testaments empfohlenen Büchern an die

Lutherische Bibel. Es fiel mir wie Schuppen von den Augen; ich kann nicht ausdrücken, welche wunderbare, das Innerste aufregende und durchdringende Wirkung die Worte der Bergpredigt, so manche Stelle aus dem Evangelium des Johannes auf mich thaten; es war nicht ein menschliches Wort, nicht ein irdischer Laut, was ich vernahm, es hatte sich mir ein Himmel aufgethan; was ich als Kind und Knabe empfunden, erneute sich mir in einer Verklärung. Und nicht störte mich in dieser Stimmung die tadelnde Bemerkung meines Freundes Heinrich Voß, dem ich mich mittheilte: das sei Mysticismus. Ich war glücklich in meinem Gefühl, und bin es geblieben. Daß ich, wenn etwas von Mysticismus und Schwärmerei darin war, nicht über das Maß hinausging, davor hat mich das Leben, davor vor allem die Kunst und Goethe bewahrt.

Du wirst in dem Ebengesagten keinen Widerspruch gegen meine obige Klage über den Verlust des früheren Paradieses finden. Jeder Denkende muß diesen Verlust erfahren. Du wirst aber den glücklich preisen, der bei jenem Verluste die Wärme des Gefühls nicht einbüßt, welche die Form, in der sich ihm und Tausenden das Göttliche offenbarte, mit Liebe umfaßt und durch das Leben sich nicht rauben läßt. Fand doch ein Ähnliches auch bei Goethe statt, der

unsrer heil'gen Bücher
Herrlich Bild an sich genommen,
Sich in stiller Brust erquickte,
Trotz Verneinung, Hindrung, Raubens,
Mit dem heitern Bild des Glaubens.

Die Gefahr, in Betrachtung des Schönen und der Kunst auf einen neuen Abweg zu gerathen, lag in dieser Zeit nahe, und jenes religiöse Gefühl war recht geeignet, auf ihn zu verlocken. Du kannst Dir vor-

stellen, daß auf mich die „Herzensergießungen eines frommen Klosterbruders", daß Tiecks und Novalis' Schriften einen mächtigen Eindruck machen mußten, daß die damals in Blüthe stehende Romantik einen herzlichen Anhänger an mir fand. Wir jungen Leute hatten in Jena die Schlegel und Tieck vor Augen und erhielten das Athenäum frisch, wie es aus der Presse kam; die Atmosphäre, in der wir athmeten, war von der Romantik durchzogen. Und in der That, wenn Einer, so war Tieck der Mann, für sie die Gemüther zu stimmen. Wie vieles Anziehende, Anmuthige enthielt sein Prinz Zerbino, seine Genoveva, sein Poetisches Journal! Einer poetisch gestimmten Jugend war es nicht möglich, sich diesem Zauber zu entziehen; die Überfülle des Romantischen, die in Tiecks späteren Werken sich noch steigerte, war für sie keine Überfülle. Wie weise Goethe das in diese Art Einschlagende in seinem Wilhelm Meister mit sparsamer Hand in das Ganze verwebte — weßhalb dieser freilich von Novalis als Prosa verworfen wurde — das sahen gewiß nur Wenige ein. Stellenweise wußte ich Tieck auswendig. Verse, wie die in der Schilderung einer Abenddämmerung:

„Die Lilien stehn wie träumend in dem Grünen"

klangen in mir nach, wenn ich Abends im Griesbachischen Garten an den Rasenplatz kam, auf dem nach Schillers Angabe, der diese Blumenverbindung besonders liebte, sich eine Menge Lilien, von Rosen umgeben, erhob. Wie vieles Andre lebt noch in meinem Gedächtniß! Schiller wohnte, ehe er sich in Weimar niederließ, eine Reihe von Jahren in Griesbachs Hause und war der Familie als Freund verbunden. Mich behandelten die trefflichen Menschen wie einen Sohn.

Ich hörte auch Friedrich Schlegel, der, da er die Absicht hatte, sich als Docent in Jena zu habilitiren, mit einem Vortrage über Philosophie debütirte. In diesem genialen Kopfe mochten tausend Ideen gähren und sich wälzen; die Gabe, sie klar vorzutragen, hatte er damals wenigstens nicht. Er mochte das selbst fühlen, die Erfüllung seiner Obliegenheit schien ihm lästig zu sein, er eilte fertig zu werden mit seinen Vorträgen und schloß vor der Zeit. Seine letzten Worte waren: „Meine Herren, ich fasse das Resultat unsrer Betrachtungen kurz zusammen: Widmen Sie sich der Magie!" Damit stürmte er von dem Katheder herab, so daß er gegen einen, die Decke des Auditoriums stützenden Pfeiler rannte. — Und wir, „wir waren sehr erbaut davon."

Wie ich in Hinsicht auf die Philosophie alles Talents ermangelte, wie ungeschickt ich mich in ihr erwies, das habe ich Dir aufrichtig gestanden. Doch ließ ich mich durch die Umgebung, durch die tägliche Conversation verleiten, an einem Disputatorium, welches Schelling und Hegel leiteten, Theil zu nehmen. Als die Reihe an mich kam, stellte ich einige Thesen auf, von denen ich ein Paar mittheile. Sie lauteten: „In der Kunst wiederholt sich idealisch die Geschichte; die Aufgabe einer Kunstgeschichte wäre demnach, zu zeigen, wie die Einheit in der Kunst der Mannichfaltigkeit in der Geschichte entspricht." An sie reihte sich eine andere: „Epos und Tragödie verhalten sich wie Identität und Totalität; das lyrische Gedicht steht in der Mitte und stellt die Duplicität dar." Mein Freund war mir zum Opponenten bestimmt; aber als es zum Treffen kommen sollte, verstummte er und schied dann aus der Societät. Am andern Tage mochte er sich wohl sagen, er selbst und sein Freund hätten besser gethan, von diesem

Felde wegzubleiben. Du wirst aus meinen Thesen abnehmen, worin meine ganze Weisheit bestand, und worauf sie sich richtete. Einmal kam ich in eine große Verlegenheit. Es studirte in Jena ein roher, toller Bursche, der sich auch mit der Philosophie zu thun machte, aber als Widersacher Schellings. Mit ihm, der die These: „Absolute Identität ist absurd“ aufgestellt hatte, sollte ich disputiren. Die „absolute Identität“ aber war eine in Schellings Vorträgen oft vorkommende und erläuterte Idee. Wie war mir, dem Schüchternen, schlecht Beschlagenen zu Muthe, als der tolle Renommist in breitem Wortschwalle die Gründe seiner Behauptung auseinander setzte, während Schelling ganz ruhig dasaß. Dies mochte auch mir Besonnenheit geben; ich wartete die Auseinandersetzung ruhig ab und entgegnete nur: *Contra principia negantem non est disputandum;* womit denn auch Schelling zufrieden war und die Disputation schloß.

Auch an Friedrich Schlegels Disputation *pro facultate legendi* nahmen wir Studenten den lebhaftesten Antheil. Dieser Disputation wird in dem Schiller-Goetheschen Briefwechsel, in den Briefen vom 16. und 18. März 1801 gedacht. Es war mir eine Satisfaction, als ich gleich darnach hörte, wie der ehrwürdige Griesbach dem, die scandalöse Scene hervorrufenden, Professor Augusti, dem Opponenten Schlegels, ernstlich Vorwürfe darüber machte.

Mehr oder minder hatten meine Freunde Theil an dem philosophischen Treiben, um nicht zu sagen an der Schwärmerei dieser Jahre. Ich muß ihrer hier gedenken, und vor allen Solgers, der später so bedeutend werden sollte, der sich schon als Student durch Ernst, durch methodisches Streben auch in der Philosophie, und bei aller jugendlichen Frische durch ein

männliches Wesen auszeichnete. Er war, wenn auch nicht so genannt, das Haupt und der Halt einer Gesellschaft, die wöchentlich einmal, und zwar am Freitag, wonach sie auch genannt wurde, zusammenkam, um den Sophokles, von dem Solger einige Jahre später eine so gediegene, bahnbrechende Übersetzung gab, zu lesen. Glieder dieser Gesellschaft waren neben Solger zwei Söhne des Eutinischen Dichters Voß und zwei Schlosser aus Frankfurt, Fritz und Christian, Söhne von Hieronymus, denen sich ein Sohn Georg Schlossers aus dessen zweiter Ehe zugesellte. Daß die Lectüre des griechischen Dichters oft auf Goethe führte, ist natürlich; ebenso, daß durch die Freunde mein Enthusiasmus für ihn gesteigert wurde. Dazu kam, daß die älteren Schlosser, gebildet und geistreich, was besonders von Christian gilt, als Neffen von Goethes Schwester Cornelia schon interessant waren, Eduard der Sohn von Goethes trefflichem Freunde und Schwager war. Heinrich Voß, durch seine gute, eigenthümliche Laune, seine Gemüthlichkeit, seine gründliche Kenntniß des Griechischen ein sehr geschätztes Mitglied des Freitags, gab doch einen, wenn auch leicht übersehenen Anstoß, wenn er seines Vaters Luise über Hermann und Dorothea setzte.

Wie beneidete ich jene Freunde wegen des Verhältnisses, in welchem sie zu Goethe standen! Wogegen ich einmal von ihnen beneidet wurde, als ich ihnen von dem neuesten Producte Goethes, Was wir bringen, womit die Bühne in Lauchstädt eröffnet wurde, erzählen konnte. Ich hatte nemlich dieses, das Goethe seinen Freunden im Manuscript mittheilte, von Griesbach vorlesen hören.

Daß der Gewinn, den ich, Jena verlassend (1802), auf dem Felde der Theologie gemacht, von keiner

Bedeutung war, das wirst Du Dir vorstellen. Wie konnte diese Exegese, dieses Accommodiren der heiligen Schrift an die Tagesphilosophie eine Wärme schaffen, ohne die das Christenthum im Menschen nicht Wurzel schlagen kann? Eben so wenig war für die Philologie ein tüchtiger Grund gelegt; fragmentarisch habe ich erst später das für die letztere von mir Geforderte erworben. War es mit dem Gewinn auf dem Gebiete der Kunst anders? Ich spreche hier nur von der Poesie, d. h. von dem Verständniß derselben. Denn was die bildende Kunst betrifft, so genüge Dir das Bekenntniß, daß in Dresden, wohin ich, und ohne Begleitung, eine Fußreise machte (1801), bei Betrachtung der herrlichen Gemälde der „Fromme Klosterbruder“ mein Begleiter und Führer war. Ich stand eben nicht höher als der Knabe Wilhelm Meister, da der „kranke Königssohn“ ihn so mächtig anzog und rührte. Die Raphaelsche „Vision des Ezechiel“, die jetzt mich entzückt, hätte mich damals kalt gelassen, wenn ich nicht etwa in den Thieren und dem Engel etwas Mystisches gesucht hätte. In Dresden fand ich zwei von Jena her mir bekannte, von der Naturphilosophie Schellings wie von der neuen Aesthetik ganz eingenommene Freunde, die sich dem eben hier verweilenden Steffens angeschlossen hatten. Durch ihre Vermittlung kam ich zu Tieck, der uns eine vortreffliche Copie eines alten Meisters vorzeigte. Ob meine Freunde die eigentliche Kunst in dem Bilde, das, wenn ich nicht irre, einige der Apostel darstellte, gewahrten, weiß ich nicht; ich, der hinter dem Vorliegenden immer noch etwas Bedeutenderes, eine Idee suchte, fragte schüchtern: was denn die Idee, die Bedeutung des Bildes sei? Worauf Tieck lakonisch, wenn auch nicht gradezu zurechtweisend, erwiederte:

„Sehen Sie doch das Bild an.“ Das Antiken-Cabinet ließ mich kalt.

Was also die Poesie betrifft, hatte ich für die Einsicht in sie etwas gewonnen? Waren mir die Dichtungen Goethes, den ich hier als ein *Instar omnium* nennen muß, war mir das Wesen seiner Dichtkunst klar geworden? Allerdings glaubten wir von der herrschenden Philosophie eingenommenen Jünglinge, der Poet arbeitete nach einer philosophischen Idee, die er ausspinne, und der Kritiker, der eben auch von einer solchen Idee erfüllt sei, jubelte, da er dieselbe Schwarz auf Weiß gedruckt fand. Dieses Aufsuchen von Ideen in einem poetischen Werke konnte die eigentliche Einsicht nicht erzeugen, aber es erhielt doch ein inneres, auf ein Höheres gerichtetes Leben wach. Ich darf auch bemerken, daß bei der Bewegung in der damaligen Jenaischen Atmosphäre, bei dem mich umgebenden fortreißenden Treiben einer akademischen Jugend und trotz demselben, bei der Einwirkung des nahen Weimarischen Theaters sich in meinem Innern auch der Gehalt gemehrt hatte, der in diesem Innern einen von der Natur bereiteten Boden fand. Goethe sagt:

Danke, daß die Gunst der Musen
Unvergängliches verheißt,
Den Gehalt in deinem Busen
Und die Form in deinem Geist.

Das Gefühl, der Begriff der letzteren sollte mir freilich erst später aufgehn.

Es konnte nicht fehlen, daß jenes Theater mich mächtig aufregte; wie es denn damals durch die Schauspieler Graff, Becker, das Ehepaar Vohs, durch Malcolmi und Genast, durch die Jagemann, in denen allen man Goethes Lehre und Zucht erkannte, eine würdige Stufe der Bildung erreicht hatte. Schillers Dramen

höheren Stils erzeugten einen Enthusiasmus in der empfänglichen akademischen Jugend, wie man ihn sich jetzt nicht vorstellen kann. Den im Druck noch nicht erschienenen Wallenstein hörte und sah man damals nur auf der Bühne, so die eben fertig gewordene Maria Stuart, die zu sehen ich kaum erwarten konnte. Mein Freund Voß, der von Halle nach Jena kam, hatte sie dort bei einem Freunde Goethes aus dem Manuscripte vorlesen hören und ganze Stellen in seinem starken und lebhaften Gedächtniß behalten. Du kannst Dir denken, wie die von der, in augenblicklicher Freiheit trunkenen, Maria gesprochenen Verse mich entzückten. Die genoß ich nun in vollen Zügen, wie sie, von der Bühne herab gesprochen, Ohr und Herz berauschten.

Daß die Nähe von Schiller und Goethe, die nur einmal zu sehen dem Knaben etwas Unerschwingliches schien, daß der Anblick derselben den Enthusiasmus für die Poesie nährte und steigerte, war natürlich. In einem Heft von Notizen aus meiner Jenaischen Zeit finde ich Folgendes: „Ich sah Goethe zum erstenmal im Anfang des Jahres 1800, im Weimarischen Theater, wo der Wallenstein gespielt wurde. Meine Freude war groß, da ich dieses Schauspiel, und so sehen konnte, dieses Schauspiel, dessen Ankündigung schon in Osnabrück mich auf das Äußerste gespannt hatte. Wallensteins Ermordung war mir früh in den Knabenjahren eingeprägt, und zwar durch ein Bild in Gottfrieds Chronik. Nun war es mir, als ob der Wallenstein des Bildes mir in dem Schauspieler Graff lebendig vor Augen stehe. Mein Entzücken war groß, wenn auch in den Piccolomini, die ich zuerst sah, das Historische mir zu überwiegend schien, dem Sentimentalen, das mich mehr anzog, zum Nachtheil. (Später kam eine andere Ansicht in mir auf.) Wie übel es

damals mit meiner Beurtheilungskraft aussah, läßt sich daraus schließen, daß Minna von Barnhelm, die ich im Weimarischen Theater sah, wo die treffliche Unzelmann die Hauptrolle spielte, mich nicht anmuthete. Die Tiecksche Romantik war mir im Wege; ich nannte das Stück ein Rechenexempel mit Lösung. Schiller stand während jener Vorstellung des Wallenstein in einer Loge, Goethe saß im Parterre dicht hinter mir in einem bequemen Sessel, von dem aus er damals die Vorstellungen beherrschte. Hundertmal wandte ich mich um, das herrliche Gesicht, diese gewaltigen Augen zu sehen. Manches auch von ihm an seinen Nachbar gerichtete Wort vernahm ich, und ein sehr lobendes über das Schauspiel, das ich vor Augen hatte. Dann begegnete mir Goethe manchmal in Jena, wo er, auch nachdem Schiller sich in Weimar niedergelassen, oft verweilte." Er war damals stark, mehrere Jahre später hatte er eine bessere Proportion; noch trug er das Haar in einem starken, den ganzen Rücken hinabreichenden Zopf gewunden.

Am 21. September 1800 wurde mir eine große Freude. Ich hatte dem ehrwürdigen Griesbach, in dessen Hause ich mehr und mehr heimisch geworden war, bei seinen kritischen Arbeiten für das Neue Testament einen kleinen Dienst geleistet. Mein Vater war in dieser Zeit gestorben, und die trefflichen Menschen waren bemüht mich zu erheitern. Goethe, damals in Jena verweilend, Schiller mit seiner Gattin und dem Hofrath Meyer, dem Schweizer, von Weimar herübergekommen, waren bei ihnen zu Mittag, und ich wurde dazu eingeladen. (Vgl. Schillers Briefwechsel mit Goethe, 16. September 1800.) Von dem Gespräche bei Tisch haftet nur Weniges in meinem Gedächtniß, nur daß Goethe einmal des Ossian gedachte, freilich in einer

andern Weise als im Werther. Nach dem Essen trat die Gesellschaft auf den, die reizendste Aussicht in das Saalthal bis nach Dornburg gewährenden, Balcon des Hauses, wo Goethe dieselbe in mannichfaltigen farbigen Bändern und Blumen das Phänomen der sich gegenseitig erzeugenden, physiologischen Farben sehen ließ. Da machte es mir große Freude, daß er mein sicheres Auge lobte, welches alle Erscheinungen genau auffaßte. (Damals hätte er, was er später that, mein geistiges Auge noch nicht loben können, noch nicht die Fähigkeit, den Sinn und die Wahrheit in seinen Dichtungen zu entdecken.) Der Kaffee wurde im Garten getrunken, in der nach der Stadt hinsehenden Nische. Schiller hatte sich neben dem in jener sitzenden Freunde auf dem Rasen niedergelassen; ich konnte mich nicht enthalten, wiewohl in einiger Entfernung, auf demselben Rasen meinen Platz zu nehmen. Er sprach, da das Gespräch auf neuere Erscheinungen in der Litteratur kam, auch von Broxtermann, und mit Beifall; und es behagte mir nicht wenig, einen Landsmann aus solchem Munde loben zu hören.

Viel Gutes ist mir im Leben zu Theil geworden; zu dem Besten rechne ich, daß meine Augen noch die beiden Genien Deutschlands zusammen gesehn, was in der Erinnerung mich glücklich macht. Klar stehen mir ihre Gestalten vor der Seele, dieses natürliche, schlichte, bei ziemender Würde von jeder Prätension freie Wesen. Auch anderweitig wurde ich durch Griesbach auf Goethe geführt. Er erzählte gern von dessen Vater, der ihn manchmal nach dem Garten vor dem Friedberger Thore mitgenommen (Griesbachs väterliches Haus war dem Goetheschen befreundet), von dem Rector Albrecht — beide Personen seien in Dichtung und Wahrheit ganz nach dem Leben ge-

zeichnet und dargestellt —, von der Sensation, die des Studenten Goethe Gedicht auf Clodius in Leipzig gemacht. Besonders gern verweilte er bei dem Lustigen, was in seinem Hause vorging. Schiller bewohnte in diesem die Etage unter seinen Zimmern; und hier wurde ein großer Theil der Xenien von beiden Freunden gemeinsam producirt, in den ersten Monaten des Jahres 1796. Gelang eine, dann wurde das Gelingen von einem unbändigen Gelächter begleitet, das durch die Decke des Zimmers zu Griesbachs Ohren drang.

Ἄσβεστος δ'ἄρ' ἐνῶρτο γέλως μακάρεσσι θεοῖσιν.

Schiller sah und sprach ich nachher nur noch zweimal; einmal in Begleitung meines Freundes Heinrich Voß in seinem Weimarischen Hause, wohin ich ihm von der Griesbach kleine Geschenke für seine Kinder brachte, die er sehr freundlich aufnahm; dann in Jena, in dem Stadthause Griesbachs bei Gelegenheit eines Soupés, wo er wiederum die Gesellschaft mit leichten Experimenten behufs jener Farbenerscheinungen unterhielt, überhaupt in munterer Stimmung war. Es war am 25. März 1801. Schiller bewohnte damals sein Gartenhaus, in welches er sich zurückgezogen hatte, um an der Jungfrau von Orleans zu arbeiten. Es war auch von Kleidung in Bezug auf Farbe die Rede; und ich wußte mir nicht wenig, als er die meinige, bei dunklem Blau weiße Weste, lobte.

Auch die Freude wurde mir, während ich in Jena lebte, Goethes Haus im Innern zu sehen. Es war im Frühjahr 1800, als ich von einer Fußreise nach Erfurt, wohin ein Freund aus Osnabrück mich beschieden hatte, über Weimar zurückkehrte und hier einen Jenaischen Bekannten, Nikolaus Meyer aus Bremen (nachmaligen Medicinalrath in Minden) besuchte, der

Zutritt in Goethes Hause hatte. Der Hausherr war abwesend; doch durch die Güte der Hausverwalterin, nachmals Goethes Gattin, erhielt Meyer die Erlaubniß, mich durch die Säle und Zimmer des Hauses zu führen; und so hatte ich Gelegenheit wahrzunehmen, daß der Mann, der Etwas ist, der Große großartig sich in seiner Umgebung abspiegelt.

Ich habe diese Schrift „Goethe in meinem Leben" betitelt. Fragst Du nun, ob dieser Titel gerechtfertigt sei, ob denn Goethe einigen Einfluß auf mein Leben gehabt habe, so muß ich Dich auf das Gesagte verweisen. Der Liebe zu ihm und zu seiner Dichtung war in meiner Jenaischen Zeit der Grund gelegt. Wenn auch die Gedanken über diese Dichtung sich chaotisch in meinem Innern wälzten, und wenn Irrthum durch Irrthum verdrängt wurde — es war doch eine Gährung, die auch einen reineren Wein versprach. Ich sah die Welt mit andern Augen als in meiner Vaterstadt an; und wie sie sich bunt vor meinen Augen bewegte, ahnte ich doch, wenn sie sich in Goethes Dichtungen abspiegelte, was dieser in späterer Zeit sang:

Ob ich Ird'sches denk' und sinne,
Das gereicht zu höherem Gewinne.

---

3. Berlin.

Nach Beendigung der akademischen Jahre, und nachdem ich in der geliebten Vaterstadt einige Wochen unter glücklichen Erinnerungen zugebracht, trat ich im Herbst des Jahres 1802 in Berlin eine Hofmeisterstelle an in dem Hause des Ministers von der Reck, dem ich von Frau von Voigts, der Tochter Mösers,

empfohlen war. Der Übergang aus dem Jenaischen und Osnabrückischen Leben in das Berlinische und in diese Verhältnisse war für eine Natur wie die meinige ein schwieriger. Er wurde mir aber dadurch erleichtert, daß sich die oben erwähnte Freitagsgesellschaft sofort erneuerte, freilich mit zum Theil verändertem Personal, da die Voß und Schlosser zu den Ihrigen gegangen waren. Es trat nun Friedrich Heinrich von der Hagen, der in Halle zu den Gründern der Gesellschaft gehört hatte, wieder ein; und mit ihm kam ein neues Element in dieselbe. Er hatte sich mit Liebe und Eifer dem Studium des Altdeutschen hingegeben; und so wurde der Freitag der Boden, auf welchem durch die von dem Freunde bearbeiteten Nibelungen — sie wurden vor dem Druck im Freitag von Hagen der Länge nach vorgelesen — die Liebe zu der altdeutschen Dichtung sich auch in weiteren Kreisen entzünden sollte. Solger nahm den lebhaftesten Antheil, doch gingen die beiden Freunde in Hinsicht auf die poetische Kunst auseinander. Hagen umfaßte mit Gemüth und Liebe das deutsche Alterthum, was in einer Zeit, wo alles Alte, Würdige zu Grunde zu gehn schien, natürlich. Ihn würde es entsetzt haben, wenn er (in Eckermanns Gesprächen mit Goethe, 3. October 1828) gelesen hätte, wie der große, verehrte Dichter die altdeutsche Poesie für unfähig erklärt, wahre ästhetische Bildung zu erzeugen und zu fördern; was ich damals freilich auch nicht in seinem Grunde erkannte. Es waren nicht die Nibelungen allein, die Hagen begeisterten. Solger fand in diesem Enthusiasmus doch auch ein Kleben am Stoff, da er selbst in seiner philosophischen Speculation den höchsten Gesichtspunkt für das Schöne zu ermitteln strebte, und der Sophokles, dessen Übersetzung dem Freitag vorgelesen wurde, sein Höch-

stes in der Poesie war. Neben den Griechen war es besonders Shakespeare, der ihn, und mit ihm uns andere anzog und entzückte. Solger las ihn vortrefflich, und ihm verdanke ich die nähere Bekanntschaft mit diesem Genius, der uns Deutschen so nahe verwandt ist.

Mit Enthusiasmus, mit dem lebendigsten Gefühl, auch mit Urtheil, mit reiferem wenigstens von Solgers Seite, wurde in der Gesellschaft viel auch von Goethe gelesen, viel über ihn gesprochen, was denn nicht ohne Wirkung auf mich bleiben konnte; wie jene Opposition gegen Hagen mir über Manches im Gebiet der Poesie hätte die Augen öffnen müssen, wenn ich nicht zu den „Meisten" gehört hätte, denen „die Form ein Geheimniß ist." Ich glaube, damals genoß Solger das Schöne reiner als in späterer Zeit, wo die Freundschaft mit Tieck seinen sonst in Hinsicht auf die Poesie so hellen Geist einigermaßen trübte. Wenigstens scheint er mir im Jahre 1803, da er so über Goethe sprach und schrieb, dem Wahren in der Poesie näher gewesen zu sein als in der späteren Zeit, wo er in Liebe zu Tieck, dessen doch nur mit Einschränkung anzuerkennende Werke, einen Kaiser Octavianus, einen Fortunat pries, dagegen den hohen Werth von Goethes Italienischer Reise verkannte. Belebt wurde die Unterhaltung im Freitag besonders auch durch die Briefe von Heinrich Voß, der eine Professur am Weimarischen Gymnasium erhalten hatte und nun als Freund des Goetheschen und Schillerschen Hauses den Freunden, mit denen er in Jena verbunden war, Alles mittheilte, was er von Goethe und Schiller gesehn und gehört, was er besonders in des ersteren gastfreiem Hause genossen. Nicht leicht hat es einen gemüthlicheren, das Mitzutheilende lebendiger schildernden Briefschreiber gegeben als diesen Voß; seine

Briefe waren für den Freitag immer ein Fest[1]); und ich bewahre noch immer einen großen Theil derselben als ein Denkmal für jene Zeit, da Goethe und Schiller in Weimar zusammen lebten und vereint wirkten. „Als ein Denkmal" sagt' ich; doch muß ich diesen Ausdruck etwas ermäßigen und modificiren. Voß hatte eine eigenthümliche Phantasie, die sich besonders darin äußerte, daß, wenn er von einem Menschen eingenommen war, und darüber einem Freunde schrieb, diese Berichte von seiner Phantasie gefärbt waren, wobei er jedoch sich selbst überredete, er schreibe die volle Wahrheit und Wirklichkeit. Diese in Voß herrschende Phantasie mochte auch Goethen nicht entgangen sein, da er an Jacobi schreibt: Heinrich Voß scheine ihm etwas überspannt. (Am 23. November 1801; Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi.) Was er in seinen Briefen berichtete, war im Wesentlichen Wahrheit, die nur durch jene gemüthliche Überspannung die eigenthümliche Färbung gewann; dazu kam eine große, seiner Natur eigene Gutmüthigkeit. Wo Goethe den Vater Voß, den er verdientermaßen in Ehren hielt,

---

[1]) Voß hat mehreren Freunden über seinen Verkehr mit Goethe und Schiller berichtet. Manches aus seinen Briefen ist später von Abraham Voß veröffentlicht, anderes in älteren und neueren Zeitschriften. Soweit diese Mittheilungen Gespräche Goethes enthalten, sind sie aufgenommen, in „Goethes Gespräche" von Biedermann. Die Stücke, welche Abeken hier besonders im Auge hat, finden sich daselbst Bd. I, S. 259 ff. II, S. 105. VIII, S. 275 f.; 278 ff. X, S. 206—218. Sie sind zum Theil aus der in der Königlichen Bibliothek zu Dresden aufbewahrten Handschrift der Briefe von Heinrich Voß an Abeken abgedruckt. Vor allen hat aber Dr. H. G. Gräf das Wichtigste aus diesen Briefen geordnet und mit Erläuterungen herausgegeben in „Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß dem jüngeren." Leipzig Reclam [1896].

berührte, war die Phantasie des Sohnes besonders thätig. Du wirst Dir vorstellen, welches Leben diese Mittheilungen dem Kreise gaben, dessen Mitglied der geliebte Freund einst war, wie sie besonders auf mich wirkten, der ohnehin Goethen in einem andern Lichte, als worin man sonst Menschen anzusehen pflegt, erblickte. Der Enthusiasmus meines Freundes riß mich mit fort; daß sich Phantasie in seine Schilderung mischte, nahm ich damals nicht wahr. Doch muß ich bemerken, daß meine Begeisterung mehr aus dem Genuß und der Betrachtung der Dichtungen Goethes hervorging, die des Freundes mehr in Goethes Persönlichkeit und der Neigung, die derselbe dem Vater zuwandte, ihre Quelle hatte.

Neben den Freitags-Freunden muß ich hier noch meines Freundes Kohlrausch und des Eleven desselben, des Grafen Wolf Baudissin gedenken, der als Sechszehnjähriger einen für alles Schöne höchst empfänglichen Geist verrieth, wie sich dieser später in Übersetzungen des Shakespeare und eben jetzt [1865] in geistreicher Bearbeitung der Moliereschen Lustspiele offenbart hat. Beide theilten mit mir die Liebe zu Goethe; nur daß der ältere ihm mehr durch die Philosophie beizukommen suchte, der jüngere von mir zum Genuß des eigentlich Schönen, wie ich es damals begriff, fortgerissen wurde. Durch Goethe vorzüglich gewann unser täglicher Verkehr Leben und Gehalt und hinterließ einen Eindruck, den die Zeit nicht verlöscht hat. Ich hatte erfahren, daß, wenn man einen Andern für einen geliebten Gegenstand zu erwärmen sich bemüht, die eigne Wärme zunimmt und geläutert wird.

Was übrigens meine Einsicht in die Dichtkunst betrifft, so war ich noch nicht fähig, den Wunsch Schillers, den dieser in einem Briefe an Goethe (7. Juli 1797) ausspricht: „Möchte es doch einmal Einer wagen,

den Begriff und selbst das Wort Schönheit aus dem Umlauf zu bringen und, wie billig, die Wahrheit in ihrem vollständigsten Sinn an seine Stelle zu setzen" — diesen Wunsch in seiner vollen Bedeutung zu fassen. Doch ist mir noch Ein Moment gegenwärtig, wo mir wenigstens eine Ahnung kam von dem, was Schiller wollte, was gewiß auch in Goethes Sinne lag. Auf einem Gange durch die Straßen Berlins — ich kann noch den Ort bezeichnen — wurde ich plötzlich unter meinen einsamen Gedanken durch das Wort Tod wie überrascht. Ich hatte oft Poeten mit diesem Worte spielend gefunden, hatte selbst in thörichten, empfindsamen Reimereien mit demselben getändelt; nun traf er mit einem Male mein Innerstes mit seiner Bedeutung, seiner vollen Gewalt. Aber solche Augenblicke waren vorübergehend; und eine Kette von Betrachtungen, die mir Schillers Gedanken mit seinen Folgerungen hätten klar machen können, anzuknüpfen, dazu war ich nicht im Stande.

August Wilhelm Schlegels Vorträge, die er über alte und neue Litteratur hielt, dienten auch nicht dazu, mich über das eigentliche Wesen der Poesie aufzuklären. Die Vorlesung seiner eben vollendeten Übersetzung eines Dramas von Calderon, die Andacht zum Kreuze, entzückte mich wie die übrigen Zuhörer. Aber eine Verkehrtheit war auch gleich zur Hand. Calderon war in Deutschland etwas ganz Neues, war so gut als unbekannt; Schlegel trug seine Übersetzung trefflich vor. Nun schwärmte man, katholisch möcht' ich sagen, für den katholischen Dichter; und was mich betrifft, so regte sich das in mir noch haftende Klosterbrüderliche. Goethe hatte gewiß sofort eine andre Ansicht von dem großen Dichter, den er auch bald auf sein Theater brachte. Es scheint mir charakteristisch

für ihn, daß er, mehrere Jahre später, sich in einem Gespräche mit mir über Calderon äußerte, der Prinz, in dem nach ihm benannten Schauspiel, sei der standhafte, nicht sowohl für den Glauben, als für die Ehre und den Glanz Portugals.

Wenn ich Dir die Schwäche meines damaligen Urtheils eingestehe, so möge mich auch die Stimmung entschuldigen, die damals in Berlin unter so Vielen, die an Kunst und Litteratur einigen Anspruch machen konnten, herrschte, eine Stimmung, die doch nicht ganz ohne Einfluß auf mich bleiben konnte, wenn auch der Freitag sich frei hielt von der Verkehrtheit, den Thorheiten, ja der Abgeschmacktheit der Masse. Die Politik, wie ernst sie hätte mahnen sollen, lag damals dieser zum Theil blasirten Masse fern, und die Verkehrtheiten, die sich einige Jahre später in ihr kund gaben, ergossen sich nun in der Ästhetik. Es ist unglaublich, welche Wunderlichkeiten und Mißgeburten in Philosophie und Religion, in der Poesie und Kunst, worin jene sich verklären sollten, zum Vorschein kamen, wie sich selbst gemeine Burschen mit hohlen Redensarten und Worten, welche die herrschende Schule in Curs gesetzt hatte, brüsteten. Goethe wurde zwar aus der Ferne, besonders wegen seines Faust und Mephistopheles angestaunt; aber dieser letztre hätte von den Wenigsten die Hoffnung aussprechen können:

Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet,
Es giebt zuletzt doch noch 'n Wein.

Ein Verständniß, eigentliche Liebe zu Goethe fand sich nur bei Wenigen. Zu den Verkehrtheiten muß man auch rechnen, daß Schiller tief herabgesetzt wurde, zu einer Zeit, wo Goethe ihn so hoch stellte,

wo jener über die innerliche Kälte, über den Mangel an Gemüth und Liebe bei einem der Koryphäen der neuen Schule klagte. Man kann auf jene ästhetische Masse, selbst auf die Gescheidteren in ihr, das Wort anwenden, welches Goethe in Bezug auf einen talentvollen, viel producirenden Dichter spricht: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz und eine klingende Schelle“.

Es ist etwas Schönes und Erhebendes, in einer Zeit leben, wo große Schöpfungen in der Kunst auftauchen, und der Genuß einem ganz frisch von dem lebenden Schöpfer derselben dargebracht wird. So genoß ich früher den Wallenstein, die Maria Stuart, während ich den Schöpfer derselben vor Augen hatte, und ehe sie, gedruckt, ein Gemeingut des Publicums wurden. So genoß ich in Berlin Goethes Natürliche Tochter vor der öffentlichen Erscheinung derselben. Freilich war mir die Bedeutung, das eigentlich Große des Dramas nicht sofort klar; auch erkannte ich noch nicht die hohe Vortrefflichkeit der Diction und des Verses; doch die Darstellung des Herzogs durch Iffland, Eugeniens durch die Fleck, des Weltgeistlichen durch den Schauspieler Bessel riß mich hin; und mein guter Genius hielt mich fern von der bald so verbreiteten und fort und fort bis auf unsre Tage dauernden Ansicht, die das Schauspiel „marmorglatt, aber marmorkalt“ nannte, einer Ansicht, über die man sich nicht zu verwundern hat, wenn man die, das Gefühl ausschließlich in Anspruch nehmende, Romantik der damaligen Zeit erwägt und bedenkt, daß die Einsicht in die Form — dieses Wort in seiner höchsten Bedeutung genommen — ein Mehreres und Höheres fordert. Und daß jenes

Urtheil bis auf diesen Tag fortdauert, nachdem es vor mehr als funfzig Jahren gesprochen war — nun, man weiß ja, wie ein Urtheil, von einem einiges Rufes sich erfreuenden Manne gesprochen, sich in der gedankenlosen Menge fortpflanzt und erhält. So erklärt sich die thörichte Ansicht über dieses Gedicht, „dessen versengende Gluth", wie Varnhagen so schön sagt, „innerhalb der strengen Form gebannt bleibt, aber selbst diese glühen macht; in welchem der fünffüßige Jambe zum Trimeter geworden scheint."

Gewiß erkannte dieser Kritiker die Wahrheit, in welche Schiller das Wesen der Kunst setzte, in dem Gespräche des Weltgeistlichen mit dem Secretär; die Wahrheit, die diese Scene wie die, wo Eugenie mit dem Mönche zusammentrifft und sich unterredet, zu dem Range einer Sophokleischen erhebt. Mein Freund Solger, an dessen Seite ich die Vorstellung sah, mochte so etwas gewahren; er sprach sich mit Lebhaftigkeit über das hohe Interesse aus, welches dieselbe erzeugte. Schiller war, wie wir durch seine Schwägerin, Caroline von Wolzogen, wissen, höchst erfreut und aufgeregt durch diese neue Schöpfung seines Freundes, in welcher er wohl etwas an Shakespeares historische Dramen, von denen er mit Entzücken spricht, Anklingendes fand. (Brief an Goethe, 28. November 1797.)

Da ich eben Shakespeares gedenke, muß ich doch auch sagen, daß auch dieser Dichter, dessen Dramen, namentlich Heinrich den Vierten, Solger so vortrefflich las, mich ernstlich beschäftigte; wobei mir, freilich in einigem Dämmerlichte, die von Jarno an Wilhelm Meister gerichtete Warnung, er solle sich nur nicht an die Form stoßen, entgegentrat und mich anmuthete. Dieses Wort sollte mir erst später, da sich mir das Geheimniß der Form zu enthüllen begann, klar wer-

den. Jetzt beschäftigte mich vor allem die gewaltige, ja ungeheure Schöpfung, der König Lear, dessen vornehmste Rolle ich von Iffland spielen sah. Das Schauspiel wurde in einer Abkürzung gegeben, in der die Scene, wo Lear das Reich unter seine Töchter vertheilt, wegfiel. Dies empörte mich, da ja mit dieser Scene dem mächtigen Baume gleichsam die Wurzel abgeschnitten wurde. In meiner Entrüstung schrieb ich an Iffland einen anonymen Brief, in welchem ich meine Freude über sein Spiel ausdrückte, aber die Weglassung jener Scene schmerzlich beklagte; welchen Brief abzusenden jedoch mein guter Genius mich abhielt.

Von Goethes Schauspielen, außer dem oben erwähnten, erinnere ich mich nur den Egmont auf der Berliner Bühne gesehen zu haben, in welchem Unzelmann als Vansen das für diese Rolle Vollkommene leistete.

Auch sonst verdankte ich Goethen köstliche Stunden, namentlich im Hause des berühmten Arztes, des Staatsraths Hufeland, das so oft die bedeutendsten Männer Berlins, wie solche, die sich gelegentlich daselbst aufhielten, versammelte, in welchem auch ich mit meinem Freunde Kohlrausch freundlichst aufgenommen war. Hier trug Zelter mit einem Theil seiner Singakademie manches von ihm frisch componirte Lied seines Freundes Goethe vor; und diese Lieder genoß ich ohne Zweifel ganz, wie der Dichter es wollte. So war mein und meiner Freunde Genuß groß, als der Schauspieler Ehlers von Weimar nach Berlin kam (er war von Goethe durch ein Schreiben an Hufeland und Andere empfohlen, und auch unser Freitag wurde seiner froh); und lebhaft erinnere ich mich der Wonne, wenn er zu der Guitarre, die er

meisterhaft spielte, den Rattenfänger, den Grafen und die Zwerge, das von Goethe wundervoll nachgeahmte Ständchen *Tu sei quel dolce fuoco* sang. Unter den von Zelter und den Seinigen vorgetragenen Liedern wirkte keines so sehr auf mich als der von ihm componirte Mahadöh und die Generalbeichte. Man kann den Augenblick nicht besser und nach dem Sinne des Dichters vollkommener genießen, als wenn an Hufelands wohlbesetzter Tafel, bei dem edelsten Rheinweine, in lebendiger, geistreicher Gesellschaft (oft waren zusammen Fichte, Johannes Müller, Alexander von Humboldt, A. W. Schlegel, Woltmann; und wie manche durchreisende Männer von Bedeutung könnt' ich nennen!) die Strophe „Mich ergreift, ich weiß nicht wie, himmlisches Behagen" aus dem Munde Zelters erklang, der wegen seiner innigen Verbindung mit Goethe uns höchst interessant war.

Das waren vorzüglich Freuden des Winters, die für den Sommer in dem sandigen und staubigen Berlin entschädigen mußten, wo ohnehin meine gewöhnliche Umgebung bei aller Trefflichkeit sehr prosaischer Natur war. Wie war mir zu Muthe, als ich (1804) mit der Familie, in der ich lebte, einige Wochen in Wernigerode, wohin eine Tochter des Hauses einem der Grafen Stolberg vermählt wurde, zubringen konnte! Ich war, die Luft des Harzes einathmend, von waldbekränzten Bergen umgeben, in den lieblichen Thälern wandelnd, wie neugeboren. Dazu regten die Personen, unter denen ich lebte, mächtig an. Lavater, der vor nicht langer Zeit die Gräflich Stolbergische Familie besucht hatte, wirkte geistig noch nach; an seiner Stelle war der treffliche Bischof Sailer gegenwärtig, Benzler schloß sich traulich an mich an; in Halberstadt wurde Gleims Nichte und der mit so vielen

Portraits bekannter und bedeutender Personen aus der früheren Zeit geschmückte Freundschafts-Tempel besucht. Auf vielfältige Weise wurde ich an die Zeit erinnert, in der Goethes Geist sich entfaltete, um die Welt zu schaffen, in der ich lebte und webte. Die Gesellschaft, in der ich verkehrte, war eigentlich ihm abgewandt; und doch führte sie wie die mich umgebende Natur unwiderstehlich zu ihm.

Unter denen, die ich in Hufelands Hause kennen lernte, war auch Frau von Kalb, die damals mit ihrer liebenswürdigen Tochter Edda in Berlin lebte, in den ärmlichsten Umständen, in einer höchst bescheidenen Wohnung. Einer sehr reichen und angesehenen Familie entsprossen, in den vornehmsten Verhältnissen aufgewachsen, brachte sie jetzt als Witwe, fast erblindet, kümmerlich ihr Leben hin. Sie konnte für ein vorzügliches Exemplar der Frauen gelten, die, früher in beschränkter Sphäre allein auf Verwaltung des Hauses hingewiesen, nun sich zu emancipiren, in das Gebiet des Geistigen einzudringen sich bemühten und rücksichtslos die Fesseln abstreiften, die so unbequem geworden waren. Bei ihr war das um so verzeihlicher, da sie durch einen Vormund einem Gatten vermählt war, den sie nicht liebte, der in Verbindung mit einem gewissenlosen Bruder sie in grenzenloses Elend hinabzog. Interessant war sie mir besonders wegen ihrer Verbindung mit Schiller, ihres Umgangs mit Goethe; und welcher Verirrungen sie sich auch mochte schuldig gemacht haben, ihr Unglück, ihr Geist, der die Stürme des traurigsten Geschicks überdauert hatte, der Muth, die Fassung, womit sie diesem begegnete, flößten Ehrfurcht ein. Ich besuchte sie öfters und war Zeuge von diesem nicht gebeugten Sinne. Sie hatte das Leben und dessen Wechselfälle wie Wenige

kennen gelernt. Nicht lange nach jener Zeit, als ich in Weimar lebte, schrieb sie mir: „Wenn Sie Goethe sehen, so bitte ich ihn meines verehrungsvollen Andenkens und Nachdenkens zu versichern. Als ich vor dreiundzwanzig Jahren zuerst den Faust las, war er mir ein unglaubliches Ungeheuer; jetzt ist er mir ein geistvolles Wort über die Welt." Später entriß die edle Prinzessin Marianne von Preußen, die die Tochter der Frau von Kalb zu ihrer Hofdame machte, die ganz Erblindete der unglücklichen Lage. Daß auch in andern Kreisen, die ich besuchte, Goethe oft das Thema der Unterhaltung war, brauche ich kaum zu erwähnen. Ich gedenke der Sonntag-Abende bei dem Buchhändler Reimer, an denen ich unter vielen Andern Schleiermacher mit seiner Freundin Herz, Varnhagen und Chamisso fand.

Indeß blieb in dem zerstreuungsvollen Berlin der Freitag mein eigentlicher Halt. Er blieb es auch in der traurigen Zeit, als nach der Schlacht von Jena Napoleon in die von Hof und Militär verlassene Residenz eingezogen war, und die stolzen Sieger dieselbe ihre Macht empfinden ließen. Welche Erquickung brachte der eine Wochentag in die vielen Wochen und Monde, die einer nach dem andern Friedrichs des Großen Monarchie dem Untergange nahe und näher zu bringen schienen! Da erkannte ich den Werth der in frischer Jugend gestifteten Freundschaft, da empfand und erkannte ich die Kraft der Muse, und wie wahr Goethe sagt, daß man auch in Zeiten der höchsten Noth des Dichters bedarf. Hermann und Dorothea war auch recht geeignet, den Funken, der noch in der Asche des dem Zusammenbrechen nahen Gebäudes glühte, zu erhalten und zu nähren. Die Bedrängniß war übrigens so groß, die

Masse der feindlichen Krieger, die Berlin aussogen, nahm von Woche zu Woche so zu, daß einem französischen Officier die einzige Stube eines Freitags-Gliedes zum Quartier angewiesen wurde, der dann wohl oder übel an der Unterhaltung Theil nehmen mußte.

Daß mir auch in dem vornehmen Berlin, wo damals in der jüngeren Welt so seltsame, thörichte, verkehrte Ansichten über Poesie in Curs waren, die Liebe zu der ursprünglichen Dichtung, die im Volksliede ihren Ausdruck findet, nicht erloschen war, davon zeugt eine Übersetzung aus Percys *Reliques*, die ich wagte. Du kannst Dir vorstellen, daß in der großen, staubigen, in der unendlichen Fläche liegenden Stadt meine Sehnsucht nach den grünen Hügeln und Bergen, nach den anmuthigen Thälern der Heimath groß war, besonders da der Aufenthalt in Wernigerode mich in vollen Zügen frischen Odem hatte schöpfen lassen. Der schöne Thiergarten vor den Thoren Berlins genügte mir nicht; mein Verlangen ging auf ländliche Scenen. Manchmal ging ich allein, nur von jenem mir schon von der Schulzeit her lieben Buche begleitet, nach einem abseits der Heerstraße in der Nähe der Stadt gelegenen Dörfchen, wo ich, in der Laube eines Bauergärtchens sitzend, die herrliche Ballade *Childe Waters* übersetzte. Die Übersetzung gelang mir, wie die des Weiden-Liedes. Zelter componirte meinem Freunde Voß zu Liebe die Strophen, die aus diesem Liede Othellos Desdemona singt. Das Schauspiel sollte in Weimar unter Schillers Leitung gegeben werden, und Zelter war darum zu thun, das ganze Lied kennen zu lernen. Ich glaube wenigstens empfunden zu haben, was Goethe sagt: „Eigentlicher Werth der sogenannten Volkslieder ist der, daß ihre Motive unmittelbar aus der Natur ge-

nommen sind. Dieses Vortheils aber könnte der gebildete Dichter sich auch bedienen, wenn er es verstünde.“ Und welcher Dichter könnte uns von der Wahrheit dieses Wortes besser belehren und überzeugen, als er, der der Natur alle Töne, in welchen sie zu den Menschenherzen spricht, abgelauscht hat?

---

4. Weimar.

Wenn Du erwägst, daß mir, dem Knaben schon das Wort Deutsch-Athen im Ohr geklungen, daß in der folgenden Zeit die dortigen Heroen mir wie Göttergestalten erschienen, daß bei der Nähe Weimars dem Studenten diese Phantasien lebendiger wurden, dann wirst Du Dir vorstellen können, wie mir zu Muthe war, als ich den geweihten Boden betrat, auf dem ich nun eine Zeitlang heimisch werden sollte.

Im Anfang des Jahres 1808 verließ ich Berlin, da mein Zögling ein Gymnasium beziehen sollte. Ich hatte eine Einladung bekommen, Lehrer der Söhne Schillers zu werden; worauf ich denn nach einem kurzen Aufenthalt in der Vaterstadt mich nach Weimar begab. Berlin, eine in mancher Hinsicht günstige Lage, so viele und treffliche Freunde zu verlassen, wurde mir schwer. Aber das, was mich in dem Verhältnisse, welches einzugehen ich im Begriff war, erwartete, ließ mich alles Andere übersehen. In Weimar, in Schillers Hause, der Familie des hochverehrten, bewunderten Mannes eng verbunden zu leben, Goethen nahe, das war für mich eine erfreuliche, höchst erwünschte Aussicht, die mich alles Andere, auch was sich an ein längeres Verweilen in

Berlin hätte anknüpfen können, übersehen ließ. Die Abendröthe, die sich damals über Weimar breitete, rief noch das Morgenroth und den Sonnentag lebhaft in die Phantasie zurück. Carl August waltete noch in seiner Kraft, neben ihm die edle Luise, die vor wenigen Jahren durch fürstlich hohes Benehmen dem mächtigen Sieger Achtung abgezwungen hatte; die Großfürstin Marie hatte dem Hofe einen neuen Glanz verliehen, und die Prinzessin Caroline erschien als die lieblichste, die edelste und schönste Frucht versprechende Tochter einer großen Zeit. Wieland lebte noch, manche bedeutende Namen noch Lebender, wie die Namen Knebel, Einsiedel, Frau von Stein, Bertuch, erinnerten an eine fast zur Sage gewordene Vergangenheit. Das Theater zählte vortreffliche Schauspieler, durch Goethe und Schiller gebildete. Selbst die Enge, das ärmliche Aussehen so mancher Straßen der Stadt rief die Zeit in's Gedächtniß, wo der Hof Alles war, und die mit ihm eng verbundenen Geister die Augen und Gedanken der gebildeten Welt auf das kleine und arme Weimar zogen.

Was aber für mich mehr als das Alles war — Goethe stand noch in seiner Kraft und war der Mittelpunkt, um den alles geistige Leben, sich weit über die engen Grenzen Weimars hinaus verbreitend, ausging.

Wäre ich dreißig oder vierzig Jahre später nach Weimar gekommen zu einer Zeit, wo die Verehrer Goethes, wo alle, die sich mit der Glanzzeit Weimars beschäftigten und in so vielen Briefsammlungen und mannichfaltigen andern Schriften Stoff und Material für ihre Forschungen fanden, wobei die Localitäten von nicht geringer Bedeutung, dann würde ich mich diesen Forschern angeschlossen, ich würde die inter-

essanten, gleichsam geweihten Plätze aufgesucht und durchmustert haben. Wie viele und mannichfaltige Erinnerungen an die vor allem merkwürdigen siebziger Jahre boten nicht Tieffurth mit seinem einfachen, ländlichen Park an der Ilm, der den Schauplatz zu Goethes Fischerin gab, mit seinem bescheidenen Landhause; Ettersburg, in dessen Gemächern, unter dessen Bäumen, auf dessen Rasenplätzen so manches Drama, so manche Posse gespielt wurde, boten nicht Belvedere und so viele andre Räume in der Stadt und in ihrer Nähe! Aber jetzt concentrirte sich bei mir Alles auf die noch lebenden Personen, auf Wieland und besonders auf Goethe, die sehen zu können, sprechen zu können, in deren Nähe leben zu können mir als der höchste Glücksfall erschien.

Am neunzehnten April 1808 kam ich in Weimar an. Das bescheidene Haus, die treffliche Witwe Schillers, seine Kinder, die Stube, in der er so Großes schuf, die nun die meine werden sollte, empfingen mich auf das freundlichste. Gleich am andern Morgen, als ich mit der jüngsten Tochter des Hauses, damals einem vierjährigen Kinde, das sich sogleich vertraulich an mich schloß, an der Hausthür, an der von schönen Linden beschatteten Esplanade spielte, kam Goethe daher gewandelt, blieb bei dem Kinde stehen und liebkosete ihm. Am Abend dieses Tages sah ich im Theater Wallensteins Tod. Mein Eintritt in Weimar war also von mehr als einem günstigen Omen begleitet.

Ging ich auch nicht, wie ich oben bemerkt habe, auf Durchforschung der Localitäten, der Denkmäler vergangener Zeiten aus, so wurde ich doch durch Manches in diese Zeiten versetzt, — durch den herrlichen Park, wo mir oft der Herzog Carl August, dem

Römischen Hause zugehend, begegnete; durch Tieffurth, wohin damals noch der alte, ungeebnete Weg führte, den Wieland, Goethe, Knebel, von der Herzogin Amalia angezogen, wandelten, den ich nun so oft mit meinem Zögling, meinem kleinen Freunde Ernst Schiller betrat; durch Belvedere, wo im ersten Sommer meines weimarischen Lebens Wieland einige Wochen zubrachte. Zu ihm führte mich Frau von Schiller, wo ich sofort Gelegenheit hatte, den liebenswürdigen Greis in seiner Eigenthümlichkeit kennen zu lernen. Ein Tagebuch, das ich damals führte, enthält über diesen Besuch Folgendes:

„Den zehnten Juni mit Frau von Schiller in Belvedere bei Wieland. Der Alte empfing uns ungemein artig, und sein ganzes Benehmen hatte etwas ungemein Feines, Graziöses, Anziehendes. Ich habe wenige Greise gesehn von dieser Liebenswürdigkeit; und ohne Zweifel war seine Erscheinung damals wohlthuender, als sie in früheren Zeiten gewesen sein mag. Ich konnte mir ihn denken als recht gemacht, eine gefällige Rolle bei einer Fürstin wie Amalia und an deren Hofe zu spielen. Es wurde ihm von Frau von Schiller viel Schönes gesagt über seinen Cicero, mit dessen Briefen er eben, sie übersetzend und erläuternd, beschäftigt war, was er mit Freude und Dank annahm. Dann kam das Gespräch auf die Zeit des Octobers 1806; er fing an zu erzählen und ließ sich's angelegen sein, den Besuch zu unterhalten. Bedrängt durch die unglückliche Schlacht in der Nähe, durch den plündernden Feind, den Brand in der Stadt, wandte sich die Bürgerschaft Weimars an ihn; er möge bei dem Kaiser Erleichterung zu erwirken suchen. Er ging auf das Schloß, in das dieser bereits eingezogen war, ohngeachtet er den Dringenden vorgestellt, daß er,

der schwache Alte, vielleicht den Mächtigen unbekannt, in diesem Kriegsgetümmel nichts werde ausrichten können. — Unterredung mit dem Marschal Berthier; dieser ist gütig, und läßt alsbald Einiges abbestellen. — Der Marschal Ney bei Wieland, mit dem er sich lange unterhält.

Wieland lobte seine geistige und körperliche Constitution; ‚Meine Lebensgeister sind gut temperirt, weder zu viel Leben, noch zu wenig; daher halte ich mich in der Mittelhöhe, und kann nicht so hoch streben als Andre (er schien mir Goethen im Sinn zu haben); das ist das Wahre: seine Natur und Kräfte kennen, und danach leben.‘ Sehr charakteristisch erschien mir Folgendes, was er im Lauf der Unterhaltung erzählte: Er lag als Kind von anderthalb oder zwei Jahren in der Wiege; die Wärterin, um ihn in Schlaf zu bringen, sang aus ihrem Gesangbuche: Ich bin müde mehr zu leben u. s. w. Da richtete sich der Kleine auf und rief: ‚Mehr leben! mehr leben!‘“

Dies aus dem Tagebuche. Ich kann mir nicht versagen, hier einer, freilich in eine spätere Zeit fallenden Scene zu gedenken. Griesbach, der von Wieland so hoch und innig Verehrte, war gestorben (1812). Ich hatte mich beeilt, der Witwe meine Theilnahme zu beweisen, und deßhalb sie von Rudolstadt her, wo ich damals lebte, besucht. Sie verlangte sehr, Wieland zu sehn, und ersuchte mich, sie nach Weimar zu begleiten, was ich gern that. Der Greis empfing die Freundin mit Rührung und großer Herzlichkeit; ich las die innigste Theilnahme in seinem Gesichte. Durch viele Worte drückte er sie nicht aus; aber nach der ersten Begrüßung ergoß er sich in ein lebhaft ausgesprochenes Lob der Freundin, die ihren Verlust, den Verlust eines solchen Gatten, mit so ruhiger Ergebung trage,

in dem Bewußtsein dessen, was sie eine lange Zeit hindurch, und besonders in den Tagen der Schwäche und der Krankheit dem Verstorbenen gewesen war. Dabei gedachte er, im Gegensatz gegen die Freundin, ich möchte sagen leidenschaftlich tadelnd, der Frau von Staël, die im Jahre 1804 in Weimar die Nachricht von dem Tode ihres Vaters erhielt; wie gegen dieses leidenschaftliche Gebahren, diesen alles Maß überschreitenden lauten Ausdruck des Schmerzes das ruhige Benehmen der gegenwärtigen Freundin abstehe. Rührend und anmuthig klang das Lob der Greisin von den Lippen des Greises. Wie wahr und schön hat Goethe denselben geschildert!

Lebensweisheit, in den Schranken
Der uns angewies'nen Sphäre,
War des Mannes heitre Lehre.
— Selbst durchdrungen
Von dem Wort, das er gegeben,
War sein wohlgeführtes Leben
Still, ein Kreis von Mäßigungen.
Geistreich schaut' er und beweglich
Immerfort auf's reine Ziel,
Und bei ihm vernahm man täglich:
Nicht zu wenig, nicht zu viel. —

Du kannst Dir denken, daß, da ich nun in Weimar wohnte, in ihm heimisch wurde, dies meine Leidenschaft für Goethe steigerte; ich erfuhr nicht das, was Andre zu erfahren pflegen, deren Begeisterung für einen aus der Ferne betrachteten Gegenstand nachläßt, wenn sie ihn in der Nähe, wenn sie ihn vor Augen haben. Ein Besuch, den ich Goethen nach meiner Ankunft in Weimar machte, wurde freundlich angenommen. Ich fand ihn in seinem Hausgarten, in welchem er eine Zeit lang mit mir auf und ab wandelte. Dabei nahm ich wahr, daß er, seiner Weise gemäß, mich scharf

fixirte, wie um zu sehen, ob vielleicht etwas an mir sei. Oft sah ich ihn dann, im Theater, in Concerten, im Park, oder wenn ich ihm, was ich mir freilich selten erlaubte, in seinem Hause einen Besuch machte. Jedesmal, wenn ich ihn sah, war mein Entzücken groß; am größten, als ich an einem Sonntage früh, da ich eben in wahrer Sabbatsruhe den Tasso las, von ihm mit Frau von Schiller auf den Mittag eingeladen wurde; es war der 18. December 1808. Die Unterhaltung bei Tisch war von Seiten des Wirths lebhaft; das Wort „der Mensch lebt nicht vom Brod allein" fand hier seine Anwendung; obgleich auch das Brod keineswegs zu verschmähen war. Nach dem Essen ließ Goethe einige Schubladen seines Medaillen-Cabinets holen und war ausführlich in Erklärung einzelner bedeutender Stücke. Eben so unterhaltend fand ich ihn bei wiederholter Einladung, die je seltener, desto erfreulicher war.

Sonst sah ich Goethen mehrmals in Gesellschaften, bei Herrn und Frau von Wolzogen, der Schwägerin Schillers, bei Johannes Falk, dem bekannten Satiriker; bei letzterem einmal in einer komischen Situation. Falk nemlich, der damals immer seltsame Dinge im Kopfe hatte und in die Gesellschaft Geistreiches zu bringen bemüht war, ließ, um eine große, bei ihm versammelte zu unterhalten, in einem selbsterfundenen Chinesischen Schattenspiel Scenen aus Goethes Faust darstellen, wozu hinter dem die Schattenbilder aufnehmenden Vorhange von ihm und einer damals reisenden Virtuosin, Fräulein von Winkel, aus dem Gedichte declamirt wurde. Da kam es mir nun äußerst komisch vor, wie diese aus schwarzem Papier geschnittenen, fingerlangen Püppchen, die Gretchen, Valentin, Faust und Mephistopheles vorstellen sollten, vor Goethes Augen sich hin und her bewegten. Er

sah das ganz ruhig an; am andern Tage sagte er zu Frau von Schiller, „es sei ihm vorgekommen, als ob er schon hundert Jahre todt gewesen."

So gedenke ich auch eines Soupés bei Herrn von Wolzogen, an welchem neben Goethe Wilhelm von Humboldt, Riemer und der Hofrath Meyer, Goethes Freund von Italien her, Theil hatten. Es war unter Anderem von dem Liede der Nibelungen die Rede, mit dem Goethe sich damals, wie überhaupt mit der deutschen Dichtung des Mittelalters, beschäftigte. Von dem Berliner Freitag her war ich voll von diesem Gedichte; und so war ich hocherfreut, in solcher Gesellschaft darüber reden zu hören. Auch konnte ich mich nicht enthalten, meinen Enthusiasmus gegen den Hofrath Meyer auszusprechen, der aber nichts erwiederte, als in seinem immer stark hervortretenden schweizerischen Dialecte: „Jo, sie hobn auch einen Oylenspiegel." Dem gründlichen Kenner der antiken Kunst mochte das in das Romantische Einschlagende nicht anstehen, mochte seinen Idealen verderblich dünken; und wie wacker und bedeutend der Mann sonst auch war — etwas Philisterhaftes in seinem Wesen, etwas Exclusives konnte einem nicht entgehen. Bei einem andern Soupé in demselben Hause hörte ich Goethen über Astronomie sprechen. „Die Sonne", sagte er unter Anderm, „wird einst einen Ring bekommen, wie der Saturn einen hat. Man sollte diese Voraussagung in eine eherne Tafel eingraben und dieselbe in die Erde bergen, damit die Leute, die sie etwa in später Zeit fänden, erkennten, wie klug wir gewesen."

Wenn ich dieser Einzelheiten hier mit Liebe gedenke, so wirst Du Dir wohl selbst sagen, daß, eben weil es Einzelheiten, Seltenheiten waren, mein Genuß

derselben um so größer war. *Omne rarum carum*, sagt man. Dies kann ich auf mich anwenden. Wenn es dem Knaben etwas Unerschwingliches schien, einen Wieland, einen Goethe nur einmal zu sehen, so sah ich diese jetzt nicht allein; ich wohnte in ihrer Nähe, sprach mit ihnen, saß an ihrem Tische und erfuhr ihre Freundlichkeit. Bei allem, was ein Riemer, ein Eckermann und Andere vor mir voraus hatten, war vielleicht der gemüthvolle, intensive Genuß, der mir wurde, ein größerer.

Als ich nach Weimar kam, lebte Goethe bereits anderthalb Jahre in kirchlich geweiheter Ehe; ein achtzehnjähriger Sohn, schön und liebenswürdig, war, unterrichtet von dem gelehrten und vielseitig gebildeten Riemer, die Freude des Vaters. Die Mutter machte natürlich die Hauswirthin, wie sie es lange vor der kirchlichen Einsegnung gewesen war; Hausehre nach dem alten, schönen, ächt deutschen Ausdruck, konnte man sie nicht nennen; denn das war in diesem Falle Goethe selbst. Ich war, wenn ich ihn besuchte, freundlich von ihm aufgenommen, war an seinen Tisch geladen; da war es nicht mehr als schicklich, daß ich dann und wann der Hausfrau einen Höflichkeitsbesuch machte. Du wirst fragen, wie ich von Andern oft gefragt bin, welchen Eindruck sie auf mich gemacht? Als Goethen ebenbürtig konnt' ich natürlich sie nicht ansehen, weder wenn ich sie bei Tisch noch sonst sah. Sie war munter, vergnügungssüchtig, das erkannte man leicht; und Goethe hatte gern fröhliche Leute um sich. Die früher angenehme Gestalt war dahin, einer ziemlichen Corpulenz gewichen; von ihrer früheren Erziehung und Umgebung klebte ihr Manches an; die Gesellschaft, die ihr behagte, war nicht eben die, welche man für Goethes

Haus passend gefunden hätte; es waren vorzüglich Schauspieler, auch Studenten von Jena. Doch war es natürlich, daß Goethe jene öfters in seinem Hause und an seinem Tische sah, da er sie zu bilden sich bemühte. Die Frau allerdings fand auch sonst Geschmack an dem Umgang mit ihnen; die Studenten, mit denen sie verkehrte, gehörten wohl nicht zu den geistvollsten und gebildetsten. [1]) Die sogenannte bessere Gesellschaft Weimars hielt sich von ihr fern; dies that dem Gatten weh.

---

[1]) Die Kölnische Zeitung vom October 1864 enthält „Erinnerungsblätter aus dem Leben einer deutschen Frau" — es ist die Professorin Augusti in Bonn —, in welchen Christianens in einer ansprechenden und, wie mir scheint, treuen und dem Leben entnommenen Weise gedacht wird: „Goethes Verheirathung [so heißt es in Nr. 295 vom 23. October 1864, Anm. d. H.] mit der Vulpius, die so plötzlich, nach der ganz natürlichen Frage Napoleons: „*Vous êtes marié?*", in gehöriger Form zum Abschlusse kam, erlaubte der Frau Geheimenräthin von Goethe nun auch, als solche in's Leben zu treten. Auf einem der Universitätsbälle, zu denen Goethe mitunter sein Kommen refüsirte und die Geheimräthin gewöhnlich in Begleitung von Fräulein U. [Ulrich], nachheriger Professorin R. [Riemer], eines schönen, liebenswürdigen Mädchens, erschien, machte ich ihre Bekanntschaft. Frau von Goethe war eine nicht große, etwas gedrungene Gestalt mit starken Zügen, etwas geröthetem Teint und gutmüthigem Ausdrucke. Obgleich unbedeutend, nicht mit den Geistesgaben ausgerüstet, ihres Mannes gewaltigem Gedankengange folgen zu können, war sie jedoch weit entfernt davon, mißstimmend auf ihn zu wirken. Im Gegentheil war ihr heiterer, lebensfroher Sinn eine Erfrischung für ihn geworden, und allmählich hatte sie ihr äußeres Wesen so zu bilden verstanden, daß sie mit allem Anstande die Honneurs ihres Hauses machen konnte. Die Ehe war eine zufriedene, Keiner störte den Andern; Goethe setzte etwas darein, seine Frau auch öffentlich zu ehren und seine Zuneigung zu ihr einzugestehen. Oft sah ich sie, von seinem Arme geführt; es lag

In einem mir nach dem Tode meiner verehrten Freundin Caroline von Wolzogen zugekommenen Tagebuch finde ich Folgendes, was sie in späteren Jahren, da sie als Witwe in Jena wohnte, in Erinnerung an ihr Weimarisches Haus aufgezeichnet hatte: „An diesem Fenster (der früheren Wohnung) saß ich mit Goethe, als er mir die Verlegenheit entdeckte, daß er uns so selten in seinem Hause sehe, da wir doch seine ältesten und liebsten Freunde wären. Der Wunsch, seine Frau in die gute Societät einzuführen, lag offen; ich sagte, wir würden sie gewiß freundlich aufnehmen als seine Frau, wenn sie uns besuchte. ‚Es ist ein kleines närrisches Ding', sagte er, ‚das nicht schreiben, knapp lesen kann; [1]) aber Sie denken doch, daß, wenn man so lange mit mir umgeht, etwas übergehen muß.'" — Frau von Wolzogen erfüllte Goethes Bitte; sie empfing den Besuch, den er mit der Frau machte, freundlich, wie auch Frau von

dann eine stolze Zufriedenheit in ihren Mienen, und stets hegte sie einen an Furcht grenzenden Respect vor ihrem Manne, der sich oft unverhohlen, äußerst komisch aussprach. Wenn sie in Jena war, besuchte sie mich oft; sie wußte dann immer eine Menge Neuigkeiten und plauderte so heiter in einem fort, daß es amüsant war, ihr zuzuhören. Mitunter brach sie dann plötzlich auf, um fortzueilen, und wenn ich sie zu bleiben bat, sagte sie: ‚Ich kann nicht, der Geheimerath zankt sonst, wenn ich länger bleibe.'" — So steht sie mir lebendig vor Augen; doch mag sie nicht immer so angenehm gewesen sein. Zu den Studenten, deren ich gedachte, gehörte indeß auch der oben erwähnte Nikolaus Meyer.

[1]) So arg war es nicht, wie die veröffentlichten Briefe an Nikolaus Meyer beweisen. Wenigstens sind jene Worte, wenn sie wörtlich Goethen nachgeschrieben sind, *cum grano salis* zu verstehen. Sie erinnern an das, was Rousseau von seiner Therese sagt: *Je ne rougis point d'avouer, qu'elle n'a jamais bien su lire.*

Schiller that; und der Geheimrath von Wolzogen lud beide zu einem Soupé, an dem Goethes Hausfreunde Meyer und Riemer, außerdem Frau von Schiller und ich Theil hatten. Goethes Gattin verhielt sich anständig still. Über die Unterhaltung während des Essens weiß ich nichts zu berichten; ich hatte nur Goethen im Auge, so daß Riemer, welcher bemerkte, daß ich das eine und andre Gericht unbeachtet an mir vorübergehn ließ, mich fragte, ob ich immer so asketisch am Tische sei? Ein engeres Verhältniß zwischen den Frauen konnte sich übrigens nicht machen. Der Unterschied in Hinsicht auf Herkunft und gesellschaftliche Bildung war zu groß; und das adelige Vorurtheil hatte selbst Carl Augusts Natürlichkeit in seiner Nähe nicht zu tilgen oder zu schwächen vermocht. Auf des edlen Herzogs Verhältniß zu seinem Freunde, eben so auf das der Herzogin Luise zu ihm hatte diese Ehe nicht den mindesten Einfluß.

Wenn man in dieser Zeit Goethes Verbindung mit Christiane Vulpius betrachtete — ich bin hier etwas ausführlicher, weil diese Ehe so weitverbreitetes Gerede verursacht hat, so oft, auch in späterer Zeit, Anlaß gewesen ist, Goethes sittlichen Charakter anzuschwärzen —, so erwog man zu wenig das Entstehen derselben oder war mit diesem unbekannt. Er kam aus Italien, wo er ganz der Kunst gelebt hatte. „Er war ein Dichter", sagt Lessing von Sophokles; „kein Wunder, daß er gegen die Schönheit ein wenig zu empfindlich war"; und bei Goethe, auf welchen dieses Wort im vollsten Sinne angewendet werden kann, nahte die Epoche, von welcher er sagt: „Das Sehnsüchtige, das in mir lag, das ich in früheren Jahren vielleicht zu sehr gehegt, und bei fortschreitendem Leben kräftig zu bekämpfen trachtete, wollte dem Manne nicht mehr

ziemen, nicht mehr genügen.“ Das edle, schöne Verhältniß zu Frau von Stein, dem er so unendlich viel verdankte, das dreizehn Jahre hindurch erst leidenschaftlich, dann zu schönerem Maße herabgestimmt, gedauert hatte, war verblaßt und verblaßte noch mehr durch das betrübende Benehmen, mit dem die einst so gefeierte Freundin dem aus Italien Zurückkehrenden begegnete. Er fand Christianen; ihr naives, munteres Wesen zog ihn an; sie war damals ein reizendes Mädchen und konnte den aus dem südlichen Lande Kommenden wohl für sich einnehmen. Seine damalige Lage bedurfte eine Erheiterung. „Ich wäre ganz einzeln geblieben“, sagt er, „hätte mich nicht ein glückliches häusliches Verhältniß in dieser wunderlichen Epoche lieblich zu erquicken gewußt. Die Römischen Elegien, die Venezianischen Epigramme fallen in diese Zeit.“ Wenn an dieser Äußerung auch die Sinnlichkeit ihr Theil hat, so liebte Goethe sein Mädchen doch von Herzen. Von Italien aus, wohin er zum zweitenmal gereiset war, schreibt er an Herder: „Für die Gesinnungen gegen meine Zurückgelassnen danke ich Euch von Herzen; sie liegen mir sehr nahe, und ich gestehe gern, daß ich das Mädchen leidenschaftlich liebe. Wie sehr ich an sie geknüpft bin, habe ich erst auf dieser Reise gefühlt.“ Und Christiane hatte ihm einen Sohn geboren. Auch für Bildung war sie nicht unempfänglich; die „Metamorphose der Pflanzen“ und der „Neue Pausias“ sind Zeugen davon; und Goethe hatte gewiß die Geliebte im Sinn, wenn er in einer der Römischen Elegien sagt:

Wird doch nicht immer geküßt, es wird vernünftig gesprochen.

Wenn jene leidenschaftliche Liebe, die Goethen an sein Mädchen knüpfte, mit der Zeit, da ihre Reize

schwanden, abgeschwächt wurde, so ersetzte Anhänglichkeit und Treue das, was etwa jener abging; und früher oder später konnte Goethe mit dem Homerischen Achilles sagen:

Lieben sie etwa allein von den redenden Menschen die Weiber,
Atreus' Söhn'? Ein jeder, dem gut und bieder das Herz ist,
Liebt sein Weib und pflegt sie mit Zärtlichkeit, so wie ich selbst auch
Jene von Herzen geliebt.

Und er fand in Christianen eine andre Eigenschaft, die ihm sehr zu Statten kam. Riemer sagt, Goethes Haus habe recht eigentlich die *honneurs* von Weimar gemacht. Das that es; und um das zu können, bedurfte der Hausherr einer tüchtigen Hausverwalterin, die in seinen gastlichen Sinn einzugehen wußte. Und was mehr ist: häusliches Behagen für den immer wiederkehrenden Tag, was doch der zur Besonnenheit gelangte Mensch nicht entbehren mag, konnte ihm durch die hochverehrte und gefeierte Freundin nicht werden. Er fand in Christianen das weibliche Wesen, dessen er bedurfte, um dieses Behagens froh zu werden. Sehr bedeutend ist, was Herders Gattin am 14. August 1788 dem abwesenden Gatten schreibt: „Eben war Goethe da, er hat mir viel Lustiges, ich möchte sagen, Betäubendes über seine häusliche, menschliche Situation gesagt, — es war aber in Allem so viel Klarheit und Richtigkeit, daß das Betäuben nicht Statt hat. Ihm sei es jetzt gar wohl, daß er ein Haus habe, Essen und Trinken hätte u. dgl." Zu einer Lebensgefährtin, wie er sie jetzt bedurfte, hatte sich Christiane gebildet; und so überhob sie den verehrten Mann, den Dichter, mancher kleinlichen Sorge, die Haus und Leben, zumal wenn dieses in höherem Stil geführt werden soll, mit sich bringen. Er fand etwas von der Therese

Wilhelm Meisters in ihr; wenigstens, wenn auch sonst sehr verschieden von derselben, schuf sie ihm „die Unabhängigkeit, die häusliche, die innere, so daß er sein Gemüth, ungestört von den kleinlichen Sorgen des Lebens, nach großen Gegenständen wenden und das der Welt sein konnte, was dem Weibe zu Hause so wohl ansteht.“ Goethe, abgesehen von der Heiligkeit der Ehe, that das Rechte, da er die Verbindung mit Christianen vor der Welt durch kirchliche Einsegnung besiegelte, da er die namentlich in den gefahrvollen Oktobertagen des Jahres 1806 so treu erprobte Lebensgefährtin zur eigentlichen Hausfrau machte.

Aber ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß der Entschluß, seiner so viele Jahre hindurch bestandenen Ehe die kirchliche Weihe geben zu lassen, auch aus Erwägung der Leichtfertigkeit hervorging, mit der die damalige Zeit die Ehe behandelte. Nähe und Ferne boten von dieser Leichtfertigkeit eine große Zahl von Beispielen. In dem Roman, den Goethe wenige Jahre nach seiner kirchlichen Vermählung mit Christianen schrieb, ist die Heiligkeit der Ehe ein Hauptmoment; und er selbst nennt diesen Roman „eine verkappte Capuziner-Predigt.“ Das Alles wurde von Vielen nicht erkannt; „es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen.“ Namentlich wurde es nicht erkannt von der vornehmen Gesellschaft Weimars, die gewiß auch weder fühlte noch verstand, was Goethe nach dem Scheiden seiner Gattin in die ihrem Andenken gewidmeten Worte legte:

Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstren Wolken zu scheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist ihren Verlust zu beweinen.

Freilich müssen wir bedenken, daß diese Verse in den ersten Stunden des Verlustes, in großer Aufregung gedichtet wurden, und von einem Dichter, der stets die Macht des Augenblicks auf das lebendigste erfuhr. Lieber erinnere ich Dich an das anmuthige Gedicht, wo Goethe das erste Begegnen mit Christianen schildert, und wie er sofort sich vorgenommen, „die Blume mit ihren Würzlein“ aus ihrem Boden zu heben und in den seinigen zu verpflanzen.

Vor allem war das Verhältniß Goethes zu der neuen Geliebten für Frau von Stein, die in früheren Zeiten von jenem so heiß geliebte, dann verehrte und gefeierte Freundin, etwas Entsetzliches, nicht zu Verwindendes. Da diese vorzügliche Frau und ihr Verhältniß zu Goethe so oft ein Gegenstand unsrer Gespräche war, kann ich nicht umhin, ihrer auch hier zu gedenken. Goethe ist oft und hart getadelt worden, daß er sie um Christianens willen verlassen; so von Schöll, dem Herausgeber der Briefe, die der Welt erst das einzige, innige, wunderbare Verhältniß kund machten. Von Andern ist dagegen Goethe in Schutz genommen; und in dem Grade, in welchem dieses geschah, hat Frau von Stein verloren. Ich spreche hier nur, vorgreifend in eine spätere Zeit, da jene Briefe auf mich den tiefsten Eindruck machten, meine persönliche Empfindung aus. Welchen Einfluß Italien und die Kunst daselbst auf ihn, den Dichter, haben mußte, wie er in das Alter eingetreten war, wo das Sehnsüchtige dem Manne nicht geziemte, nicht genügte, ist oben von mir bemerkt worden; selbst in den Briefen an die Geliebte in der Zeit, wo die Leidenschaft für diese noch waltete, nannte er diese Liebe eine Krankheit. Auf der andern Seite fühlte ich mit der Freundin. Sie war nicht mehr die Einzige, die den Einzigen be-

saß; theilen mit einem Wesen, wie sie sich Christianen vorstellte, konnte sie nicht. Ihr Schmerz war ein gerechter und muß unendlich tief und groß gewesen sein. Aber wenn ich für Goethes Thun und Benehmen eine Erklärung und Entschuldigung fand in seiner Natur und in der Entwicklung, die seine künstlerische Begabung nehmen mußte: so erfüllte mich die Weise, in der Frau von Stein ihrem Schmerze Ausdruck gab, mit tiefer Betrübniß. Es tritt hier eben ein, was wir in minder bedeutenden Verhältnissen im Leben oft wahrnehmen. Beide bedürfen der Entschuldigung, beide hatten einander zu vergeben: sie ihm, daß er die, welche er so oft die einzige, seiner Verehrung, seiner Liebe Würdige nannte, ihre Liebe mit einer Andern, von ihr als seiner nicht würdig Erkannten zu theilen nöthigen wollte; er ihr, die nicht einsah oder vergaß, daß der, den sie über menschliche Schwäche erhaben wähnte, der sie an ein ewiges Bestehen einer idealen Liebe glauben ließ, daß der auch ein Mensch war. Eine sonst so edle, hochgesinnte und gebildete, eine so große Frau wünschte ich auch in ihrem Schmerze groß zu sehn. In ihren Briefen an Frau von Schiller blickt noch die alte Liebe und Anhänglichkeit an Goethe durch; aber mit einem schmerzlichen Gefühle lesen wir andre Stellen in den Briefen an diese Freundin; so die Deutung des Epigramms: „Frech wohl bin ich geworden" (vom Juni 1796). Frau von Stein hatte, wie Eine, erfahren, daß der Dichter auch „fromm war und treu." Wäre sie bei dem Ausgrübeln, was in dem „Einer" überschriebenen Gedichte von Schiller, was von Goethe sei,[1]) unbefangen ge-

[1]) Brief vom 12. November 1798. Eine Note des Herausgebers zu diesem Briefe sagt: „Solch ein Gedicht findet sich nicht im Almanach für 1799." Frau von Stein las nicht den

wesen, Manches in ihm würde ihr wohl eine mildere, gerechtere Stimmung gegeben haben. Bei der Stelle des Briefes vom 24. Juni 1805: „Der Doyen Wieland hatte bei Goethe mit Jacobi und des Jacobi Schwester zu Mittag gegessen. Die Vulpia war von der Gesellschaft. Am Tisch, sagt Wieland, habe er (der Hausherr) ihr mit zarten Attentionen begegnet; und doch ist's entweder Lüge, oder er müßte eine Analogie mit der Mägdenatur haben" — bei dieser Stelle werden sich wohl unsre Gedanken und Empfindungen begegnen. Ich breche hier ab, und glaube Dir hinlänglich dargethan zu haben, wie von mir der menschliche, pathologische, tragische Bestandtheil von Goethes Leben nicht unbeachtet geblieben ist. Wenn wir das Wohlwollen, das Goethe der einst so hoch Geliebten fort und fort bewies, die Zartheit, womit er sie behandelte, die Aufmerksamkeit, die er ihr auch thätig zuwandte, erwägen, die letzten Worte, die er brieflich an sie richtete (Briefe an Frau von Stein, Th. 3, S. 460), dann fragen wir: Hatte Schöll Recht zu sagen: „So schlecht bestand Goethe in der Freundschaft" (daselbst S. 324).

Zum Schluß dieser wohl zu langen Abschweifung füge ich Schillers gewichtiges, an die Gräfin Schimmelmann gerichtetes Wort vom 23. November 1800 hinzu; es ist einem Briefe entnommen, den wir als das schönste Document für Goethes Größe und Werth betrachten können: „Es wäre zu wünschen, daß ich Goethen eben so gut in Rücksicht auf seine häuslichen Verhältnisse rechtfertigen könnte, als ich es in Absicht auf seine litterarischen und bürgerlichen mit Zuversicht kann. Aber leider ist er durch einige falsche Begriffe

---

Almanach für 1799, sondern den für 1797, wo das Gedicht [„Grausam handelt Amor mit mir! . ."] Seite 192 steht.

über das häusliche Glück und durch eine unglückliche Ehescheu in ein Verhältniß gerathen, welches ihn in seinem eigenen häuslichen Kreise drückt und unglücklich (?) macht, und welches abzuschütteln er leider zu schwach und zu weichherzig ist. Dies ist seine einzige Blöße, die aber niemand verletzt als ihn selbst; und auch diese hängt mit einem sehr edlen Theil seines Charakters zusammen." Mit dem, was ich über Goethes Frau gesagt, stimmt das überein, was mein Freund Voß, der sie oft sah und ihren Gesellschaften beiwohnte, in Briefen an mich äußerte.

Wie könnte ich, da ich von Weimar rede, unterlassen, des Theaters zu gedenken? dessen zum Theil vortreffliche Schauspieler eifrig bemüht waren, sich Goethes, ihres Obern, Gunst und Beifall zu erwerben, die seine wie Schillers Dramen studirten, um sie würdig darzustellen. Es wurde damals an jedem Mittwoch ein vorzügliches Stück der beiden Genannten, dann Shakespeares und anderer bedeutender Dramatiker gegeben. Vor Allen zeichnete sich das Wolffsche Ehepaar aus. Die Scene im Egmont, wo Klärchen, die Wolff, auf dem Gipfel der Begeisterung für den Geliebten und dessen Rettung aus dem Kerker zusammenbrach und ohnmächtig dem unglücklich Liebenden in die Arme sank, steht mir noch lebendig vor der Seele. Nichts aber riß mich so hin als Wolff im Tasso; ja, ich darf sagen, daß ich Vollkommneres auf der Bühne nicht gesehen habe. Er war aber auch ganz für diese Rolle geschaffen, und Goethe hatte, was Natur in ihm war, zu der edelsten Kunst ausgebildet. Weichheit des Sinns und des wohllautenden Organs, Gestalt, Haltung, Kleidung, Alles traf zusammen, um in ihm ein dem Gedanken des Dichters entsprechendes Bild dem Zuschauer vor die Augen und in die Seele zu

zaubern. Als ich später in Gesellschaft einiger Freunde abermals eine Vorstellung des von früherer Zeit her mir so an's Herz gewachsenen Schauspiels gesehn, dann dem Dichter erzählte, welchen Eindruck seine Schöpfung auf mich und die Freunde gemacht, äußerte er, er selbst habe nicht geglaubt, daß ein Schauspiel, in welchem der Gedanke so vorwiege, eine solche Wirkung von der Bühne herab thun könne. Es war aber dieser Wolff noch in mancher andern Rolle einzig; wer von ihm Calderons Standhaften Prinzen sah, wie dieser, den man eben im Sclavenkleid, auf dem elendesten Lager sterbend gesehen, nun als Geist im reichen, schönen Ordensgewand, die Fackel in der Hand, über das Theater schreitend sein Volk zum Siege führt, der wird gestehn, daß die Schauspielkunst größeren Adel nicht entfalten könne.

Einen solchen Genuß verdankte ich doch Goethen, der immerfort bemüht war, die bedeutendsten Schöpfungen der verschiedensten Nationen und Zeiten dem Publikum im Theater vorzuführen. So brachte er auch Sophokles' Antigone auf die Bühne, deren Übertragung in das Deutsche, wie die theatralische Ausstattung freilich viel zu wünschen übrig ließ. Die letztere konnte viele Jahre später auf größeren und reicheren Theatern natürlich dem Original angemessener beschafft werden; ob sich aber auf diesen eine für die Hauptrolle geeignetere Persönlichkeit gefunden als die Schauspielerin Wolff, möcht' ich bezweifeln. Wie sie mich entzückte, läßt sich aus folgenden, an sie gerichteten Zeilen schließen:

Das ist das hohe Gedicht, das griechische Seelen begeistert,
Das den unsterblichen Kranz flicht um des Dichtenden Haupt?
Sophokles' lieblichste Tochter ist das? O nimmer! Ich hörte
Nur, hellenischen Sinn trübend, barbarisches Wort.

Da, du Herrliche, tritt dein Bild vor die zweifelnde Seele,
Und ich zweifle nicht mehr, daß ich Antigone sah.

Mit meiner Leidenschaft für das Theater wuchs auch die für Goethe; um so mehr, da die für den letzteren von Wolff, mit dem ich viel verkehrte, getheilt wurde. Manche Rolle, die er spielte, war der Gegenstand unsrer Gespräche, vor allen die des Hamlet, der er ein besonderes Studium widmete, als die Tragödie (im Sommer 1809) gegeben werden sollte. Wolffs Natur war für den Hamlet wohl geeignet; das Weiche, in sich hinein Arbeitende, dabei das Vornehme, der Anstand, den man bei einem Prinzen natürlich findet, das Alles war ihm ganz gemäß. Auch den Sinn der Tragödie, den Goethe in den Worten Hamlets fand:

Wer
Vermag's zu sagen, wer zu schlichten?
Die Welt ist aus den Fugen. Weh mir, weh!
Daß ich geboren ward, sie einzurichten!

(So hatte Goethe die schwächeren Worte der Schlegelschen Übersetzung umgeändert) — er hatte diesen Sinn wohl gefaßt. Doch that die Vorstellung auf dem Weimarischen Theater keine bedeutende Wirkung; und ich ging von derselben, auf die ich Monate lang gespannt war, unbefriedigt nach Hause. Die übrigen Schauspieler waren Wolff nicht gleich, das enge Local war manchen Scenen nicht günstig; Goethe war in der Zeit der Proben abwesend. Ich gedenke hier des Hamlet auch deßwegen, weil ich wagte, das Resultat meines Nachdenkens, in der Form von Briefen niedergeschrieben, Goethen mitzutheilen. Er nahm das Übersandte freundlich auf; doch erinnere ich mich aus einem Gespräche mit ihm nur der Mahnung, ich solle den Humor, der durch die Tragödie walte, nicht

aus der Acht lassen. Was er Humor nannte, mochte dasselbe sein, was von meinem Freunde Solger durch das Wort Ironie bezeichnet ward.

Wie Goethe über die Einbürgerung Shakespeares auf die gegenwärtige deutsche Bühne dachte, ist bekannt; so auch der Widerspruch, den seine Bearbeitung der Tragödie Romeo und Julia fand. Ich kann mich nicht enthalten, eine eigentlich nicht hierher gehörige Bemerkung, die ich aus seinem Munde vernahm, mitzutheilen: Manche Scenen Shakespeares seien den Holzschnitten gleich, die wir in alten Historienbüchern, als den Text erläuternde, finden. Er mochte an Scenen denken, wie wir sie in Heinrich dem Sechsten finden, oder an die fünfte Scene des dritten Acts von König Richard dem Dritten, wo Gloster zwischen zwei Bischöfen auf einem Altan des Tower erscheinend, wirklich an jene alten Holzschnitte erinnert. Noch auf manche andere Scene finden jene Worte Anwendung.

Es ist hier auch wohl der Ort, der Redouten zu gedenken, die besonders durch Goethes Einwirkung bedeutend und geistreich wurden. Ich nenne hier vor allen die vom 30. Januar 1810. Goethe hatte den fürstlichen Damen Weimars und andern, diesen befreundeten, an bestimmten Stunden in seinem Hause Vorträge über die mittelalterliche deutsche Dichtung gehalten; die Nibelungen, König Rother waren jenem Kreise bekannt. Dies gab Goethen Anlaß, zur Feier des Geburtstags der hochverehrten Herzogin Luise einen Aufzug von Personen, die in den genannten Dichtungen hervorragen, für die zu jener Feier veranstaltete Redoute zu bilden. Das herrliche Gedicht „Die romantische Poesie" ist das schöne Denkmal dieses Aufzugs, der an Geist wohl nicht seines Gleichen hat. Die Personen, welche die verschiedenen Charak-

tere der romantischen Dichtung vorzustellen hatten, entsprachen vollkommen der Intention dessen, der den Aufzug anordnete und mit seinem Gedicht begleitete; und noch stehen mir die Gestalten der Brunhild und des Riesen Asprian vor den Augen des Geistes. Welche Freude für mich, diesen Zug vor der herzoglichen Loge einherschreiten zu sehen, an der zu beiden Seiten der Minnesänger und der Heldendichter standen — den letztren stellte Goethes Sohn dar — und die Vorüberziehenden durch die einzelnen Strophen des Gedichts erklärten; den Dichter selbst unter den fürstlichen Personen als Betrachter dessen, was er geschaffen!

Wie groß aber mußte das Entzücken über eine größere, neu erscheinende Schöpfung Goethes sein! Ich gedenke des Abends, wo in einer Gesellschaft bei Herrn von Wolzogen dieser mir die eben erschienene, von Cotta ihm zugesandte Einzelausgabe des nun vollständigen ersten Theils der Tragödie Faust übergab. Das nunmehr „vergriffene Büchelchen“ bringt mir die Stunde — ach! nicht mehr das volle jugendliche Gefühl — zurück, mit dem ich in später Nacht, in meiner einsamen Stube die unvergleichliche Oster-Scene las, dann Gretchens im Irrsinn ausgestoßene Klagetöne im Kerker zu vernehmen glaubte. In dieser Zeit, dieser Atmosphäre steigerte sich in mir die Verehrung Goethes zu einer wahrhaft leidenschaftlichen Liebe; ich kann meinem Gefühle keinen andern Namen geben. Du wirst lächeln und mich tadeln. Mir selbst konnte die Seltsamkeit dieser Leidenschaft nicht verborgen bleiben, die auf einen Mann gerichtet war, der, wenn er mir auch später einige Aufmerksamkeit und Freundlichkeit erwies, sich doch damals nicht um mich bekümmerte, und der,

wenn er mich etwa beachtete, mich für einen Fremdling in dem Gebiete, welches er beherrschte, halten mußte. Aber erwäge: Du bist dreißig Jahre später geboren als ich, und die Zeit, in der ich aufwuchs, war eine andre als die Deiner Jugend; Du bist dem Zauberkreise, den Goethe um sich gezogen, nicht nahe gewesen. Und endlich muß ich zu meiner Vertheidigung sagen: wie wenig Goethe mich beachten, wie unbedeutend ihm meine Person sein mochte, ich war in dem Fall Philinens, da sie sprach: „Wenn ich dich lieb habe, was geht's dich an?“ Ich erinnere mich, daß ich einst, da ich Goethen eine geraume Zeit hindurch nicht hatte sehen können, in der dumpfen Stube eines Gipsgießers, der Kügelgens kleines Relief von Goethes Kopf vervielfältigte, eine Stunde lang auf die Fertigung eines Abgusses wartete, um nur etwas zu haben, was meine Sehnsucht zu beschwichtigen vermöchte. Daß die Bewohner Weimars, die in irgend ein Verhältniß zu Goethe kamen, mit ihm verkehrten, sein Haus betraten, von ihm wie von irgend einem andern Menschen redeten, von ihm, der mir über allen andern menschlichen Naturen unendlich weit erhaben schien, das war mir völlig unbegreiflich. Nicht besser wüßte ich Dir meine Empfindung für Goethe auszudrücken als durch Mittheilung eines Liedes, das ich damals einem Lieblingskinde des Dichters, Mignon, in den Mund legte:

Ich bin ein Engel nun geworden,
Und heiter war mein Auferstehn;
Nun wohn' ich, fern vom kalten Norden,
Hier, wo die sanften Lüfte wehn.

Und leicht und frei sind meine Schritte
Wie Vogelflug in blauer Luft;
Und in der holden Freunde Mitte
Erquicket mich der Blüthen Duft.

Doch blick' ich oft noch nach der Erde;
Und war mein Loos auch herber Schmerz,
Die Treue theilte die Beschwerde,
Und Lieb' erfuhr mein armes Herz.

Und Einer lebt in jenen Landen,
Der mir das Engelkleid gewebt,
Und der allein, allein verstanden,
Was ich gelitten und gelebt.

Er las in meiner Seele Grunde
Und nannte mich sein liebes Kind;
Könnt' ich mit dem verklärten Munde
Ihm sagen, wie mein Herz gesinnt!

Und eher endet nicht mein Sehnen,
Bis ihn mein selig Auge sieht,
Und mit des Dankes heißen Thränen
Sein Kind in seine Arme flieht.

Zwar leb' ich ohne Sorg' und Mühe
Und habe Freuden hier genung;
Dort altert' ich vor Kummer frühe,
Du machtest mich auf ewig jung.

Dieses Gedicht war ein Theil eines größeren, zum Anfang des Jahres 1809 Goethen gewidmeten Gedichtes. Denn daß ich meinem Gefühle einen Ausdruck zu geben versuchte, wirst Du natürlich finden, und Du wirst mich auch nicht verlachen, wenn Du hörst, daß dieser Ausdruck ein poetischer war. Eine Freundin Goethes hatte mir gesagt, die Lieblinge des Dichters unter seinen Geschöpfen seien Gretchen, Klärchen und Mignon, zu welcher Wahrnehmung ich auch ohne dies gekommen wäre. Im Gedanken an die Worte in Goethes Elegie „Euphrosyne":

— gestaltlos schweben umher in Persephoneias
  Reiche, massenweis', Schatten vom Namen getrennt;
Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt, gestaltet,
  Einzeln, gesellet dem Chor aller Heroen sich zu —

im Gedanken an diese Worte stellte ich mir jene drei im Elysium versammelt vor, sich unterhaltend über den, dem sie diesen Wohnort verdanken. Zu ihnen tritt Euphrosyne, die, freundlich von den Dreien aufgenommen, berichtet, es beginne auf Erden ein neues Jahr; da komme hierhin der dem Vater dienende Genius; er werde nach den Kindern sehen, und was sie dem Vater zu bieten haben, demselben überbringen. Der Genius erscheint und bringt den Gruß des letztren. Klärchen überreicht ihm einen Lorbeerkranz, gleich dem für Egmont geflochtenen, Gretchen eine Rose, Mignon einen Lilienstängel, welchen Gaben Euphrosyne ein Myrtenreis zufügt. Lebhaft wird von den Kindern die Sehnsucht nach dem Vater, nach dem Kommen desselben in diese seligen Gefilde ausgesprochen. Inzwischen ist Eleonore zu ihnen getreten und hat von einem Seligen berichtet, der noch nicht lange im Elysium weile — es ist Schiller —; dieser habe in dem Kreise der von der Erde geschiedenen Geister von dem Vater erzählt und lebhaft ausgesprochen, wie die Erde eines Mannes bedürfe wie der sei, den ihre Sehnsucht ihr entziehen möchte. Dies beschwichtigt die Kinder; mit Segenswünschen scheidet der Genius.

Du wirst die Erfindung ungeschickt nennen; und schwerlich hat Goethen, auch abgesehen von dieser, die Erinnerung an das Scheiden in einem Gedichte, das ein Glückwunsch zum neuen Jahr sein sollte, erfreut. Ich erwähne desselben nur wegen der letzten Zeilen der Dedication:

Gegen Deine Größe, Herr, wo bliebe
Ein Rettungsmittel, wäre nicht die Liebe?

(Gegen große Vorzüge eines Andern giebt es kein Rettungsmittel als die Liebe. Ottilie in den Wahlverwandtschaften.)

In jungen Jahren, wenn uns in der unvollkommenen Welt ein Vollkommenes in der Form der Dichtung entgegentritt, sind wir nur zu geneigt und willig, den Schöpfer mit dem Geschöpfe als Eins zu betrachten. Ich sandte jenes Gedicht Goethen anonym, und habe über sein Schicksal nie etwas vernommen. Darin hätte ich eine Warnung finden sollen. Goethe sagt: „Man muß die Zudringlichkeit junger Leute übersehen und ertragen. Mit der Zeit werden aufrichtige und liebevolle Verehrer daraus.“ Wenn ich dies lese, kann ich nicht umhin, mich schuldig zu finden; doch liegt für mich in dem Schlusse des Worts auch ein Trost.

Solche Betrachtungen rührten und störten mich damals nicht. Ich lebte und webte in Goethe; er hatte mich gänzlich eingenommen. Wenn die Lectüre einer seiner Dichtungen in der stillen Stube mich hingerissen, dann eilte ich in's Freie, den Weg nach Tieffurth hin, der, damals noch ungeebnet, mehr an die Zeiten erinnerte, wo Goethe ihn zu seinem Freunde Knebel oder zu der Herzogin Amalia wandernd betrat, oder in den Park die wunderlich aufgebaute Schnecke vorbei dem Römischen Hause zu, an dessen Fuß neben dem künstlichen Wasserfall das in eine eherne Tafel eingegrabene Gebet des Dichters an „die heilsamen Nymphen“ mich begrüßte. Und wie vollends, wenn mir einmal auf diesen Pfaden Goethe selbst begegnete, auf dem einsamen Spaziergange große Gedanken — ich glaubte sie auf seiner Stirne zu lesen — im Innern hegend und gestaltend! Ein mir sehr liebes Buch, die Briefe meines Freundes Keßler auf einer Reise durch die Schweiz und Oberitalien, versetzt mich lebhaft in jene Zeit. Er hatte, seine Reise antretend, mich besucht; ich begleitete ihn eine Strecke. „Der erste

Mai,“ schreibt er, „war der erste Frühlingstag. Abeken begleitete mich und las mir im Gehen Stücke aus Goethes neuem Faust vor.“ Es war wohl die Oster-Scene. O wer die Gefühle in ihrer Fülle hervorzurufen vermöchte, die das jüngere Herz bewegen, wenn „der Himmelsliebe Kuß“ auf dieses herabstürzt!

Wenn ich aber mich wunderte, daß man in Weimar Goethen wie andere Menschen, nur als einen durch Rang und Stellung in der Gesellschaft vornehmen und ausgezeichneten ansah, von ihm wie von jedem andern gleichgestellten Menschen sprach, so erklärt sich dieses, abgesehen davon, daß das Große nur für die geringere Zahl der Menschen ist, daraus, daß in der gewöhnlichen, täglichen Erscheinung Goethes auch nicht das Mindeste lag, was den Schein eines bewußten Imponirens hätte erzeugen können. Wann, wo ich ihn sah, erschien er mir in Kleidung, Haltung, Wort und Geberde schlicht, einfach; nur daß ein gewisses Etwas, was den bedeutenden Menschen verräth, dem Achtsamen nicht entgehen konnte. Auch wenn er scherzte oder scheinbar sich gehen ließ, erkannte man leicht in ihm das, was er von Lessing rühmt, „der die persönliche Würde gern wegwarf, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können.“ Ich sah ihn, wenn auch nicht so nahe und oft wie Andre, Vertraute, in verschiedenen Situationen. Ich kam einmal, meine Gönnerin, die Geheime Kirchenräthin Griesbach führend, an Goethes Haus, wo wir die zum Stalle führende Thür offen fanden. Der Hausherr betrachtete eine eben erworbene neue Waschmaschine. Er rief die Freundin herein und setzte ihr in seiner beredten Weise die Zweckmäßigkeit und Vorzüge der Maschine auseinander. In dem Augenblick konnte man an den Dichter und den

Minister nicht denken. Der selben Freundin, die ich begleitete, begegnete er im Park. „Ist mir doch," sagte sie, „als ob wir uns, wie vor acht Jahren, in der Pyrmonter Allee begegneten." (Hier hatten Goethe und Griesbach zu gleicher Zeit, im Jahre 1801, den Brunnen getrunken.) „Ja," erwiederte er, „und es ist auch noch der selbe Oberrock, mit dem bekleidet ich Ihnen Morgens in der Allee begegnete." Es ist bekannt und namentlich durch die Briefe an Frau von Stein bezeugt, daß Goethe sich gern mit Handwerkern, Landwirthen, Bauern unterhielt, sich freute, wenn er eine gesunde Natur und den der Lage und den Verhältnissen angemessenen Verstand wahrnahm, daß er sich so als Minister den Boden seines Wirkens für das Land bereitete.

So sah ich ihn ein andermal in der vornehmsten, glänzendsten Umgebung gleich schlicht, und doch wie ihr angehörend. Vor allem war dies der Fall am sechsten October 1808, wo Napoleon, als er von Erfurt aus dem Herzoge Carl August, in der Begleitung des Kaisers Alexander und einer großen Zahl von Königen und Fürsten, einen Besuch abstattete, im Weimarischen Theater von seinen Schauspielern den Tod Cäsars von Voltaire aufführen ließ. Talma spielte den Brutus. Da sah ich Goethe unter einer unzählbaren Menge von Marschällen, Ministern, Generalen, Diplomaten im festlichen Kleide, mit seinen Orden geschmückt, in der Nähe des großen Kaisers, ihn, der mir der Größeste schien von Allen. Immer erkannte ich in ihm den Mann von fester, sicherer Haltung, den seiner selbst mächtigen.

Auch die Tage vor dem sechsten October waren mir merkwürdig. In meinem Schreibkalender finde ich darüber Folgendes: „Am 4. October machte ich

mich Morgens um 8 Uhr auf, um nach Erfurt zu wandern und die dortigen Herrlichkeiten anzusehn. Es war ein heitrer Himmel, die Sonne fiel auf meinen Schreibtisch und lockte mich hinaus; und bald war ich auf dem Wege nach Erfurt. In der Nähe Erfurts begegnete mir Goethe im Wagen, der, nachdem er an den Herrlichkeiten dort Theil genommen, und dem Kaiser vorgestellt war, nach Weimar eilte, um für die Einrichtung des Theaters, auf dem die kaiserlichen Schauspieler spielen sollten, zu sorgen. In Erfurt war es schwer, ein Unterkommen zu finden. Bei früheren Besuchen war ich im „Schlehendorn" eingekehrt, den Goethe eben verlassen hatte. Aber sein Quartier wurde sofort von Andern eingenommen. Kaum daß der Wirth mir einen Platz hinter einer spanischen Wand im Gastzimmer anweisen konnte, wo ich meine Kleidung einigermaßen ordnete. Ich hegte eine stille Hoffnung auf das Theater, in welchem man nur *en escarpins* erscheinen konnte; Schuh' und Strümpfe hatte ich in der Tasche mitgebracht. Meine Hoffnung wurde auch nicht getäuscht. Ich begab mich, nachdem ich wiederholt Napoleon gesehn und im „Römischen Kaiser" an einer langen, meist von französischem höheren Militär und Civil besetzten Table d'hôte gespeist, nach dem Platze vor dem Theater, wo ein Weimarischer Kammerherr, von Ziegesar, mir seit den Studentenjahren bekannt und weiterhin freundlich zugethan, mich erblickte und, da er mit Vertheilung von Billets beauftragt war, mir ein solches zu großem Neid Unzähliger, die nicht eingelassen werden konnten, einhändigte. Da sah ich denn Racines Iphigenie in Aulis, worin Talma den Achill spielte. Fast mehr erregte meine Bewunderung das Spiel der Duchesnois in der Rolle der Eriphile; von einem solchen

Aufwand von Leidenschaft, die sich jedoch in dem von der französischen Tragödie gebotenen Tacte hielt, hatte ich keine Vorstellung gehabt. Leider wurde meine Aufmerksamkeit von dem Schauspiel zu sehr abgezogen und dem Parterre zugewandt. Dieses war freilich einzig, Napoleon und Kaiser Alexander von Rußland auf Lehnsesseln zunächst der Bühne; dann hinter ihnen eine Reihe von Königen und andern Fürsten auf gewöhnlichen Stühlen; der übrige Raum dicht gefüllt von Marschällen, Generalen, hohen Diplomaten u. s. w. Für die Nacht mußt' ich froh sein, bei einem Schuhmacher ein Stübchen mit einem Bett für hohen Preis zu erlangen. Als ich am nächsten Morgen nach Weimar zurück wanderte, sah ich Napoleon und Alexander in einem offenen Cabriolet, Schulter dicht an Schulter, an mir vorüberfahren." —

Noch jetzt, wenn mir Goethes Bild vor die Seele tritt, kann ich nicht umhin, der Worte des Kaisers Maximilian zu gedenken:

Ich bin ein Mann wie andre Mann,
Nur daß mir Gott die Ehre gann;

und ich begreife, was Napoleon, da Goethe in Erfurt sich von ihm beurlaubte, mit dem an seine Umgebung gerichteten Worte *Voilà un homme* sagen wollte. Der Kaiser legte in dieses Wort gewiß mehr, als was man im Sinne hat, wenn man einen Menschen einen humanen nennt, und mehr als das, was Goethe selbst in das Wort legt, womit er die Grabschrift, die er selbst sich setzte, schließt: „Das ist fürwahr ein Mensch gewesen"; wiewohl auch dieses Wort Goethen treffend charakterisirt. Wie seltsam es klingen mag, Napoleon und Philine zusammen zu nennen, die letztre mag wohl das selbe haben sagen wollen wie der Kaiser, da sie von dem bei Gelegenheit einer Wasserfahrt in

die lustige Gesellschaft sich mischenden Fremden sagt: „Dieser Mann hat eigentlich nur das falsche Ansehen eines Bekannten, weil er aussieht wie ein Mensch, und nicht wie Hans oder Kunz.“ Bei seinem einfachen, menschlichen Benehmen war auch das Wohlwollende, Anerkennende, Menschenfreundliche, was man in das Wort: „er ist ein Mensch“ legt, bei Goethe leicht zu erkennen; wenn auch bei Gegenständen, an denen Herz und Gemüth keinen Antheil nahmen, die so oft verschrieene Kälte sich kundgab, mit der vorzügliche Menschen auf das Thun und Treiben des Pöbels, des vornehmen wie des geringen, herabsehn. Wie unbedeutend, wie schwach erscheint bei solchen Betrachtungen das, was Gervinus über Goethes höfisches, rücksichtsvolles, ja unterwürfiges Wesen gegen Hochgestellte in seiner Geschichte der Litteratur zu sagen sich nicht gescheut hat! Möge man hier auch immer eine Schwäche des über andre Menschen so Hervorragenden zugeben; eine Schwäche jedoch, die aus dem Widerwillen, dem Ekel vor der Nichtachtung alles Höheren, welche dem weitverbreiteten Pöbel unsrer Zeit eigen ist, hervorging.

Den wohlthuenden Eindruck, den Goethes natürliches, schlichtes Wesen auf den machte, der, selbst ein wahrer Mensch, ohne Anspruch sich ihm nahte, erfuhren auch meine Freunde Kohlrausch und Graf Baudissin, in deren Gesellschaft ich im Jahre 1809 Goethen, der damals sich in Jena aufhielt, besuchte. Es wird Dir angenehm sein, wenn ich den erstgenannten Freund hier reden lasse, der in seiner Selbstbiographie den Besuch folgendermaßen schildert: „Wir fanden Goethe nach Mittag im botanischen Garten, wohin er uns bestellt hatte, auf und abgehend, mit einer einfachen Blume in der Hand, die er betrachtete, vielleicht

über das große Gesetz der Metamorphose sinnend, welches er so tiefsinnig entwickelt hat. Nach einigen Gängen im Garten setzte sich Goethe mit uns auf eine Bank und ließ sich auf Gespräche über litterarische Erscheinungen ein. Die Rede kam auf Kotzebue, und wir glaubten, in Goethes Sinne zu reden, wenn wir Kotzebues Leichtfertigkeit und Seichtigkeit mit möglichst scharfen Worten tadelten. ‚Nun, nun, Ihr jungen Leute, nur nicht gleich das Kind mit dem Bade ausgeschüttet!‘ unterbrach er unsre beredten Auslassungen. ‚Wenn dieser Kotzebue den gehörigen Fleiß auf die Ausbildung seines Talents und bei der Fertigung seiner dramatischen Sachen angewendet hätte, so konnte er unser bester Lustspieldichter werden. Und auch das Sentimentale hat er in seiner Gewalt.‘“ Kohlrausch erwähnt bei Gelegenheit dieses Besuchs noch andrer Freundlichkeiten, die Goethe ihm und seinem Gefährten, den von Göttingen aus ihm Empfohlenen, bewies, und fährt dann fort: „So war unser Begegnen mit Goethe; und dieser ließ, wie ich kaum zu erwähnen brauche, einen sehr wohlthuenden Eindruck zurück; um so mehr, da man von Goethes Kälte und vornehmem Wesen so viel reden hörte. Gegen uns hatte er sich freundlich und natürlich, nicht herablassend, sondern menschlich wohlwollend gezeigt.“

Einmal sah ich seine Überlegenheit, seine Gewalt über Andre sich kundgeben. Im Theater wurde, da man, weil der Hof sich verspätet, den Vorhang aufzuziehen zögerte, das Publicum, unter dem sich auch Jenaische Studenten befinden mochten, ungeduldig und äußerte seine Ungeduld laut. Da erhob sich Goethe von seinem Sitz, und rief mit mächtiger Stimme: „Wird's bald still?“ und es wurde still. Ich gedachte der Worte in Schillers Ballade:

Und der Leu mit Gebrüll
Richtet sich auf, da wird's still.

Und wirklich, etwas vom Löwen war in Goethe.

Was dem Aufenthalte in Weimar einen vorzüglichen Reiz gab, waren die Besuche so vieler ausgezeichneten Männer, welche die Liberalität des Herzogs, dann besonders der Ruf Goethes dahin zog. Wie viele habe ich während der Jahre, die ich in Weimar zubrachte, gesehn, zum Theil kennen gelernt! Ich nenne hier nur Wilhelm von Humboldt, Zacharias Werner, den Maler Kügelgen, Oelenschläger, Schönborn mit seiner Freundin Katharina Stolberg, Achim von Arnim, denen ich eine Reihe Andrer zufügen könnte. Vor allem aber gedenke ich der Frau von Staël, die im Jahre 1808 in der Begleitung Sismondis zum zweitenmal nach Weimar kam, zwar zu einer Zeit, wo Goethe, wie damals meistens jährlich, sich in Carlsbad aufhielt. Von ihrer Erscheinung sage ich hier nichts; in einem Briefe Schillers an Goethe, geschrieben während ihres ersten Besuches, ist sie vortrefflich geschildert. Ihr Wesen, ihr Benehmen entsprach vollkommen dem Bilde, das man sich beim Lesen ihrer Schriften entwarf; dabei nahm man mit Wohlgefallen wahr, daß sie den Frauen keineswegs lästig fiel. Ihre Lebhaftigkeit war grenzenlos. So sah ich sie in einer Gesellschaft bei Frau von Wolzogen, wo der seltsame Johannes Falk sie zu unterhalten sich bemühte. Er las und erklärte ihr eins seiner Gedichte, worin er die Nymphen des Wassers, die zarten, zum Dienst der gemeinen menschlichen Bedürfnisse gezwungenen, klagend aufführte. Es ist mir, als ob ich noch höre, wie er, auf einem niedrigen Sessel, fast zu den Füßen der gefeierten Frau sitzend, in nicht eben geläufigem Französisch seine große, oft aber lästige Redegabe

aufbot, jene zu unterhalten; wobei er oft durch den lächelnden Beifall unterbrochen wurde, den sie durch ein wiederholtes *Vous me plaisez, Monsieur Falk* zu erkennen gab. In einer andern Gesellschaft, bei der Frau Johanna Schopenhauer, erzählte sie von einer Reise, die sie in Begleitung des Herzogs zu der Herrnhuter Colonie Neu-Dietendorf gemacht. Du kannst Dir vorstellen, welchen Eindruck, in der That nicht ungünstigen, dieses Stillleben, der völlige Contrast zu ihrem Leben, bei ihr hinterlassen; was sich auch darin kund gab, daß sie den Herzog tadelte, der dieses Stillleben wie ein Mephistopheles betrachtet und besprochen habe. Wie interessant würde es gewesen sein, hätte man Goethen an einer solchen Unterhaltung Theil nehmen sehn und beobachten können!

Goethe freilich war mir der Mittelpunkt, um den sich Alles, was Weimar interessant machte, drehte; und Du kannst Dir denken, daß dies den Glanz, in welchem er mir erschien, noch erhöhte. Dem Kern jedoch, um den dieser Glanz sich verbreitete, konnte dieses Äußere keine größere Bedeutung, keinen größeren Einfluß auf mich verleihen. Erwägst Du nun, welche Wirkung die Nähe des Dichters, das Local, innerhalb dessen er so lange sich bewegte und wirkte, das Theater, das Vertiefen in seine Dichtungen, dies Alles zusammen auf mich haben mußte, so wirst Du Dir vorstellen, mit welcher Gewalt die eben erscheinenden Wahlverwandtschaften (im Herbst 1809) mich packten, wie sie mich entzückten, mich aus mir herausrissen und doch mich mir selbst, einen Glücklicheren, wiedergaben. Diese Erscheinung und ihre Wirkung auf mich war der Gipfel meines Weimarischen Lebens. Umsonst würde ich das Gefühl zu

schildern suchen, das mich erfüllte, als ich gegen das Ende des Romans las, wie in Ottilie das Heilige, das ihre Seele war, das Irdische bewältigend, mehr und mehr sich entfaltet und hervortritt, wie sie „die letzte Prüfung" besteht. Es war, als ob mir ein Juwel, ein Kleinod unmittelbar aus einer höheren Region zugefallen wäre, das, in engem Raume das Geheimniß der Kunst, zugleich die Tiefen der Menschenbrust umschließend, sich meinem Geiste zum Eigenthum gegeben, die Schönheit selbst, die Plato als Idee anbetete, verkörpert.

Man muß jung sein, um solches in seiner Fülle zu genießen; aber noch jetzt in meinem fünfundachtzigsten Jahre kann ich nicht ohne die tiefste Rührung die Worte lesen, mit denen Ottilie ihren Entschluß kund gibt, sich der Jugend zu widmen und „die jungen Aufschößlinge, bei ihren kindlichen Schmerzen lächelnd, mit leiser Hand aus allen kleinen Verirrungen herauszuführen." Als Goethe einst Schillern und dessen Familie den vierten Gesang von Hermann und Dorothea, den eben gedichteten, vorlas, wurde er von Rührung bewältigt und mußte sich unterbrechen. „So schmilzt man bei seinen eigenen Kohlen" sagte er. Ich bin überzeugt, daß er das selbe erfuhr, wenn er jene Worte Ottiliens wieder las. „Es ist eine Stelle, aus welcher der reine Geist des Dichters gleichsam aus hellen, offnen Augen heraussieht." Damals ahnte ich nicht, daß eine Zeit kommen werde, wo ich lebhaft fühlen würde, was man einräumen, was zugestehen müsse, damit dieser in aller Fülle, im höchsten Glanze der Schönheit prangende Roman auf dem Platze, der ihm als Kunstwerk gebührte, sich behaupte; wiewohl dessen sittliche Tendenz nicht zu verkennen war. Was ich

im ersten Entzücken über die Wahlverwandtschaften niederschrieb, ist ein schwaches Lallen; wie viel mehr sollte mir das Buch werden, da ich immer lebendiger den großartigen Stil dieser Dichtung zu fassen lernte! Doch sandte ich diese Fragmente meinem Freunde Voß nach Heidelberg, der sie mit meiner Beistimmung dem Morgenblatt übergab. Aber ich erschrak hinterdrein über die Verwegenheit; ich schrieb an den Freund und verlangte Zurücknahme des Manuscripts; es war zu spät, die Fragmente waren gedruckt.

Indeß machte das „Lallen" doch großes Glück, es gefiel Goethen; und weil diesem von allen Seiten her so viele mißfällige Urtheile über das Buch zu Ohren kamen und ihn verletzten, so viele seltsame Anfragen ihn bedrängten, so kam Riemer, der sich eben mit Goethe in Jena aufhielt, auf den Gedanken, die Fragmente als einzelnes Blatt drucken zu lassen. Es geschah; er und Goethe selbst vertheilten und versandten das Blatt an nähere und entferntere Freunde und Bekannte. Wie war mir zu Muthe, als Frau von Schiller mir, dem nichts Ahnenden, eins der ihr von Riemer zugeschickten Exemplare überreichte (17. März 1810). Sie wußte den Verfasser nicht; ich hatte mich als diesen niemandem genannt.

Ich war damals im Begriff, Weimar zu verlassen; ohne dies würde ich wohl Goethen, dem ich mich durch das Blatt empfohlen, häufiger gesehn haben, wie ich denn in Weimar von mancher Seite Theilnahme erfuhr. Ich erinnere mich, daß in diesen Tagen Goethes Gattin, da sie mich im Park sah, auf mich zukam und in ihrer Lebhaftigkeit mir zurief, wie „der Geheimrath" sich gefreut und das Blatt seinen Freunden zusende. Goethe war noch in Jena, als ich mich zum Abgang nach Rudolstadt, wohin mich die

Fürstin-Regentin an das Gymnasium berufen, rüstete. So wanderte ich dahin, um Goethen den Abschiedsbesuch zu machen; worüber ich in meinem Tagebuche Folgendes finde: „Am 27. März bei Goethe, der in dem Schlosse wohnte. Er empfing mich sehr freundlich, und sein Gesicht, jeder Zug desselben schien mir milder als je. Er dankte mir für meine Theilnahme an den Wahlverwandtschaften, und sprach über das Buch. Hätte ich nur Alles behalten! Doch schien er sich in Hinsicht auf meine Fragmente besonders darüber zu freuen, daß ich das Buch als ein für sich bestehendes, mit eigenem Leben begabtes Wesen angesehen. ‚Ein solches Werk,' sagte er ungefähr, ‚wächst einem unter den Händen und legt einem die Nothwendigkeit auf, alle Kraft aufzubieten, um seiner Meister zu bleiben und es zu vollenden: wo denn die Schere nicht gespart werden darf.' — Die Leser seien ihm die liebsten, die sich ganz und gar in einem Buche verlieren könnten. Sonst sprach er von dem Werke mit einer Bescheidenheit, die mir wunderbar schien; als wenn es nur für seine Zeit etwas sein sollte."

Von Wieland, dem das Buch ziemlich excentrisch und von dem Maß, das er sich gebildet und angeeignet, abweichend erscheinen mochte, wurden meine Fragmente nicht so gut aufgenommen. Ich mußte einen schalkhaften Tadel von ihm hinnehmen, als ich (am 10. April) mit Griesbachs, die eben eine Reise in das südliche Deutschland und in die Schweiz angetreten hatten, Mittags bei ihm speisete. Übrigens war er nicht so ungerecht, daß er das Kind mit dem Bade hätte verschütten sollen. Einzelnes entzückte ihn, so das von Eduard über Ottilie am ersten Morgen nach ihrer Ankunft auf seinem Schlosse ausgespro-

chene Wort: „Es ist ein angenehmes, unterhaltendes Mädchen“, worauf Charlotte antwortet: „Unterhaltend? sie hat ja den Mund noch nicht aufgethan.“ „Für dieses eine Wort,“ sagte Wieland, „würde ich, wenn ich der Herzog wäre, Goethen ein Rittergut schenken.“ Sollte wohl Wieland in seiner Bewunderung das volle Gewicht, das Goethe in diese Worte gelegt, erkannt haben? Wie sehr Wieland auch das Maß ehrte und beachtete — wo er auf etwas ihm besonders Zusagendes und Schönes stieß, konnte er im Lob überschwänglich sein.

Welche verkehrte, widerwärtige, abgeschmackte Urtheile die Wahlverwandtschaften übrigens bei ihrem Erscheinen erfuhren; wie man sich, das Ganze, Große nicht ahnend, an Kleinigkeiten, lobend und tadelnd, hielt; wie hie und da die Urtheile in wahre Feindschaft übergingen, und dies selbst in Weimar, das ist nicht zu sagen. Ich könnte Beispiele von Übelwollenden, Anhängern, Freunden, Gelehrten und Ungelehrten, Männern und Frauen beibringen. So setzte mir einmal einer der Litteratoren Weimars auf dem Felde der Poesie, eine bekannte Persönlichkeit, auseinander, wie die Anlage des Romans eine sehr fruchtbare sei: ein engverbundenes Paar mache die Grundlage; es werde die Einigkeit durch ein hinzutretendes Drittes gestört; ein Viertes bringe die Verschlingung und Verwirrung weiter; nun könne man sich ein Fünftes denken, wodurch wieder neue Verhältnisse entstehen, dann ein Sechstes und so *in infinitum*. Mich konnte das Alles nicht in meinem Genusse stören. Auch hatte ich Freunde, die sich mit mir des Schatzes freuten, den Werth des Buches anerkannten. Unter diesen nenne ich besonders Passow, der damals als Lehrer am Gymnasium in Weimar lebte.

Doch habe ich noch Einiges über die Wahlverwandtschaften in Bezug auf mich nachzuholen. Du darfst nemlich nicht glauben, daß meine Betrachtung und Bewunderung Goethes sich jedesmal nur an eine einzelne Dichtung desselben heftete; ich suchte den Gang seiner dichterischen und sittlichen, oder wenn Du willst, philosophischen Entwicklung nachzugehn, und zwar in einer vernünftigeren Weise als früher in Jena. So hielt ich den Werther, der doch eigentlich das Werk war, wodurch Goethe im Gebiet der Poesie festen Sitz und Stellung einnahm, und die Wahlverwandtschaften gegen einander. Ich spreche hier nicht bloß von dem, was man gewöhnlich unter dem Worte Form begreift. Daß, wie großartig im Werther die Schilderung der Natur war, wie gewaltig der Ausdruck der Leidenschaft, wie rührend und das Herz ergreifend die Scenen geschildert waren, die in Naivetät das Gemüth ansprechen sollten, — daß in den Wahlverwandtschaften die Schilderung doch einen höheren Grad von Durchsichtigkeit erreicht, daß der Dichter zur Vollkommenheit des Stils gelangt sei, das war mir klar geworden. Was aber den Inhalt der Dichtungen, das eigentliche geistige Wesen derselben betrifft, so war mir auch da ein Licht aufgegangen, welches ich in einem Aufsatze „Werther und die Wahlverwandtschaften“ mir selbst deutlich zu machen suchte. Ich finde diesen unter alten Papieren und theile Dir Einiges daraus mit. Ich begann mit einer Schilderung der Zeit, in die der Roman (Werther) uns versetzt, die, nachdem sie den Weg der einfachen, tüchtigen, kräftigen Natur verlassen, sich in Schwäche und Empfindelei verlor; wo denn ein begabter junger Mann, der, dem schwelgerischen Genusse der Natur ganz hingegeben, bei hinzutreten-

der Leidenschaft für ein weibliches Wesen ein Opfer dieser Leidenschaft wurde. Auch in den Wahlverwandtschaften ist die gegenwärtige Zeit, von der sittlichen Seite angesehen, die Basis, auf der der Roman sich entfaltet. Aber wie verschieden dieser von dem früheren! In dem letzteren die siegende, den Menschen bewältigende Natur, in dem andern die durch den Menschen besiegte. „Wie anders," so fuhr ich in dem erwähnten Aufsatze fort, „das Ende Ottiliens als das des Werther! Schon die Weise, wodurch der Tod beider herbeigeführt wird, ist bemerkenswerth: der rohe, gewaltsame Schuß, — die so vorbereitete ruhige Ablösung vom Leben in Ottilien, die in dem Gefühl handelt, sie dürfe den Leib nicht mehr erhalten, der eine Beute, eine Wohnung unsittlicher Mächte geworden. Wir trauern um beide; denn ging nicht in beiden Großes und Seltenes der Erde verloren? Aber die Trauer um Ottilie führt den Trost unmittelbar mit sich; und in manchem regt sich wohl ein edler Neid um diese Vollendung; wogegen Werthers Ende uns mit einem Grauen erfüllt, das nur eine Betrachtung der Kunst des Dichters verscheuchen kann. Man lese das Ende der hier gegen einander gehaltenen Bücher; und wer wird das Herbe, Grauenvolle in den kurzen, abgerissenen Sätzen, womit der Werther schließt, bis wo Handwerker die Leiche tragen, kein Geistlicher sie begleitet, nicht empfinden; und lese dann, wie in des Architekten Trauer Ottilie von den Edlen der ganzen Welt betrauert wird, und wie die Bestattungsfeier nur der natürliche Wiederschein ihrer Buße, ihres Sieges und ihrer Vollendung ist! Sollte ich ein Motto den Wahlverwandtschaften vorsetzen, ich würde es aus Dantes Göttlicher Komödie nehmen, in der es (Paradiso 4, 76—78) heißt:

Volontà, se non vuol, non s'ammorza,
Ma fa come natura face in fuoco,
Si mille volte violenza il torza.

Denn wahrlich, Ottiliens Leben und Hingebung an das Heilige ist der Flamme zu vergleichen, die, wie man sie auch hemmen und dämpfen mag, doch zum Himmel emporstrebt."

Du wirst wohl, wenn Du dieses liesest, einiges Bedenken haben; und ich selbst hätte wohl, den selben Gegenstand jetzt behandelnd, manches anders gefaßt. Aber ich wollte Dir ja, indem ich mein Leben durchlaufe, meine jedesmalige Ansicht von Goethes Werken, den Einfluß schildern, den er in den verschiedenen Perioden seines Lebens[1]) auf mich gehabt. So bitte ich Dich, das hier Mitgetheilte mit Deiner gewohnten Billigkeit und mit Rücksicht zu beurtheilen.

Ich nehme den Faden meiner unterbrochenen Erzählung wieder auf. Ich nannte Passow. Mit diesem ausgezeichneten, in so jungen Jahren schon gelehrten und als Schriftsteller anerkannten Manne war ich in andrer Hinsicht in Zwiespalt. Ich war ziemlich ein Optimist, während in ihm der Pessimist nur zu oft zum Vorschein kam. Dieser äußerte sich in mancherlei Verhältnissen, in die er sich nicht finden konnte, die er nicht mit Gleichmuth zu ertragen wußte. Ihm war Goethes Ehe ein nicht zu verwindender Anstoß, eben so der Verkehr mit den Schauspielern und mit andern Menschen, die dem sittlich strengen, jungen Manne zuwider waren; überhaupt hatte er Manches an Goethe zu tadeln. Hätte er Knebels Brief an Lavater (vom 1. September 1780) gelesen, er würde in die Worte: „Ich weiß es wohl, Goethe ist nicht allzeit liebens-

[1]) So im Manuskript; es ist indess zu vermuten, daß Abeken „meines Lebens" im Sinne gehabt hat.

würdig; er hat widrige Seiten" eingestimmt, und die gleich folgenden: „Aber die Summe des Menschen zusammen genommen ist unendlich gut" nicht gefaßt, nicht anerkannt haben. Doch zeigte sich auch hier, welche Gewalt Goethe selbst über widerstrebende Gemüther übte. In jener Zeit hielt sich Zacharias Werner in Weimar auf, der sich durch sein reiches, für die Bühne und in der Gesellschaft in mannichfaltiger Weise sich thätig erweisendes Talent Goethen empfahl. Als er Weimar verließ, übergab er der Bühne seinen Vier und zwanzigsten Februar, der nun an dem von dem Titel bezeichneten Tage (1810) aufgeführt wurde; und zwar durch das Wolffsche Ehepaar und Haide in einer Weise, die nichts zu wünschen übrig ließ. Passow sah das Stück und war hingerissen von der meisterhaften Darstellung, die man doch großentheils Goethen zu danken hatte. Er schrieb sofort eine Kritik des Schauspiels und der Darstellung desselben für das Pantheon, ein Journal, welches von meinen Berliner Freitagsfreunden herausgegeben wurde und damals einigen Ruf hatte. Goethe, dem Alles willkommen war, was seinem Theater zu Gute kam, freute sich derselben; er suchte Passow weiter zu gewinnen, lud ihn ein, und seit der Zeit hörte ich den Pessimisten in Bezug auf Goethe nicht weiter. Abgesehn von der Anziehungskraft, die dieser im täglichen Verkehr übte, war die Kunst desselben — und für die Kunst hatte Passow einen feinen Sinn — zu gewaltig, als daß vor ihr nicht das, was man nicht billigte, hätte in Schatten treten sollen.

Eigentlich hätte ich hier auf beiden Seiten eine nicht gerade zu lobende Nachgiebigkeit und Fügsamkeit wahrnehmen sollen. Goethe konnte unmöglich die Ansicht vom Schicksal, die jenem Schauspiel und auch

der Kritik Passows zum Grunde liegt, billigen; er bemühte sich für das Stück, um Wernern eine Aufmerksamkeit zu beweisen, nutzte zugleich eine Gelegenheit, wo sich der Sieg der Kunst auch über einen Schauder erregenden Stoff zeigen konnte; und Passow wurde durch die Vortrefflichkeit der Darstellung, vielleicht auch durch den geheimen Wunsch, Goethen zu gefallen, bewogen, eine Dichtung zu preisen, die bei näherer Überlegung ihm widerwärtig sein mußte.

Ich nannte Dir oben den Grund, weßhalb ich mich während meines Lebens in Weimar so wenig um die Localitäten bekümmerte, an die sich so manche Erinnerung an Goethes frühere, so interessante und merkwürdige Zeit knüpfte. Hätte ich das herrliche Gedicht „Ilmenau 1783" gekannt, ich würde einen Aufenthalt von einigen Wochen in Ilmenau, wohin ich Frau von Schiller mit ihren Kindern begleitete, in Hinsicht auf Goethe besser benutzt haben. Aber dieses Gedicht wurde erst später bekannt; und daß es einen Schatz gebe wie Goethes Briefe an Frau von Stein, die wie die Briefe an Knebel so oft nach diesem Orte und in dessen Umgegend führen, ahnte man damals nicht. Meine Freude, da ich mit meinem Zögling Carl Schiller in der selben Bergmannskleidung, deren sich der Herzog und Goethe, wenn sie in die Grube fuhren, bedienten, in diese einfahren durfte, eine Wanderung mit einem unser Gepäck tragenden Bergmann, der mir das einfache Leben dieser Leute lebendig schilderte und mir den alten, in Wilhelm Meister erwähnten Schwank vortrug, dann schriftlich mittheilte, habe ich in dem Büchlein „Ein Stück aus Goethes Leben", das ich im Jahre 1845 herausgab, ausführlich geschildert.

Die Einfahrt in das Bergwerk bei Ilmenau war der

Anfang einer Fußreise, die ich mit meinem Zögling Carl Schiller unternahm. Ihr Ziel war Meiningen, wo die Räthin Reinwald, Schillers ältere Schwester, lebte, die den Neffen zu sehn wünschte. Die herrliche Frau ist aus „Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen" bekannt. Hier theile ich nur mit, was ich in meinem, leider sehr fragmentarisch geführten Tagebuche aufgezeichnet finde.

„In Meiningen vom 29. August bis 4. September 1808. — Nie werde ich die herrlichen Stunden vergessen, wo mir die Räthin Reinwald von ihrem Bruder erzählte; was Niemand besser kann als sie, da sie ein Jahr und wenige Monate älter war als er. Schon früh muß ein inniges Verhältniß zwischen dem Bruder und der Schwester Statt gefunden haben; er nennt sie in einem nach ihrer Trennung geschriebenen Briefe „die Heldin seiner früheren Träume"; und oft hat er als Jüngling gesagt: „Ich werde nicht heirathen, Du sollst mit mir leben." Wie rührend war es, wenn sie von seiner großen Herzensgüte sprach; wie er als Knabe so gern gegeben, wie er auch das Liebste verschenkt und, darüber vom Vater getadelt, immer gesagt: „Aber der kann sich dies und das nicht kaufen; und er hätte es gar zu gern." Der Vater habe ihm das Verschenken seiner Sachen streng untersagen müssen. Sie erzählte, wie sie oft mit einander zu dem Großvater, der auf einem nahen Dorfe Schultheiß war, gewandert seien, auch wohl mit der guten Mutter, — einmal an einem zweiten Ostertage, wo die letztere ihnen das Evangelium von den Jüngern in Emmaus erzählt, so rührend, daß sie beide geweint haben. (Ich erzählte diese Anekdote der Frau von Wolzogen, die dieselbe in ihre Biographie Schillers aufnahm.) — Früher, erzählte sie, habe man wenig Besonderes an dem Bruder

wahrgenommen; seine Lehrer seien mit ihm zufrieden gewesen, der Vater nicht, weil er sich außer der Schulzeit nicht nach seinem Wunsch beschäftigt habe; er habe oft eine strenge Behandlung erfahren, weil er gern und viel mit ihr im Garten herumgesprungen sei. — Shakespeare habe in seinem vierzehnten oder funfzehnten Jahre gewaltig auf ihn gewirkt, besonders der Hamlet, neben Shakespeare auch Klopstock. — In der Akademie war er sehr unglücklich; er mußte die Nächte für seine Lieblingsarbeiten nützen, er hatte einen Widerwillen gegen die Medicin. — Oft machte er sich krank, um im Krankenzimmer sein zu können, wo er Nachts Licht hatte. Da überraschte ihn zuweilen der Herzog. Seine Räuber sind zum Theil so gearbeitet; er war damals neunzehn Jahre alt. — Wie freuten sich Vater und Mutter und Geschwister, wenn der Sohn von seinen Arbeiten schickte! Da las der Vater nach Tisch vor, oft unter Freudenthränen. — Schillers liebster Freund in der Akademie war Hoven. Das Gedicht auf den Tod eines Jünglings betrifft Weckerlin. Der Fiesco wurde zum Theil in den Ferien bei seinen Eltern geschrieben; oft dictirte er auf- und abgehend seiner Schwester; dann las er das Geschriebene nach. Unter einen Schattenriß des Bruders hatte die Schwester die Worte aus Don Carlos geschrieben:

Du warst so reich,
So warm, so reich! Ein ganzer Weltkreis hatte
In deinem weiten Busen Raum. Das alles
Ist nun dahin.

Von Meiningen aus machte ich damals mit meinem Zöglinge eine Tour nach dem in Schillers Leben so bedeutenden Bauerbach."

Eins darf ich, ehe ich Weimar verlasse, zu erwähnen nicht vergessen. Wie ich als Student in Jena das

Glück hatte, Goethe und Schiller zusammen zu sehn, so wurde mir nun, und in demselben Raume, die Freude, in der Gesellschaft der drei alten Freunde aus der frühesten Weimarischen Zeit, Wielands, Goethes, Knebels, einen Abend zuzubringen. Auf einer Fußwanderung nach Rudolstadt, wohin ich Frau von Schiller, die mit ihren Kindern dahin gefahren war, folgte, kam ich am 15. August 1809 nach Jena, wo ich, bei Griesbachs einkehrend, Wieland fand, der einige Wochen in dem großen schönen Garten wohnte. So hatte ich einen sehr angenehmen Mittag. Auf den Abend waren Goethe und Knebel, den ich schon früher kennen gelernt, und der sich freundlich gegen mich erwiesen, eingeladen; und da sah ich denn die drei alten Freunde auf Du und Du beisammen. Goethe war, ich möchte sagen, ausgelassen lustig und besonders in der Unterhaltung mit Wielands Töchtern höchst lebendig. Der alte Wieland kam bei dieser, die sich keineswegs um erhabene Gegenstände drehte, nicht aus dem Lachen heraus, was durch den Anblick Goethes und seines komischen Gebahrens immer von Neuem gereizt wurde. So wurde mir die Freude, Goethe in mannichfaltigen Situationen zu sehn, worüber ich später Weiteres berichten werde. Ich habe diesen Tag im „Weimarer Sonntagsblatt“ (vom 20. September 1857, S. 382—384) geschildert, nur das, was ich selbst erlebt, als dem Briefe eines Freundes entnommen darstellend.

Was schon früh mein sehnliches Verlangen war, das war erfüllt; ich war glücklicher gewesen als Goethe, der als Leipziger Student in seiner sehnlichen Hoffnung und Erwartung, den so hochverehrten Winckelmann zu sehen, so schrecklich getäuscht ward. Welchen Eindruck Goethe auf mich gemacht, welchen Einfluß

er auf mich gehabt, das wird Dir durch das Berichtete klar geworden sein. Es war nicht meine Absicht, und konnte es auch nicht sein, ein Bild von Goethe zu geben — wer vermöchte das? — ich wollte Dir nur sagen, wie er mir erschienen, wie er auf mich gewirkt hat. Das merkte ich unter Anderm gar leicht, daß er eine Höhe erreicht hatte, von der er wie aus der Vogelperspective auf das irdische, menschliche Thun und Treiben herabsehn konnte. Die Kunst im weitesten Umfang, sie zu erkennen und zu üben, war das Ziel, nach welchem er gestrebt, und das er wie Wenige erreicht hatte. „Sie hat ihn ganz eingenommen," schreibt Knebel an Herder, da Goethe aus Italien zurückgekehrt war; „er sieht solche als das Ziel aller menschlichen Erhöhung an, und Nichts kann ihm weiter sonderliche Nahrung geben." Gewiß, sie war seine Göttin, seine Freude, die Luft, in der er athmete. Als ich ihm nach einem Besuche mit dem jungen Grafen Baudissin von dessen Begeisterung für die Musik, besonders für Sebastian Bach, erzählte, und wie er geäußert, für diesen wolle er leben und sich mühen und leiden, erwiederte er ziemlich kühl: von Leiden könne ja bei der Kunst nicht die Rede sein. Jene Worte Knebels müssen übrigens sehr modificirt werden. Nicht ganz hatte die Kunst ihn eingenommen; er, von dem, da er in Straßburg Student war, der fromme Stilling sagte: „Schade, daß so Wenige diesen vortrefflichen Menschen seinem Herzen nach kennen!", er hatte sich das Herz bewahrt, das auch für Andre schlug, und hatte an sich selbst erfahren, daß, wie er sagt, wo es am Herzen fehlt, Großes nicht entstehen, nicht geschaffen werden kann. Diese Wahrheit gab sich in seiner Nähe kund. „Ich," sagt Goethe als Greis — und hier spricht er sich aus, wie er war — „ich

will das Volk Gott und sich selbst
Und dem Teufel überlassen;
Und kaum seh' ich ein Menschengesicht,
So hab' ich's wieder lieb."

Wie gering auch die Wahrnehmungen, die ich über Goethe während meines Aufenthalts in Weimar zu machen Gelegenheit hatte, sein mögen, wie schwach auch meine Einsicht in seine eigentliche Größe — was ich in Hinsicht auf diese Einsicht gewonnen, kann ich mit den Worten des Hochverehrten ausdrücken: „Gegen große Vorzüge eines Andern giebt es kein Rettungsmittel als die Liebe." In die Liebe aber zu einem großen Menschen mischt sich doch ein Theil wenigstens von Erkenntniß.

Und wenn Du fragst, was ich denn in Bezug auf Goethe, als ich Weimar verließ, mitnahm? so antworte ich, daß es ja für mich schon, abgesehen von so manchem Andern, etwas Großes war, ein Schatz für die späteste Erinnerung, eine Zeit lang an einem Orte gelebt zu haben, wo die Abendröthe nach einem so hellen Sonnentage so schön war. Jener Liebe wollte ich den Ausdruck geben durch das oben erwähnte Gedicht, dem als Vor- und Nachwort folgende Zeilen zugegeben waren:

Das Jahr beginnt; mit furchtbar strengem Walten
Macht sich Zerstörung immer weiter Bahn.
Das fromme Herz, das sich so fest am Alten
Geklammert hält, bricht mit dem schönen Wahn;
Und was sich aus den Trümmern will gestalten,
Das blicket fremd und freudenlos mich an.
Die einst so fröhlich mir begrüßte Stunde,
Sie ruft nur Schmerzen auf mit ernstem Munde.

Da denk' ich Deiner, der noch ungebeuget,
Gleich einem Gott, im Sturm der Zeiten steht,
Und der durch Wort und große That erzeuget,
Was ewig jung der Deutschen Ruhm erhöht.

Dem bangen, stürmemüden Schiffer zeiget
Ein Hafen sich; der Schlummer, lang erfleht,
Senkt sich auf ihn; und seines Traums Gebilde,
Des Herzens Wunsch, empfange Du sie milde.

— — — — — — — — — — — — —

So nimm es hin, was ich in schönen Stunden,
Entzückt durch Deine Größe, schüchtern sang.
Nicht Dichter-Genius hat es erfunden,
Von Deiner Größe ist's ein Wiederklang;
Und Liebe wohnt' im Herzen; unentschwunden
Blieb sie mit Wen'gem in des Lebens Drang.
Denn gegen Deine Größe, Herr, wo bliebe
Ein Rettungsmittel, wäre nicht die Liebe?

---

5. Rudolstadt.

Unter alten Papieren finde ich, von meiner Hand geschrieben, ein Blatt, das siebenzig Jahre und drüber alt sein mag: „Wie glücklich würdest Du sein" — so redete ich selbst mich an — „wenn Du das, was Du empfindest, durch Wort und Bild darstellen könntest! Aber Melpomenes Lippen küßten Dich nicht, da Du schlummertest in Deiner Wiege." Als ich diese Worte schrieb, mochte einer der Dichter, die damals mich beglückten, eben in höherem Grade mich entzückt, auch wohl Neid in mir erregt haben. Es war in meiner damaligen Stimmung zu erklären, ja natürlich, daß ich, dem einmal das Schöne das Element war, in welchem allein ich zu athmen und zu leben vermochte, da mir keine productive Kraft gegönnt war, mich dem Genusse dessen, was Andere geschaffen, hingeben mußte, daß ich mich ganz in demselben verlor. Die volle Überzeugung, daß alles Dichten bei mir ein Fehlgriff sein werde, hat mir Goethe gegeben; die Mahnung,

„daß die Muse nur eine Begleiterin durch das Leben sein solle“, wurde von mir nicht gleicherweise beherzigt.

Indeß wäre es zu verwundern gewesen, wenn ich bei meiner Natur mich nicht hätte versuchen lassen, Verse zu machen; wie ich denn solche wirklich vom Knabenalter an machte. Die ersten, deren ich mich erinnere, waren auf den, den Knaben erschütternden, Tod des Königs Ludwig XVI. Was ich sonst auf das Papier brachte, trug, wie Du Dir denken kannst, ein sentimentales Gepräge. Das Wort des Oheims in Wilhelm Meister: „Gedenke zu leben!“ das Wort, das die Tendenz des Romans und die Grundmaxime des Dichters ausspricht, wurde von mir nicht gefaßt, und so wurde die weise Lehre desselben nicht geübt. Wie sprudeln die früheren Gedichte Goethes — ich denke vor allen an die der Straßburger und die dieser zunächst folgenden Zeit — von Leben, von einer Kraft, welche die in den späteren Jahren sich entwickelnde ahnen läßt! Was meine Seele füllte, verrathen Verse wie die, wozu die Vignette vor Goethes Tasso (in der Göschenschen Ausgabe) mir Anlaß gab, die ich in mein Exemplar des Gedichtes schrieb:

Kennst du die Sehnsucht wohl in Psyches Blicken,
Die Ahnung in dem seligen Gesicht?
Sie möchte gern sich lösen von den Stricken,
Und auf sich schwingen in das heil'ge Licht.
Doch nimmer wird des Zieles Kranz sie schmücken,
Und ihre Sehnsucht schwindet ewig nicht.
In lichter Ferne sieht das Heil sie schweben,
Und ihre Sehnsucht ist ihr schönstes Leben.

Noch in Weimar fing ich einen Roman zu schreiben an; er sollte den Titel „Der heilige Herd“ haben, und eine Reihe von Erzählungen, in denen sich das deutsche Wesen und die Tugenden, die man den Deutschen

vor anderen Nationen beilegt, darstellte, durch einen den eigentlichen Roman bildenden Faden verknüpfen. Einige Fragmente sind bekannt geworden (durch das Pantheon); eine der Erzählungen nicht, aus der Du erkennen würdest, wie mein poetisches Bemühen im Grunde nur als Nachahmung, besonders Goethescher Dichtung, sich kund gab. Die Heldin der Wahlverwandtschaften, und gerade das in ihr, was in dem einzigen Roman einigermaßen problematisch ist, spukte vorwaltend in ihr; wie andre Erzeugnisse meiner Muse das Gepräge, welches Zeit, Persönlichkeit, momentane Neigung und Begeisterung für den einen und anderen Dichter ihr gaben, nur allzu deutlich an sich tragen.

Tadle mich nicht, daß ich einen Genuß darin finde, vergangene Zeiten, auch Irrthümer derselben, in mein Gedächtniß zurückzurufen. Die zum Beschluß meines Weimarischen Lebens mitgetheilten Verse wurden übrigens in einer Zeit gedichtet, deren Einfluß auf mich bis auf diese Zeit fortdauert. Damals, als so vieles mir Ehrwürdige und Liebe zertrümmert wurde, klammerte ich mich an etwas Großes, Festes, Bestehendes an. Nannte doch auch Schelling gleich nach erhaltener Kunde von Goethes Tode in der Münchener Akademie der Wissenschaften ihn den Mann, „der in allen innern und äußern Verirrungen Deutschlands wie eine mächtige Säule dastand, an der Viele sich aufrichteten.“ Das Große, Feste, Bestehende hat für mich Bestand gehabt; und jener Hafen beut mir, dem Bejahrten, auch jetzt eine Ruhestätte. —

Ich nehme den Faden meiner Erzählung wieder auf. Rudolstadt liegt den Städten Weimar und Jena so nahe, daß ein Einfluß der letztren auf das erstere nicht ausbleiben konnte. Die reizende Gegend lud ein, sich in ihr zu ergehen; die Weimarischen Schau-

spieler hatten unter dem nicht längst verstorbenen Fürsten wiederholt Vorstellungen gegeben; Schiller hatte eine Zeit lang in Rudolstadt gelebt, das Glück seines Bräutigamsstandes hier genossen, und seine Wittwe hielt sich mit ihren Kindern häufig und gern bei ihrer trefflichen Mutter auf, was mir schon während meines Aufenthalts in Weimar Gelegenheit gab, Rudolstadt kennen zu lernen und lieb zu gewinnen. Was mir aber vor allem das Leben hier angenehm und interessant machte, war die Fürstin Caroline, die für ihren noch nicht mündigen Sohn die Regentschaft führte; sie, dem edlen Hessen-Homburgischen Hause entsprossen, war eine höchst ausgezeichnete Frau, geistig gebildet und nach immer reicherer Bildung trachtend, willenskräftig, dabei von einer liebenswürdigen weiblichen Bescheidenheit. Sie that viel für das Gymnasium, an das ich berufen war; ich konnte ihr vertrauensvoll jedes Bedürfniß desselben, jeden Wunsch in seinem Interesse vortragen und, nach den Mitteln des Landes, der Erfüllung gewiß sein; wie ich überhaupt ihrer Huld und Freundlichkeit mich erfreute.

Die Nähe Weimars und Jenas gab mir denn auch Anlaß zu Excursionen dahin und verschaffte mir die Freude, während meines Rudolstädtischen Lebens Goethen zweimal zu sehen, von dessen Leben und Wirken ich indeß immerfort auch in der Entfernung nicht ohne Kunde geblieben war. Mein Jenaischer Freund Gries nemlich, mit dem ich in lebhafter Correspondenz stand, hatte es sich zur Aufgabe gemacht, mir in jedem Briefe Nachricht von dem so oft in Jena verweilenden Goethe zu geben; wie der selbe Freund auch immer von des Dichters Leben und Wirken in Weimar Kunde hatte. Es war Calderon, den Gries damals übersetzte, der uns in dieser Correspondenz

erhielt und reichen Stoff dafür gab. Der selbe Dichter war es auch, der mich nach Weimar führte, wo „die große Zenobia“ nach der Übersetzung des Freundes aufgeführt werden sollte, und zwar unter der Direction Goethes, der den spanischen Dichter sehr bewunderte. Dies geschah am 30. Januar 1815, zur Feier des Geburtstags der Großherzogin Luise, für den auch das Theater immer etwas Ausgezeichnetes in Bereitschaft hielt. Am Tage nach der Aufführung ging ich zu Goethe, welchem das Interesse, das ich an dem spanischen Dichter, und der Antheil, den ich an der Übersetzung nahm, bekannt war. Mein Tagebuch enthält über diesen Besuch Folgendes: „Goethe war sehr freundlich und gesprächig. Er legte besonders Gewicht auf den schönen Humor, worin Decius' Verhältniß zu Zenobia durchgeführt sei. Calderon sei ein großer Dichter; nur eine gewisse freche Rhetorik müsse man ihm zugestehn. Es sei kein Wunder, daß die dramatische Kunst in Madrid so geblüht, da selbst der König für die Bühne gedichtet habe.“ Bei dieser Gelegenheit war es auch, daß er das Obenerwähnte äußerte: „Der Prinz Fernando sei der standhafte, nicht sowohl für den Glauben, als für Portugals Glanz und Macht.“ — Du wirst wohl nicht dieser Ansicht sein, wie ich es nicht bin.

Das andre Mal sah ich Goethe in Jena, wohin ich im Sommer 1811 Voß den Vater begleitete, der seinen Sohn Abraham, meinen Collegen am Gymnasium, in Rudolstadt besucht hatte. Da ward mir Gelegenheit, eine Probe von dem steifen und kalten Wesen Goethes, worüber so viel gesprochen, so oft geklagt ist, zu sehen. Voß, der Gegner aller sogenannten Romantiker, hatte in seiner derben, oft plumpen, Nichts schonenden Weise vieles gegen die Romantik aus-

gehen lassen, und so auch einige junge Männer, die Goethe protegirte, verletzend angegriffen. Das hatte der letztere übel empfunden, dem bei aller Anerkennung der Verdienste Vossens dieses schroffe Wesen zuwider war. Voß hatte Goethen, der eben in Jena verweilte, einen Besuch gemacht, der nun in Höflichkeit durch einen Gegenbesuch erwiedert wurde. Es war in Griesbachs Garten, wo Voß wohnte. Und da hatte ich denn den vollkommenen Gegensatz gegen den lebhaften, cordialen, ausgelassen muntern Goethe, den ich vor zwei Jahren in dem selben Garten sah, vor Augen. Der alte, ehrwürdige Griesbach blickte auf Voß, Goethe und die übrigen Anwesenden mit einem eigenthümlichen Lächeln, worin wohl das selbe lag, was ich empfand. Ich möchte jedoch diese Empfindung, wie unerfreulich sie auch war, in meiner Erinnerung nicht missen; sie hat mir manches Urtheil, das ich über Goethe hören mußte, in seinem Grunde deutlich gemacht. Über dieses Begegnen spricht Ernestine Voß in einem am 30. December 1811 an die Wittwe Schillers gerichteten Briefe. (S. Charlotte von Schiller, Th. 3, S. 194.) Es ist interessant, damit den Brief Ernestinens vom 9. März 1823 zu vergleichen. Übrigens erkannte man in den beiden erwähnten Scenen leicht den über dem Wirklichen stehenden, auf dasselbe herabblickenden Mann. Das Herz desselben blieb für andere Momente aufgespart. Gewiß gab es auch in Goethes Alter solche wie die, die Stillingen in Bezug auf den Jüngling Goethe zu der Äußerung bewogen: „Schade, daß so Wenige diesen vortrefflichen Menschen seinem Herzen nach kennen!“ Das rechte Herz wird nicht alt, wenn es auch selten sich ergießt.

Entbehrte ich nun in Rudolstadt der Freude, Goethen öfter zu sehen, so war mir die Wahrnehmung,

daß ich, auch nach meiner Entfernung von Weimar, nicht ganz von ihm vergessen sei, um so lieber. Ich erhielt davon einen Beweis durch einen Brief meiner Schwester, die sich im Sommer 1811 einige Wochen bei Griesbachs aufhielt. Sie schrieb an einen Bruder in der Heimath:

„Am Sonntag Nachmittag saßen wir traulich beisammen. Mit einmal tritt ein Mann in's Zimmer, der ein recht majestätisches Ansehn hatte, und Augen, die einem gleich im ersten Blick auffallen mußten. Wie war ich verwundert, als ich hörte, daß es niemand anders als Goethe sei. Ich mußte mich oft besinnen, ob es wirklich wahr, daß der große Mann, von dem ich so Vieles gehört, gelesen, den ich so lange bewundert, den nur mit einem Blicke einmal zu sehen ich so oft gewünscht hatte, daß dieser Mann mir gegenüber sitze. Nun war ich ihm so nahe, habe selbst einige Male mit ihm gesprochen, wobei mir denn doch das Herz ein wenig klopfte und mir ängstlich zu Muthe war. Aber freundliche Worte waren es, die er sprach. Die letzten muß ich Dir doch mittheilen. Er fragte, ob ich schon in Weimar gewesen sei? und da ich es verneinte, meinte er, dahin müsse ich doch bald kommen; der Bruder habe ja dort so viele Freunde; ich solle, setzte er hinzu, diesen freundlich grüßen und ihm sagen, er freue sich, daß es ihm in Rudolstadt wohl gehe, und wenn wir einmal nach Weimar kämen, würde es ihm eine Freude machen, uns bei sich zu sehen. Wie er da saß, konnte ich das Auge nicht von ihm abwenden, und ich horchte aufmerksam auf jedes seiner Worte, die ich freilich bei weitem nicht alle verstand. Aber ihn so in lebhaftem Gespräch mit Griesbach zu sehn, war ein einziger Anblick.“ — Ich vermuthe, der Gegenstand des Gesprächs mit dem

Theologen war die Patriarchenzeit der Genesis, von der Goethe im ersten Theil seiner Selbstbiographie, den er damals schrieb, zu reden hatte. Vielleicht wurde auch die schlechte Redaction der Bücher Mosis besprochen.

Ich habe eben Vossens des Vaters gedacht, wie früher des ältesten Sohnes desselben, mit dem mich von Jena her innige Freundschaft verband. Wir hatten uns lange nicht gesehn; nun, im Frühjahr 1811, wurde ein Zusammentreffen bei dem Freiherrn von Truchseß auf der Bettenburg in Franken verabredet. Ich muß in voraus an eine Eigenheit meines gemüth- und phantasievollen Freundes erinnern. Er konnte nicht leben, ohne einen Gegenstand zu haben, auf den er sein ganzes Gemüth, seine Ehrfurcht und Liebe wenden könnte; ein solcher ward ihm zum Vater, obgleich am Ende der eigentliche Vater über allen stand und seinem Charakter und seinen Ansichten die Richtung gab. In Jena war ein solcher Vater der ehrwürdige Griesbach, in Weimar wurde es Goethe; (Schiller nahm mehr die Gestalt eines älteren Bruders an) in spätrer Zeit nahm Jean Paul ihn gefangen; in der, wovon ich jetzt rede, hatte jener Truchseß ihn völlig eingenommen, so daß er wie zu einem Vater an ihm hinaufblickte. Es war dieser Mann allerdings eine ausgezeichnete Persönlichkeit, die sich besonders darin gefiel, für einen Erben, ein Nachbild der alten Ritter zu gelten; schon in jüngeren Jahren, da er sich dem Militair gewidmet, hatte man ihm den Namen Götz von Berlichingen gegeben. Aus dem Dienst geschieden, auf der Burg seiner Väter wohnend, war er bemüht, diese und die Umgebung in altritterlichem Sinn einzurichten und auszuschmücken. Ein ehrenwerther, biederer Sinn gab sich in diesem Allen kund.

Voß aber fand bei dem Manne Alles zu bewundern; auch seine Ansichten und Urtheile im Gebiete der Litteratur und Kunst, namentlich der Poesie. Was Goethe betrifft, so ging die Anerkennung des Ritters im Grunde nicht über den Götz von Berlichingen hinaus; die Wahlverwandtschaften vollends erregten seinen höchsten Unwillen, wovon wirklich auch Voß angesteckt wurde. In einem Journale, ich weiß nicht welchem, stand eine Recension des Romans, eine feindselige, worin auch meiner Fragmente, Du kannst Dir denken, wie, gedacht wurde. Wir fanden das Journal auf der Bettenburg, wo der Ritter jener Kritik völligen Beifall gab. Ich schwieg natürlich, was von meinem Freunde als Erkenntniß meines Irrthums, als Betrübniß und Reue ausgelegt wurde.

Ich führe den sonst so ehrenwerthen, auch von mir verehrten Ritter von der Bettenburg hier nur auf, weil mir nicht leicht ein eclatanteres Beispiel von stoffartiger Betrachtung einer Dichtung vorgekommen ist, und weil dieser Ehrenmann so recht die Classe von Lesern repräsentirt, die Goethe im Sinne hatte, wenn er sagt:

Ja, sogar der Bessere selbst, gutmüthig und bieder,
Will mich anders; doch du, Muse, befiehlst mir allein.

Goethe gedenkt des Herrn von Truchseß in seinen Annalen zum Jahre 1801. Interessant ist auch sein Brief vom 11. September 1811 an Rochlitz, der sich die neue Bearbeitung des Götz für Truchseß erbeten hatte. Goethe lehnte die Sendung ab, mit richtigem Tact; denn sehr recht hat er, wenn er sagt: „Truchseß hat an dem Stücke, wie es zuerst herausgegeben worden, so vielen und warmen Antheil genommen, ja sich gewissermaßen selbst in die Person des alten biedern Helden versetzt, daß es ihm gewiß nicht an-

genehm sein würde, nunmehr Manches ausgelassen, umgestellt, verändert, ja in einem ganz andern Sinne behandelt zu sehen." Wie würde Truchseß erschrocken sein, wenn er hätte lesen können, daß Goethe schon im Jahre 1781 seinen Götz „die Production eines freien und ungezogenen Knaben" genannt (in einem Briefe an Mösers Tochter). Für das, was Goethen bewog, seinen Götz umzugestalten — allerdings ein bedenkliches Unternehmen — ging dem guten Truchseß durchaus der Sinn ab. —

Daß die Beschäftigung mit Goethes Werken in Rudolstadt nicht unterblieb, daß der Genuß derselben bei gemehrter Einsicht sich steigerte, brauche ich Dir nicht zu sagen. Vor allen waren es die Wahlverwandtschaften, die mich beschäftigten. Mochte auch die gute Aufnahme, die meine Fragmente bei Goethe gefunden hatten, hier mitwirken — die hohe Vortrefflichkeit des Werkes war es doch eigentlich, was mein Entzücken hervorrief und mehrte. War es mir doch bei wiederholter Lectüre, als wenn der Roman, abgesehen von den sich immer mehr in ihrem Wesen entfaltenden Personen — wenn man anders davon absehn kann — mit jedem Capitel sichtlich vor meinen Augen wie ein Naturgewächs wachse und der Nothwendigkeit entgegen reife. Auch damals dachte ich nicht, wie ich bei Schilderung der ersten Lectüre bemerkt habe, daß ich, freilich nach Jahren, das geliebte Buch auch mit den Augen des Kritikers betrachten sollte.

Wie überall, wo man Goethe kennen gelernt, und wo ich Gelegenheit hatte, von ihm zu hören oder über ihn zu sprechen, so fand ich auch in Rudolstadt Verehrer und Gegner desselben, besonders Gegner des eben genannten Romans. Zu diesen gehörte die

Fürstin-Regentin, meine hohe und hochverehrte Gönnerin, die bei ihrer vorzüglichen geistigen Bildung, als Frau und sittlich hervorragend, doch den Gesichtspunkt sich anzueignen nicht vermochte, aus dem Manches in des Dichters Werken vorkommende, gegen eine strenge Moral Verstoßende mit dem Auge der Kunst betrachtet werden muß. Ihr war Herder höchste Autorität; wir wissen aber, wie dieser in seiner spätern Zeit über den Wilhelm Meister und die Braut von Korinth urtheilte. Wie ich auch, wenn ich der Fürstin aus Dante oder Calderon, für welche sie ein lebhaftes Interesse faßte, vorgelesen hatte, und dann, die Unterhaltung auf Goethe lenkend, meine Ansicht klar zu machen suchte — ich konnte ihre einmal gefaßte Meinung und Überzeugung in Betreff Goethes nicht erschüttern. War von den Wahlverwandtschaften und der sittlichen Bedeutung des Romans die Rede, dann äußerte sie freundlich, was ich darin finde, lasse sie gelten; aber es sei eben ich, der es finde.

Überhaupt mag es Frauen schwer, wenn nicht unmöglich sein, sich zu der höchsten Ansicht der Kunst, wie Goethe sie gefaßt und geübt, zu erheben. Goethen war die Kunst eine Welt über der erscheinenden, wirklichen, und sie umfaßte auch alles Gute und Liebe, was den Menschen an den Menschen knüpft; Herdern war die Humanität eine solche Welt, und die Kunst war ihm nur eine Dienerin derselben. Des letztren Gattin, wie ich oben bemerkte, hatte einen Blick in das eigentliche Wesen des Dichters geworfen; aber sie fügte sich bald in die Ansicht ihres Mannes. Bei andern, minder bedeutenden Persönlichkeiten Rudolstadts fuhr ich besser mit meinen Ansichten von Goethe; sie verehrten ihn doch als großen Dichter. Doch sahen viele mich als einen Enthusiasten an; und

solche, die einiges productive Talent in sich verspürten, meinten, ich suche den Mangel dieses Talents durch Hingebung an Goethe auszugleichen oder zu verdecken. Ich war jedoch, wenn ich auch jenen Mangel zugeben und den sich daran knüpfenden Tadel nicht ganz abweisen konnte, in meiner Hingebung, in meinem Enthusiasmus glücklicher, als sie bei ihrem Produciren, bei Licht betrachtet, sein konnten.

Ich erinnere mich eines Falles, der den Contrast zwischen mir und den Producirenden, vielmehr Producirenwollenden, in's Licht setzt. Ein Bekannter, der sich für einen Dichter hielt, verfaßte eine Parabel, worin ein an einem Baumstamme haftender und aus diesem seine Nahrung ziehender Schwamm sich bläht, als ob er seine Existenz durch sich selbst habe. Dies war offenbar auf mich, der mit dem Verfasser der Parabel manchen Disput gehabt hatte, gemünzt. Er selbst producirte in dieser Zeit einen Roman, in welchem eine Aeolsharfe eine große Rolle spielte, die, wenn der Wind in ihre Saiten fuhr, die Worte: „Allmacht, Wahrheit, Ewigkeit“ ertönen ließ, Dinge, von denen im Roman auch keine Spur zu finden war, die recht eigentlich im Winde verrauschten.

Da ich so oft der Wahlverwandtschaften und der über sie ergehenden Urtheile gedacht habe, muß ich Dir doch auch sagen, daß ich in Rudolstadt einen Aufsatz als Nachträge zu jenen Fragmenten schrieb. Er war besonders dem Berliner Freitag bestimmt, der die letztren freundlich aufgenommen hatte. Es machte mir Freude, den Aufsatz selbst im Freitag vorlesen zu können; denn ich war nach Berlin gereiset, um die Freunde wiederzusehn und den Festlichkeiten beim Einzuge des Königs nach dem Pariser Frieden 1814 beiwohnen zu können. Auch mein Freund Solger

hatte sich viel mit dem Roman beschäftigt, wovon wir ein schönes Document in seinem Nachlaß haben. Meine Nachträge fanden bei ihm nicht den Beifall, den ich gehofft hatte. Mein Gesichtspunkt war der pathologisch-sittliche, wogegen er eine tiefere, seinen philosophischen Ideen gemäße Begründung verlangte und in jenem Documente gab. So war es mir ein Trost, daß Schleiermacher, der, aus der Schweiz zurückkehrend, mich in Rudolstadt besuchte, großes Gewicht auf das Ethische im Roman legte. Es schien mir nun, daß meine Ansicht vor der des Freundes nicht ganz zu beseitigen sei.

Außer diesen Nachträgen zu jenen Fragmenten und dem oben erwähnten Berichte über die Aufführung der Calderonischen Zenobia ist mir aus der rudolstädtischen Zeit nur eine Anzeige des ersten Bandes von Goethes Selbstbiographie geblieben. Du kannst Dir denken, wie mich diese erfreute und beschäftigte; auch wirst Du wohl meiner Deutung des etwas räthselhaften Titels „Dichtung und Wahrheit" Deinen Beifall nicht versagen. Denn ich hatte doch wenigstens eine Ahnung von dem, was mir späterhin erst klar wurde. Goethe konnte von sich nicht schreiben, ohne daß sich Dichtung und Wahrheit vermählten und durchdrangen; aber dadurch wurde, nach einem Worte Jacobis, das, was er schrieb, wahrer als die Wirklichkeit. Dies im Allgemeinen, das ganze Leben Goethes betreffend. Im Einzelnen riß ihn oft der künstlerische Drang hin, und manchmal zum Nachtheil derer, von denen er eben redete, mit deren Eigenthümlichkeit er sein Publicum unterhielt. So ist z. B. der „wunderliche Kauz" Behrisch gewiß nicht so wunderlich gewesen, wie er von Goethe geschildert wird; und der „tolle Hagen" war nicht so toll, wie des Dichters

Feder ihn darstellt (in den Annalen zum Jahre 1805). Ein merkwürdiges Beispiel, wie in der Schilderung eines sein Leben betreffenden Ereignisses das Streben nach einer künstlerischen Composition obwaltete, haben wir in der „Harzreise im Winter". Die während derselben an die Freundin gerichteten Briefe sind die sichersten Documente für die Situation des Augenblicks, für das, was im Innern des Schreibenden vorging, wie die gleichzeitigen Tagesblätter in Kürze das Äußere berichten. Als Goethe später Noten zu dem Gedichte schrieb, und in der Selbstbiographie jener Reise gedachte, wie Manches — ich nenne nur den Besuch bei Plessing in Wernigerode — da anders! Das jenen Briefen gleichlaufende Tageblatt schließt mit den Worten (15. Dezember): „In Eisenach gegen 11. Fand den Herzog da. Englische Reiter" (Briefe an Frau von Stein, Th. 1, S. 142). Als der Dichter die Noten schrieb, ist er nicht im Stande, das Abenteuer so matt zu schließen. „Durch einen ziemlichen Umweg schließt er (der Reisende, der zugleich mit den Freunden Weimar verlassen hatte,) sich wieder an die Brüder der Jagd, theilt ihre tagtäglichen heroischen Freuden, um Nachts in Gegenwart einer prasselnden Kaminflamme sie durch Erzählung seiner wunderlichen Abenteuer zu ergötzen und zu rühren." Ich meine, als Goethe in spätrer Zeit dieses schrieb, bildete er sich ein, er schreibe das Wahre.

In gleichzeitigen Briefen schreibt Goethe unmittelbar aus sich heraus, und deßhalb sind uns die an Lavater, Kestner und Frau von Stein so wichtig; wo er über sich schreibt, reißt ihn der Dichter fort, manchmal, wie wir oben und nicht ohne Tadel bemerkten, zu Anderer Nachtheil, oft auch zu eigenem.

Und nach dem Tacte reget,
Und nach dem Maß beweget
Sich alles an mir fort.

Dies Wort können wir im Allgemeinen auf ihn anwenden. „Oft zu eignem Nachtheil", sagt' ich; das Losreißen von Wetzlar war in der Wirklichkeit für Goethe rühmlicher, als es in „Dichtung und Wahrheit" erscheint; wogegen Friederike von Sesenheim dienen muß, die Fülle der Jugend des jugendlichen Dichters in voller Wahrheit — und die war hier eins mit der dichterischen — darzustellen.

Zu solchen und ähnlichen Betrachtungen führte mich freilich erst eine spätere Zeit.

Mit gleicher, ja mit gesteigerter Freude verschlang ich die folgenden Bände von „Dichtung und Wahrheit", deren Erscheinen ich kaum erwarten konnte; vor allen entzückte mich der dritte, in welchem Goethe im vollen Glanze der Jugend erscheint. Dazu kam noch ein Besonderes. Als ich von der Wallfahrt nach dem Ottilienberge las, wo bei dieser Gelegenheit auch der Ottilie gedacht wurde, in deren Betrachtung ich mich so ganz versenkt hatte, — wie glücklich war ich, mich zu den „frommen Herzen" zählen zu können, von denen, wie der Dichter beifällig ausspricht, jene so günstig aufgenommen wurde!

Die Zeit war da, wo ich Rudolstadt verlassen sollte; einem Rufe meiner Vaterstadt konnte ich, bei der Liebe zu ihr, der Sehnsucht nach ihr, die ich immer und überall gehegt, nicht widerstehn. Doch schied ich von dem Orte, dem ich so viel verdankte, von der Fürstin, die ich so hoch und innig verehrte, die indeß damals ihrem mündig gewordenen Sohne die Regierung übergeben hatte, von der Schule, deren Schüler mir beim Abschiede so herzliche Zuneigung

bewiesen, von dem schönen Thüringen, von Jena und Weimar, denen ich so nahe lebte, nicht ohne Schmerzen. Daß ich Goethe vielleicht nie wiedersehen sollte, war nicht der unbedeutendste Grund derselben.

---

6. Osnabrück.

Vor wenigen Monaten habe ich den Jahrestag gefeiert, an dem ich vor fünfzig Jahren mein Amt an dem Gymnasium der Vaterstadt antrat. Gar Manches hat sich während dieser Jahre in meinem, wenn auch stillen und beschränkten Leben ereignet. Du wirst hören wollen, ob in diesem Goethe noch immerfort eine Rolle spielte, obgleich ich nun seiner Nähe entzogen war. Doch wirst Du Dir die Frage wohl selbst beantworten; was so fest in mir gewurzelt war, was mich so beglückte, was einen solchen Einfluß auf meine Denk- und Handlungsweise gewonnen, das konnte nicht erlöschen. Siebzehn Jahre hatte ich das Glück, auf ihn, den Lebenden und Schaffenden, blicken zu können; und dieses Leben und Schaffen, dem Jahrhunderte kein Ziel setzen werden — wie hätte sein Einfluß auf mich ein Ende nehmen können?

Sechzehn Jahre hatte ich fern von meiner Vaterstadt gelebt, die während dieser Zeit mannichfaltige Umwandlungen erfahren hatte. Als ich mich auf die Akademie begab, war Osnabrück noch ein Bisthum, ein Ländchen für sich; durch den Lüneviller Frieden wurde es säcularisirt und zu Hannover geschlagen. Nach wenigen Jahren nahm Preußen es in Besitz, verlor es aber bald; worauf Napoleon es dem neugeschaffenen Königreiche Westphalen einverleibte, bis es endlich von dem großen Kaiserreiche verschlungen

wurde. Die Schlacht bei Leipzig hatte die verhaßte französische Herrschaft vernichtet; durch die von Waterloo war dem, dem Volke angemessenen Zustande das Siegel aufgedrückt worden. Bald nach dieser Schlacht, als die Bewohner der Stadt Osnabrück sich noch wie in einem Glückstaumel befanden, und eine große Regsamkeit und Thätigkeit für Herstellung dessen, was der Fortschritt der Zeit forderte, bemerkbar war, kehrte ich zurück. Wer diese Zeit erlebt hat, wird sich freudig ihres erinnern und sich mit Stolz einen Bürger Osnabrücks nennen.

Die Aufgabe, der zu genügen ich mich, Deiner Aufforderung gemäß, wenn auch mit einigem Widerstreben, verstanden habe, fordert, daß ich von litterarischen Zuständen spreche. Als ich im Jahre 1799 Osnabrück verließ, hatte die Französische Revolution und was sich an sie knüpfte, hatten Kriegsunruhen auf die Stadt und ihre Bewohner eingewirkt; die Politik dominirte. In einigen älteren Personen fand sich noch ein Nachklang der Wertherischen Periode. Dazu aber waren die neuen Ansichten im Gebiete der Philosophie und Poesie selbst nach Osnabrück vorgedrungen. Schlegel und die romantische Schule hatten Anhänger gewonnen; selbst eine Lucinde fand man in dem Laden eines Buchhändlers, der sich eben zu etabliren gedachte. In denen, deren Inneres einen tieferen Gehalt hatte, wirkte Mösers Geist fort. Ich gedenke Broxtermanns, der aber nicht lange nach den akademischen Jahren Osnabrück verließ und in die Dienste eines Herzogs von Baiern trat. Ein größeres, ächt vaterländisches Gedicht, „Wittekind“, zu vollenden hinderte ihn ein frühzeitiger Tod.[1]) Jetzt, da

[1]) Das Gedicht, ebenfalls „Wittekind“ betitelt, welches sich in der Sammlung von Broxtermanns Werken befindet,

ich nach Osnabrück zurückkehrte, war die Sorge einer wohlgesinnten, tüchtigen Obrigkeit für das Gemeinwesen, die Theilnahme der Bürgerschaft daran, an der Tagesordnung, und vor einer so würdigen, ehrenwerthen Thätigkeit konnte die zarte Tochter der Musen nicht aufkommen; das Einzige, was eigentlichen Anklang fand, waren Körners, Franzosenhaß und Freiheit athmende, Gedichte. Wie hätte ich Interesse finden können für das, was ich aus der Fremde mitbrachte, was so lebendig mich erfüllte? Wie konnte das auch in den folgenden Zeiten, deren ich vorgreifend hier gedenke, der Fall sein? Es trat nur zu bald die Reaction gegen die aufgeregte, freisinnige Zeit ein; sie brachte die Inquisition gegen Demagogen und Demokraten; wie erschreckte das Wartburgs-Fest! die Ermordung Kotzebues! Extreme im Gebiet der Religion und Kirche mischten sich ein; es folgte die Aufhebung des Staats-Grundgesetzes durch den ersten König, den Hannover im Lande, seßhaft in seiner Mitte sah; die Jahre 1848 und 49 reihten sich an — wie konnte es anders sein, als daß ich mit meinen Gedanken, Ansichten, Gefühlen einsam, unbeachtet blieb? Nicht als ob es mir an Freunden gefehlt hätte, mit Sinn für Litteratur und Kunst begabt und sich dieser freuend. Ich hatte deren, und gedenke der verstorbenen und der lebenden gern und mit Liebe. Hier rede ich nur von solchen, die meine specielle Liebe und Leidenschaft für Goethe hätten theilen können. In der Ansicht freilich, um im Allgemeinen

---

ist nicht etwa ein Fragment des größeren. Dieses war in Hexametern verfaßt und rückte nicht weit über den Anfang vor. Ich hatte Gelegenheit, es zu lesen und erinnere mich einer vortrefflichen Schilderung der romantischen, ächt westphälischen Osnabrückischen Gegend.

von der Kunst zu reden, zu der Schelling in Jena in mir den Grund gelegt, mich eingeweiht, die durch Goethe mir klarer und immer fester geworden war: daß das Schöne und die dasselbe dem körperlichen und geistigen Auge zur Anschauung bringende Kunst eine zweite Welt sei, die der begabte und von der Gottheit begnadigte Künstler über der wirklichen und gemeinen Welt hervorbringt, in dieser Ansicht begegnete mir Niemand. Sie hatte sich in mir immer weiter entwickelt und war mir eigen geworden, seit ich in Goethes „Winckelmann" das herrliche, freilich zunächst sich auf die bildende Kunst beziehende, aber doch auf das ganze Gebiet der Kunst und somit auch auf die Poesie anzuwendende Wort las: „Ist das Kunstwerk einmal hervorgebracht, steht es in seiner idealen Wirklichkeit vor der Welt, so bringt es eine dauernde Wirkung, es bringt die höchste hervor: denn indem es aus den gesammten Kräften sich geistig entwickelt, so nimmt es alles Herrliche, Verehrungs- und Liebenswürdige in sich auf und erhebt, indem es die menschliche Gestalt beseelt, den Menschen über sich selbst, schließt seinen Lebens- und Thatenkreis ab, und vergöttert ihn für die Gegenwart, in der das Vergangene und Künftige begriffen ist."

Da mir Goethe nun so einzig dastand, sein Werth, seine Größe mir immer klarer wurden, konnte ich nicht anders als in ihm den Genius seiner Nation sehn, in welchem sich die Cultur derselben, die gewonnene wie die zu gewinnende, concentrirte und der hierdurch beglückten Zeit offenbarte. Ich war sehr erfreut, als mir in dieser Ansicht der treffliche Americaner Emerson begegnete, der Goethen als einen Mann darstellt, „wie ihn kein andres Volk besitzt, gleichsam die Blüthe des deutschen Wesens, das in

einem Einzigen symbolisch zur Erscheinung gekommen.“

Der Name Goethe konnte in Osnabrück nicht unbekannt sein; aber weit entfernt ihn in dem Lichte zu betrachten, in welchem er mir erschien und mich begeisterte, sah man in ihm einen Dichter wie die andern, nur eine Stufe höher stehenden, eine Berühmtheit, von der nicht sprechen zu können Mangel an Bildung würde verrathen haben. Von Goethes stolzem, vornehmem Wesen war auch hier die Rede. Dazu hatten wunderliche Vorurtheile auf das Urtheil selbst gebildeter Menschen Einfluß. So hörte ich von einem derselben, die Bewunderung, die Huldigung, die Goethe dem großen Napoleon zolle, spreche sich in der Erwähnung des großen Feldherrn in den Wahlverwandtschaften aus, unter dessen Führung der Tod wahrscheinlich, der Sieg gewiß sei; der Dichter habe damit seinem Helden, der eben in der Zeit, da jener Roman geschrieben wurde, auf der Höhe seiner Macht und seines Ruhmes stand, schmeicheln wollen. Es fehlte nicht viel, daß man gerade heraus sagte, eine Haupttendenz der Wahlverwandtschaften sei eine dem großen Kaiser huldigende Schmeichelei. Du wirst mich vielleicht tadeln wegen dieser und früherer Äußerungen. Ich kann nichts entgegnen; doch würdest Du mir Unrecht thun, wenn Du glaubtest, ich habe das Gute und Liebenswürdige meiner Vaterstadt nicht erkannt, und ich sei bei dem, was in ihr und in der weiteren Welt vorging, ohne Antheil geblieben. Freilich war der Antheil um so lebhafter, je weniger ich die weisen Worte, in denen Goethe von Zeit zu Zeit die Deutschen warnte und ermahnte, beherzigt sah.

Ein Wort muß ich auch noch über die religiösen und kirchlichen Zustände sagen. Als ich zurückkehrte,

fand ich, abgesehen von der völligen Gleichgültigkeit so Vieler, den Rationalismus, wenn auch gebildeter und geschmackvoller, herrschend. Doch habe ich noch Predigten gehört, in denen der Ackerbau und dessen Einzelheiten nicht der geringste Gegenstand des Abgehandelten war. Eine gemüthvolle, herzliche Behandlung des Religiösen fand sich nur im Pietismus, der aber nicht viele Anhänger, und diese meist in den unteren Ständen hatte. Toleranz wurde immer noch auch in Hinsicht der beiden großen, in Osnabrück heimischen Religionsparteien geübt; vollkommen friedlich lebten Protestanten und Katholiken mit einander. Wenige Decennien später war dieses anders. Was mich betrifft, so erkannte ich die Wohlthat jugendlicher Eindrücke, wenn sie gesund, dem menschlich natürlichen Gefühl entsprechender Art sind. Weder die Starrheit der Orthodoxie, die jedoch damals in Osnabrück keine Vertreter fand, noch der oft in Schwärmerei ausartende oder zur Heuchelei verleitende Pietismus, noch das Nüchterne des Rationalismus machte mich irre. Mich erwärmte noch fort und fort das religiöse Gefühl, das ich im Knabenalter eingesogen; die Bibel blieb mir, was sie Goethen war, der „der heil'gen Bücher herrlich Bild an sich genommen", und die Person des Erlösers stand in meinem Herzen, wie die Evangelien sie schildern, ohne dogmatische Gestaltung, als das Höchste, Unerreichbare, doch Wohlthätigste der sittlichen Welt. Hatte ja auch Goethen das Bild des im Sturm auf dem See Tiberias ruhig schlafenden Heilands in ähnlicher drohender Gefahr Ruhe und Frieden gegeben. Du kannst Dir vorstellen, mit welchen Augen ich die Bemühungen wohlgesinnter Theologen, das Dogma, das Wort der Heiligen Schrift zu vergeistigen, ansah. Diese Be-

mühungen gingen entweder von dem Verstande aus, oder sie wurden zu einer verschrobenen, mystischen Deutelei, die mir durch Goethe verhaßt geworden und meiner Natur zuwider war. In jener Bemühung vermißte ich das Gemüth und die Einsicht, daß des Menschen Geist nicht bloß Verstand ist, daß namentlich in religiösen Dingen Herz und Gemüth angesprochen sein wollen und auch die Phantasie ihre Rechte hat; ich erkannte, daß der Menge, wenn sie sich dessen auch nicht bewußt ist, Positives, Concretes ein Bedürfniß ist. Einer der Prediger Osnabrücks war dem Pietismus geneigt, ein Mann, sehr begabt für Kanzel und Altar, sinn- und talentvoll, dabei von einem sanften, liebenswürdigen Charakter. Ich erfreute mich schon von früher Zeit her seiner Zuneigung; er fand in mir nicht das Absprechende, Selbstgefällige des Rationalismus, dem sich so oft ein Verhöhnen derer zugesellte, die sich vor den lauten Stimmen der Tonangebenden in ihr Inneres zurückzogen. Ich wurde aber doch bald inne, daß, wie herzlich ich ihm zugethan war, wie gern ich ihn reden hörte, wenn er in erhöhter Stimmung, mit Worten, die ihre Kraft aus dem Innern, dann durch die Psalmen und Propheten gewonnen, zu der Gemeinde redete, daß in einem Haupt- und Kernpunkte seine Religion sich von der meinigen unterschied. Es war einmal unter uns von dem menschlichen Verderben die Rede. Und hier könnte ich Wort für Wort niederschreiben, was Goethe im 15. Buche seiner Selbstbiographie erzählt, worin er von der Brüdergemeinde, der er sich mit Achtung und Liebe genähert, abgewiesen wird, da er, die erblichen Mängel der Menschheit zugebend, die Ansicht ausspricht: „daß in der Natur des Menschen inwendig noch ein gewisser

Keim liege, welcher, durch göttliche Gnade belebt, zu einem frohen Baume geistiger Glückseligkeit emporwachsen könne.“ Gerade so erging es mir mit meinem Geistlichen, der mir jedoch bis an sein Ende zugethan und freundlich gesinnt blieb. Ich werde immer mit Rührung des herzlichen „Vergessen Sie mich nicht“ gedenken, das er, von seinem Todesbette mir die Hand reichend, sprach. Dieser treffliche Mann würde meine Verehrung Goethes getadelt, ja perhorrescirt haben, weil dessen Ansicht von Offenbarung, von Glauben und Erlösung so durchaus der seinigen widersprach. Doch hätten dies, wenn auch ermäßigt und modificirt, die meisten Theologen verschiedener Art gethan. Denn ich habe bemerkt, daß die Theologen überhaupt — Ausnahmen verstehen sich von selbst — durch ihren Beruf von Goethe geschieden sind, zu einem reinen Genusse desselben nicht gelangen. Die der alten Schule finden in ihm einen Widersacher ihres Systems und Glaubens, ja wohl gar einen Antichrist; die neuere Schule, die das alte System zu vergeistigen, das Wort, auch das der Heiligen Schrift, in Geist zu verwandeln bemüht sind, möchten in ihm einen Geistesverwandten finden, und wenden sich von ihm ab, wenn sie von ihm das Wort, gegen das sie ankämpfen, so hoch gehalten und verehrt sehn; abgesehn davon, daß Goethes Moral nicht zu ihrem Katechismus paßt. Sie leben und athmen in einer andren Sphäre als die, aus der Goethe seinen Lebensodem zog und seinen Glauben gewann, den Glauben, der durch die wenigen Worte des Psalms (26, 3): „Deine Güte ist vor meinen Augen, und ich wandele in deiner Wahrheit“ ausgedrückt werden könnte. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit den Philosophen — ich habe hier nicht die eigentlich großen, sondern die

der Zeit gemäß philosophisch gebildeten im Sinn, mit denen ich in Berührung kam —; auch sie haben ein System, dem sie den Dichter anzubequemen suchen, was nicht immer gelingen will. Sie forschen nach dessen Ansichten von Gott und Welt; das, was Grund und Ende aller Poesie ist, wird selten von ihnen erkannt und gehörig geschätzt; „die Form bleibt," wie Goethe sagt, „ein Geheimniß den Meisten."

Es ist Zeit, daß ich auf diesen komme und Dir berichte, welche Berührung mit ihm von meiner Seite auch in Osnabrück stattgefunden hat. Freilich, wenn ich nicht für Dich und vielleicht für wenige andre Freunde schriebe, wenn ich nicht den durch den Titel angegebenen speciellen Zweck vor Augen hätte, dann würde ich selbst mich fragen: wozu schreibst Du dies Alles? Ist nicht genug und übergenug über Goethe geschrieben? Gewiß; und das gegenwärtige große Publicum, an so mannichfaltige, großentheils piquante und anregende, einheimische und fremde Schriftsteller gewöhnt, ist fast gleichgültig gegen ihn geworden; unter den Wirren der Politik, unter den Parteien, von denen ganze Länder wie einzelne Städte zerrissen werden, bilden die wahren, innigen Verehrer Goethes nur eine kleine, stille Gemeinde; und wenn fast jede Messe noch etwas über ihn bringt, so sind es Kritiken, Forschungen über sein Leben. Die sich mit Litteratur Beschäftigenden haben an dem Bekannten, zu Tage Geförderten nicht genug; sie wollen etwas Neues und verlieren sich manchmal in Kleinlichem. In einer sonst günstigen und wohlwollenden Recension meines Buches über Goethes Jugend fand ich die Bemerkung, man habe von mir, der in Weimar gelebt und Goethe gekannt, Neues, bisher Unbekanntes über ihn erwartet. Als wenn das, was wir

von Goethes Leben wissen und haben, nicht reich genug wäre für Betrachtung und fruchtbare Beherzigung. Du jedoch bist mein Freund, Goethe hat großen Einfluß auf Dich gehabt, und es ist Dir nicht gleichgültig, zu hören, wie er auf mich gewirkt hat.

Einer Anregung zum weiteren Studium Goethes bedurfte ich nicht; aber Nahrung, Theilnahme, Ermunterung fand ich in meiner lieben Vaterstadt, wie Dir aus dem Gesagten klar sein wird, wenig oder gar nicht. Ich war an mich und meine entfernten Freunde gewiesen. In der nächsten Nähe mag ich hie und da durch meinen oft zu laut ausgesprochenen Enthusiasmus für den Dichter Anstoß selbst gegeben haben. Des Freundes unter den Entfernten, dem ich zumeist in Hinsicht auf Goethe dankbar zu sein Ursach' hatte, habe ich schon gedacht und werde gleich weiter von ihm reden. Auch durch meine Frau blieb ich mit Weimar und Rudolstadt in Verbindung, da sie eine Cousine der Gattin Schillers war, deren auch jener mütterlich zugethane Mutter noch in Rudolstadt lebte. Sie selbst hatte oft und auf längere Zeit in Schillers Hause gewohnt und sich des Wohlwollens und einer herzlichen Zuneigung des edlen Mannes erfreut. Wenn in früheren Jahren, ehe ich nach Weimar kam, mein Freund Voß, der Goethen so nahe war, mich für denselben warm erhielt und durch seine Briefe meine Leidenschaft steigerte, so trat nun der in Jena lebende Gries an seine Stelle, obgleich in dessen Briefen die Voßische Gemüthlichkeit und Wärme fehlte, die meiner Natur mehr zusagte und, selbst halb poetisch, mich in seine poetische Gemüthsanschauung hineinzog. Aber Voß, nunmehr in Heidelberg, war Goethen einigermaßen entfremdet; der Vater, der in diesem ein höfisches Wesen, eine Vorliebe für den Adel und

hochstehende Personen, dazu eine laxe Moral fand, hatte großen Einfluß auf den Sohn, bei welchem so die Gemüthlichkeit und die Neigung, sich Andern hinzugeben, oft in's Gedränge kamen. Gries dagegen, von Natur ruhiger, mäßiger in seinen Ansichten, theilte meine Leidenschaft für Goethe nicht, aber er stellte ihn doch sehr hoch; und weil er ihm nahe lebte, und Goethe oft in Jena verweilte, konnte er mir viel über ihn berichten, was er in Briefen, die mit der Entfernung an Länge und Ausführlichkeit wuchsen, getreulich that. Er wollte sich mir durch dieselben dankbar erweisen für die Beihülfe, die ich dem Übersetzer des Calderon leistete; denn es war keine schwierige Stelle, deren es in diesem Dichter so viele gibt, die von uns nicht brieflich besprochen wurde. Dazu wurde die Übersetzung, der ich einen trefflichen Verleger erwirkt, wie ein Band nach dem andern erschien, von mir recensirt; worauf Gries, in dem Gedanken, daß das Glück eines Buches großentheils von Recensionen abhänge, mehr als billig hielt. Er schrieb mir oft: „Wenn Sie aufhören zu recensiren, höre ich auf zu übersetzen."

Ich würde des Calderon und meiner Bemühung für ihn hier nicht gedenken, wenn die letztere mir nicht eine unerwartete Freude zu Wege gebracht hätte, und zwar durch Goethe. Wie wurde mein dem Dichter und dem Übersetzer gewidmeter Fleiß belohnt, als ich in einem Briefe des Freundes (vom 18. März 1817) ein Wort von Goethe über meine Recension des zweiten Theils der Übersetzung fand! Goethe nemlich schrieb über dieselbe an Frommann, in dessen Hause Gries viel verkehrte; und dieser theilte mir eine Stelle des Goetheschen Briefes mit, die ich Dir hier hinzuschreiben mich nicht enthalten kann. „Hat

sich Gries nicht über die Recension seines Calderon in den Heidelberger Jahrbüchern gefreut? Ich war gewissermaßen böse, daß mir der Recensent wegnahm, was ich über den Magus zu sagen hatte; dann war ich wieder vergnügt, daß es Andere gibt, die das Verdienst des Originals und der Übersetzung ansehen wie ich. Wenn man sich bereiten muß vom Schauplatz abzutreten, so ist das schönste Gefühl, daß unsre Überzeugungen in Anderen fortleben. Man kann die deutsche Nation recht lieb haben; denn wenn man ihr Zeit läßt, kommt sie immer auf's Rechte."

Wenn Du durch alles das, was ich Dir im Vorhergehenden mitgetheilt, meine Verehrung und Liebe zu Goethe erkannt hast, und wie diese die, welche man sonst großen Männern erweist, weit überstieg, so daß ich ihn wie ein höheres Wesen betrachtete, dann wirst Du Dir vorstellen können, wie diese Worte auf mich wirkten. Ich wagte kaum sie mir anzueignen; ja ich ging so weit, daß ich an ihrer Echtheit zweifelte; und dieser Zweifel dauerte, bis nach vielen Jahren der Briefwechsel zwischen Goethe und Sulpiz Boisserée mir Gewißheit gab. An den letztren nemlich schreibt jener (am 10. Februar 1817): „Können Sie mir, im Vertrauen, den Namen des Recensenten von Griesens Calderon in den Heidelberger Jahrbüchern verschaffen? Sie ist gar zu schön, und einen solchen Mann sollte man kennen." Worauf Boisserée, der damals in Heidelberg lebte, antwortet: „Der Recensent von Griesens Calderon ist der Ihnen wohlbekannte Abeken. Ich bin ihm doppelten Dank schuldig u. s. w." Die letzte Äußerung Goethes ging ohne Zweifel auf die Schwindelei, in die man in Deutschland in Bezug auf Calderon so bald gerathen war, besonders durch Friedrich Schlegel, der in dem Spanier den Gipfel der

Poesie fand. In einem etwas spätern Briefe schrieb mir Gries: „Goethe hat, wie die Freunde mir erzählen, sehr oft und mit großem Lobe von Calderon gesprochen; daß er etwas darüber schreiben werde, glaube ich nicht mehr. Er hat zu Frommann gesagt, vor Ihrer Recension wäre ihm das ein Leichtes gewesen, jetzt sei es eine Arbeit.“ Doch fühlte er sich zu einer solchen gedrungen, aber einige Jahre später, als die Übersetzung der „Tochter der Luft“ erschienen war; da wird in „Kunst und Alterthum“ 3 (3), 131 f. geklagt, „daß Calderon, der hoch- und freisinnige Mann, in mehreren Dramen genöthigt sei, düsterem Wahn zu fröhnen und dem Unverstand eine Kunst-Vernunft zu verleihen“, was meine oben geäußerte Meinung bestätigt. Denn gerade diese Seite des Dichters fand bei den Romantikern Anklang und Beifall.

Auch andre meiner Recensionen erfreuten sich der Zustimmung Goethes. So schrieb der oft genannte Freund mir am 2. Juli 1818: „Ich kann Ihnen sagen, daß Goethe über Ihre Recension des Müllnerschen Yngurd großes Gaudium gehabt hat.“ Ich hatte in derselben unter Anderm gezeigt, wie dieser Yngurd ein Gemengsel von Reminiscenzen aus Dramen andrer Dichter und Nachahmungen derselben, recht eigentlich „ein zusammengeflickter Lumpenkönig“ sei. Dazu mußte Goethe dieses gespreizte, hoffährtige Wesen, diese Rohheit einzelner Scenen, diese abgeschmackte Behandlung des Ahnungsvermögens auf das äußerste anwidern; über welches alles die Recension sich ausließ. Dieselbe sollte mir — abgesehen davon, daß sie mich, während ich sie schrieb, vergnügte — noch etwas andres Ergötzliches zu Wege bringen. Sie wurde von Goethe gelobt und zugleich von Kotzebue gepriesen, von letztrem freilich nur mit einiger Restric-

tion und theilweise. Was ich in der Einleitung über das tolle Gebahren der neuesten Dichter sagte, sprach ihn, den Widersacher der Romantik und alles dessen, was dieser verwandt war, mächtig an; er zollte ihm in seinem „Conversations-Blatt", in welchem sich seine Kritik der Zeit und ihrer Producte Luft machte, den vollsten Beifall. Aber er wollte es mit Müllner, dem gewaltig Dominierenden, der auch ihm gefährlich werden konnte, nicht verderben. Deßhalb fügte er dem Lobe der Recension die Entschuldigung bei: diesen Dichter treffe das in der Einleitung Gesagte durchaus nicht. Und doch sollte das in ihr Gesagte recht eigentlich Müllnern charakterisiren. Ich äußerte mich darüber gegen einen Bekannten mit der Bemerkung, ich werde an meiner eignen Einsicht und an meinem Geschmack irre, da ich von einem Kotzebue gelobt werde. Doch dieser war nicht wie ich gegen Kotzebue eingenommen, und ich erfuhr aber und abermals, daß ich mit meiner Ansicht von der Dichtkunst in Osnabrück ziemlich allein stand.

Du wirst diese Mittheilungen nicht eitles Selbstlob nennen; Du fühlst und achtest das Wort unsres Dichters:

Selbstlob! ....
Wohlgeruch Freunden
Und eignem Schmack!

Ich dachte indeß bei der Mittheilung der obigen Worte Goethes nicht allein an mich; sie sind mir sehr bedeutend, weil sie in Kürze zwei Züge zu dem Charakterbilde des großen Mannes gaben, die uns dieses so großartig und liebenswürdig machen. Der so oft als undeutsch geschilderte Dichter hat die deutsche, seine Nation lieb; und sich der Zeit nahend, wo er von dem Schauplatz seines großartigen Wirkens ab-

treten soll, richtet er (wie so ganz anders als der Egoist, der, wenn er sein Scheiden nahe fühlt, sich an der Vorstellung weidet, daß die, die sein Wirken fortführen sollen, darin sich nicht so tüchtig erweisen werden, als er sich erwiesen zu haben wähnt!) freudig den Blick auf eine Thätigkeit Anderer, die über seine Lebenszeit hinausgeht.

Um auf mich zurückzukommen: ich brauchte wirklich die Bemerkung meines Freundes Gries, der den jungen Schubarth tadelte, nicht auf mich zu beziehen. Dieser einundzwanzigjährige Jüngling hatte durch ein Büchlein „Zur Beurtheilung Goethes“ (1818) des Dichters Aufmerksamkeit auf sich gezogen und lobende Äußerungen von ihm gewonnen; worüber er, wie Gries ihm Schuld gab, aufgeblasen und hochfahrend geworden war. „Goethes Lob,“ schrieb mir der Freund, „kann nicht Jeder vertragen“. Ich konnt' es, und wie noch jetzt erkannte und fühlte ich damals, wie weit ich davon entfernt war, den ganzen Goethe in seinem Wesen, seiner Größe zu verstehen und zu fassen. Daß ich unendliche Freude über Goethes Beifall empfand, ich, der von ihm so Begeisterte, wirst Du natürlich finden. Jene Schrift Schubarths trug übrigens dazu bei, diese Freude zu mehren. Ich schrieb eine Recension des Schubarthschen Buches, dessen Ansichten und Urtheile mir nicht alle einleuchteten. Goethe aber hatte das Buch gelobt; wie es denn, besonders in seinem Alter, nichts Ungewöhnliches war, daß er aufkommenden Talenten über Gebühr Beifall zollte. Um so größere Freude machte mir ein an mich gerichteter Brief aus Rudolstadt, in welchem es heißt: „Was haben Sie denn zuletzt von Goethe recensirt? (Es sollte heißen: „Welches Werk über Goethe.“) Er hat gesagt, es müsse von Ihnen

sein; sonst könnte es Niemand so. Sie hätten ihm (dem Verfasser des recensirten Werks) nichts geschenkt; aber die Recension wäre sehr gut.“ Der Brief war von Frau von Lengefeld, die Goethes Urtheil ohne Zweifel von ihrer Tochter, Frau von Schiller, erfahren hatte. Was Goethen in meiner Kritik besonders angesprochen, mochte wohl das sein, was darin über sein Verhältniß zu Shakespeare gesagt wird. „Goethe,“ äußerte ich, „kam in eine Zeit, wo die Menschheit einen ungeheuren Schiffbruch im Sittlichen erlitten hatte. (Dagegen wurde von Schubarth Shakespeares Zeit, und mit Recht, als eine dem Dichter höchst günstige gepriesen.) Er fühlte und erkannte klar sein Jahrhundert; sein Dichtungsvermögen trieb ihn unmittelbar zur Darstellung desselben, wie es denn vielfach ihn berührte und auf ihn einwirkte. Dazu gesellte sich der Gedanke, auf die Wahrheit hinzuweisen, wie sie sich in ihm im Irrthum entwickelt hatte; welches die ethische Tendenz seiner vorzüglichsten Werke ist. Wie konnte Goethe anders erscheinen, als er wirklich erscheint? Ob dieses aber den Dichter in Schatten stellt, wenn man ihn mit Shakespeare, dem Sohn einer herrlicheren Zeit vergleicht? Diese Frage verneinen wir, wie uns denn diese ganze Betrachtung stoffartig dünkt.“ Wenn ich hier der ethischen Tendenz in den Werken Goethes gedachte, so erinnere ich Dich an das, was ich oben bei Gelegenheit der Wahlverwandtschaften sagte. Ihm erschien der Ehestand als das Fundament, auf welchem die Sittlichkeit, überhaupt das Wohl der menschlichen Gesellschaft beruhe. Mit welcher Gewalt, welcher Kühnheit hat er diesen Grundsatz in den so oft als unmoralisch verschrieenen Wahlverwandtschaften aufgestellt und durchgeführt!

Ich kann nicht umhin, hier noch eine Bemerkung anzuknüpfen. Daß ich Shakespeare fort und fort las, ihn bewunderte, und das um so mehr, je tiefer ich in ihn eindrang, je klarer er mir wurde, kannst Du Dir denken. Ich freute mich auch, wenn ich las, daß Goethe ihn an dichterischer Schöpfungskraft über sich stellte. Doch sagte ich mir auch mit einem gewissen Triumphe, daß in Einem der deutsche Dichter über dem Britten stehe, in der Form. Einen Tasso konnte Shakespeare nicht schaffen. Versteh mich nur recht; an der Form im höchsten Sinne des Worts fehlte es dem letztren nicht, aber sie ist ein Erzeugniß der Natur, der unbewußt im Dichter waltenden Kraft. Bei Goethe, in welchem diese Kraft ebenfalls in hohem Grade vorhanden war, wurde die Form durch die Kunst zur Vollendung gebracht. Mit einem Rückblick auf seine früheren Erzeugnisse kann man das Wort auf ihn anwenden: *Id quod nunc ratio est, impetus ante fuit.*

Gar manches sonst von Goethe und über Goethe habe ich in dieser Zeit und später recensirt. Aus einer Kritik der Wanderjahre Wilhelm Meisters sehe ich, daß ein Hauptaugenmerk bei mir auch der Stil des Dichters war, der in den Wahlverwandtschaften und in der Natürlichen Tochter den Gipfel erreicht zu haben schien. In der erwähnten Kritik nemlich machte ich auf die vorzüglich im Stil sich ausdrückende, mannichfaltige Behandlung der jenem Buche eingewobenen Episoden und Novellen aufmerksam. Hat Goethe sie gelesen, so wird er sich, wie über diese Wahrnehmung, auch darüber gefreut haben, daß ich das schöne und weise Wort Jarnos: „Der Beste, wenn er Eins thut, thut er Alles, oder, um weniger paradox zu sein, in dem Einen, was er recht thut, sieht er das Gleich-

niß von allem, was recht gethan wird“, hervorhob und als Beispiel dazu den großen Besieger des Perseus aufführte, der denen, welche das von ihm, dem großen Feldherrn, nach dem Siege so geschickt angeordnete Gastmahl bewunderten, zur Antwort gab: „Es ist derselbe Geist, der einen Sieg schafft, und der sich in einem schicklich bereiteten Gastmahl ausspricht.“

Die in diesen Worten enthaltene Wahrheit finden wir Goethes ganzes Leben hindurch bestätigt; wir erkennen dieselbe in dem Schaffen und Walten des Hausherrn, in seinem Wirken für Kunst und Wissenschaft, in der Thätigkeit des Ministers, in seinem Verhältniß zu Untergeordneten, zu Stadt- und Zeitgenossen.

Du hast mich oft getadelt, daß ich über den Einen Goethe die andern Dichter vernachlässige oder nicht achte. Nahmst Du das Wort „andre Dichter“ im weitesten Sinne, dann thatest Du mir Unrecht; Homer und Sophokles, Shakespeare und Dante wurden von mir nicht nur bewundert und viel gelesen, sondern studirt. Ich kann dabei sagen, durch Goethe nahm mein Verständniß derselben zu, bekam die rechte Richtung. Meintest Du aber die neuen Dichter, meine Zeitgenossen, so muß ich Dir freilich Recht geben und mich selbst anklagen. Doch muß ich Eins bemerken: die Dichter der neueren Zeit, die mich, den Knaben, erfreuten und entzückten, ein Bürger, ein Thomson und andre, blieben mir immer theuer und lieb, wobei sich freilich die Erinnerung, der Wiedergenuß der glücklichen Jugend einmischte; auch manches Gedicht der neuesten Zeit — ich nenne hier nur den liebenswürdigen Geibel — sprach mich an. Aber das so laut und frech sich kund gebende Tendenziöse der unendlichen Menge der Tagesdichter schreckte mich ab, da die Tendenzen meiner Natur

zuwider waren, das Revolutionäre in Religion, Politik und Societät mir furchtbar. In mir lebte, mich entzückte das Bild, das uns Goethe, selbst Jüngling, von dem Jüngling entwirft, in welchem er den künftigen Dichter des Vaterlandes ahnt, der er selbst ist. (In der 1772 verfaßten Recension der „Gedichte von einem Polnischen Juden“.) Die gegenwärtige Zeit hat etwas von der, die man die Alexandrinische nennt. Wie diese die Productivität früherer Jahrhunderte hinter sich hatte, so blicken wir auf eine glänzende Zeit, die Weimarische, wie man sie nennt, zurück. In jener waltete die Kritik, wie sie in der unsrigen an die Stelle des schöpferischen Vermögens getreten ist. Das, was über Goethe geschrieben worden, macht allein eine Bibliothek; zu wie vielen Reden und Schriften hat nicht Schillers Jubiläum Anlaß gegeben! Eine deutsche Litteraturgeschichte reihet sich an die andre, so daß eine geistreiche Frau nicht mit Unrecht sagte, über den vielen Litteraturgeschichten würden wir am Ende keine Litteratur mehr haben. Ein Specielles drängt sich mir auf. Das Gemüth, wie es in seiner höchsten Potenz in Hermann und Dorothea, in so vielen andern Dichtungen Goethes lebt und wirkt, wie es Schillern, dem gemüthreichen, die Polemik gegen die Schlegel eingab, dieses Gemüth ist in unsrer Zeit, der der Tendenzen, politischen und religiösen, des Materiellen, vor diesem allen zurückgetreten. Nun ahnt man die Einbuße; man weilt in Gedanken gern bei einer Zeit, die man eine unschuldige nennen möchte; man sucht für seine Gefühle einen Ausdruck, man möchte für jenen Mangel einen Ersatz geben. Aber wir haben an der Stelle der Natur der wahren Dichter, statt der unmittelbaren Wahrheit etwas Gemachtes, nur den Schein von Kunst Tragen-

des. Man vergleiche so manche Schilderung Italiens mit den Briefen, die Goethe, der Eingebung des Moments folgend, unmittelbar nach der Anschauung an die Freunde in der Heimath richtete. Hier haben wir Italien, dort ein Streben, das Land und sich selbst in einem glänzenden Lichte darzustellen. Wir haben wohl einzelne Dichter, die das Bessere erkennen und den Untergang einer großen Zeit fühlen, sie streben nach dem Rechten; aber, wie manches Anmuthige zu Tage kommen mag, es zu erlangen gelingt so wenig, wie die Alexandriner eine Zeit erzeugen konnten gleich der eines Homer, eines Mimnermus und Sophokles. —

So lebte und webte ich denn, auch fern von ihm, in Goethe, und um so inniger, je weniger ich von außen her Anklang fand für meine Gedanken und Gefühle, ich, der in Goethe den Genius seiner Zeit und seines Volkes sah. Denke indeß nicht, daß ich mich ganz und gar in ihm, ganz in poetische Träumereien verlor. Man sagt: das Handwerk hat einen güldnen Boden; man kann das von jeder Thätigkeit sagen, die den Menschen zum Gliede des Gemeinwesens macht. Ich hatte von Glück zu sagen, daß Umstände, Verhältnisse und Neigung mich in das Lehramt brachten, welches Thätigkeit forderte und zugleich meinen innersten Bedürfnissen Nahrung gab. Ich ließ also meine Liebe, meine Leidenschaft für Goethe ruhig walten. Sie sollte auf eine Probe gestellt werden. Doch Probe kann ich es eigentlich nicht nennen, da ich in Bezug auf eine solche im voraus vollkommen gefestigt war.

Im Jahre 1825 luden mich die Eltern meines vor drei Jahren verstorbenen Freundes Heinrich Voß, die ich früher in Rudolstadt kennen gelernt hatte, nach

Heidelberg ein. Ich nahm die Einladung freudig an; den Vater hatte ich längst aufrichtig verehrt, und wen hätte nicht die treffliche Ernestine angezogen? Daß Goethe, während das würdige Ehepaar in Jena wohnte, mit Voß verkehrt, daß er aus den reichen und gründlichen Kenntnissen desselben Nutzen zu ziehen nicht versäumt hatte, war mir bekannt; aber an eine Mittheilung, eine Unterhaltung über Goethe in meinem Sinne war freilich nicht zu denken. War Voß, der feurige und thätige Stifter des Göttinger Hainbundes, von Götz von Berlichingen entzückt gewesen, hatte er Goethen später noch den „freudigen Apoll" genannt, — diese Zeiten waren lange vorüber; der Geadelte, der Mann des Hofes konnte nicht der Mann eines Voß sein. Nur in der Unterhaltung mit Ernestine kam, wenn es Erinnerungen galt, manchmal etwas Erquickliches zu Tage. So erzählte sie mir Folgendes: In Jena sich einrichtend, war sie mit Bepflanzen und Besäen von Blumen- und andern Beeten beschäftigt, wobei sie sich häufig bücken mußte. Da trat Goethe zu ihr, sah, wie sie arbeitete, und sagte: „Mütterchen, das ist nicht für Sie"; worauf sie erwiederte, sie habe keinen Gehülfen, und diese Arbeit treibe sie gern. Gleich darauf mußte sie ausgehn, und als sie in den Garten zurückkehrte, fand sie daselbst einen Gärtner (wahrscheinlich einen im Botanischen Garten dienenden) mancherlei Schönes dem Garten bringend und mit Pflanzen desselben beschäftigt. Wer ihn geschickt, konnte sie aus dem Manne nicht herausbringen, erkannte aber leicht die Sache als von Goethe ausgehend.

Dieser besuchte damals oft ihr Haus in den Abendstunden, wo er, der um Erwerbung und Erweiterung von Kenntnissen jeder Art sich Bemühende, sich

häufig in ein Gespräch mit Voß vertiefte. Dies machte die Hausfrau verlegen, da ihr Mann gern zur gewohnten Stunde zu Abend aß. Einmal konnte sie nicht umhin, Goethen zu bitten, er möge mit ihnen vorlieb nehmen, die einfache Kost entschuldigend. „Lassen Sie das gut sein," erwiederte er, „ich komme zu Voß nicht des Essens wegen; wenn ich einmal nach etwas Gutem lüstern bin, dann habe ich meine aparten Freunde".

Was nun den Vater Voß betrifft, die Umwandlung, die Goethe in Italien erfuhr, mochte ihm als ein Abfall von der deutschen Biederkeit, die ihn im Götz angesprochen, erscheinen, und andrerseits war die Weise, in der Goethe sich rühmen konnte:

daß er die Alten nicht hinter sich ließ, die Schule zu hüten,
daß sie nach Latium gern ihm in das Leben gefolgt,

diese Weise war nicht die Voßische. Er nahm das Lob, das der von ihm hochverehrte Vater Gleim, „der alte Peleus", der Luise vor Dorotheen (das heißt der Voßischen Poesie vor der Goetheschen) ertheilte, mit Beistimmung auf; nun kam die Gunst, welche die verhaßten Romantiker von Goethe erfuhren, dazu, und so mußte ich aus dem Munde des von mir so hochverehrten Mannes Urtheile über Goethe und Maximen über Dichter und Dichtkunst vernehmen, die von den Goetheschen weit abwichen. Überhaupt fand ich in dem Kreise, mit dem ich in Heidelberg in Berührung kam, freilich dem Voßischen, Anti-Creuzerischen, wenig Anklang für meine Neigung. [1])

---

[1]) Aus einem gleichzeitigen Briefe Abekens an seine Schwester vom 12. August 1825, einem Reiseberichte, mag über den Verkehr im Voßischen Hause noch Folgendes hier mitgetheilt werden: „Ich ließ mir den Weg nach Voßens Hause zeigen. Ich fand die alte Mutter (Ernestine V.) in

Besser ging es mir in Stuttgart, wohin ich von Heidelberg reisete, bei dem damals daselbst wohnenden Gries, und bei den, dem Frommannschen Hause ver-

---

ihrem Zimmer; sie weinte, da sie mich sah, im Gedanken an ihren Heinrich; der Empfang war sehr herzlich. Dann kam der Vater Voß. Ich mußte mich verwundern, als ich ihn sah; er war kräftiger, als da er uns in Rudolstadt besuchte und ungemein zutraulich. Ich mußte von Frau und Kindern, von Dir und den übrigen Geschwistern erzählen, und mir ward bald ganz heimisch. 9 Tage war ich in Heidelberg, und die Tagesordnung war folgende: Um 6 Uhr stand ich auf und ging dann gleich zu der Voß, die mich auf ihrem Zimmer mit dem Kaffee erwartete. Wir plauderten ein Stündchen, meistens von Heinrich, wobei sie immer sehr gerührt war. Sie hat sehr gealtert. Um 7 Uhr kam der Alte, der seit 5 Uhr an einer schwierigen Arbeit gesessen hatte. Er genoß etwas Brod und ein Glas Wein, und führte dabei fast allein die Unterhaltung. Er erzählte aus seinem Leben, von den Griechen, von seinen Arbeiten. Eine Stunde lang immer fort zu sprechen, war ihm nichts. Wir saßen oft bis 9 Uhr beisammen. Dann ging ein jedes seinen Weg; ich schrieb Briefe, oder sah Heinrichs Papiere durch, und dann machte ich Besuche; die Hitze erlaubte Vormittags keinen Spaziergang. Um 12 Uhr ward gegessen, im Zimmer der Hofräthin; dann kam der Alte mit einem Bauer, worin ein zahmer Canarienvogel. Wenn wir uns zu Tisch gesetzt hatten, ward dieser aufgethan, und nun setzte sich das Vögelchen auf Voßens Schulter und aß aus seinem Munde. Die Unterhaltung war immer lebendig, und vorzüglich durch Voß. Um 1 Uhr ruheten die Alten ein Stündchen, doch blieb Voß manchmal mit mir bis 2 Uhr sitzen und erzählte. Um 3 Uhr ward auf seiner Stube Kaffee getrunken; wiederum die reichste Unterhaltung. Wer nur alles hätte behalten können! — Außer Voßens Hause ward mir viel Güte von dem Professor Schlosser erwiesen. Letzterer ist ein enthusiastischer Verehrer von Dante; dies gab Berührungspunkte, und er lud mich eigens auf einen Mittag ein, und allein, damit wir über Dante reden könnten." — Letzteres war offenbar ein Thema, worüber Abeken mit Voß sich nicht verständigen konnte.

wandten, Schwestern Bohn und Wesselhöft, die zu dem Kreise gehörten, in welchem sich Goethe, wenn er in Jena verweilte, gern bewegte. Und auf der Rückreise, in Kreuznach, wo ich bei meinem früheren Rudolstädtischen Collegen Abraham Voß einsprach, wurde das Bild Goethes, das man in Heidelberg einem Andern leicht hätte trüben können, auf das lebendigste und anmuthigste aufgefrischt. Ich lernte unter den Bekannten meines Freundes zwei aus dem Elsaß gebürtige Frauenzimmer kennen, Mutter und Tochter, auch die letztere schon in Jahren. Über sie finde ich in meinem Reise-Tagebuche Folgendes:

„Gegen Abend (25. Juli) besuchte ich mit Voß eine Mamsell F., eine Elsasserin, die für die Töchter der Honoratioren Kreuznachs eine Schule hielt. Bei ihr fanden wir ihre Mutter, eine Frau weit über siebzig und fast taub, deren Gesichtsbildung aber mich interessirte. Sie nahm Theil am Gespräch, wobei die Tochter, gewöhnt sich der Harthörigen verständlich zu machen, Dolmetscherin war. Ich erkundigte mich nach Straßburg, nach der Gegend, in welcher die Frauen zu Hause waren; und so kam ich auf das durch Goethes Schilderung so bekannt gewordene Sesenheim. Da war die Mutter heimisch gewesen und hatte die Pfarrersfamilie oft besucht. Ich fragte, ob die Liebenswürdigkeit Friederikens zur Wahrheit oder zur Dichtung gehöre? Da brach der Strom los. Die Alte hatte das junge Mädchen genau gekannt und wußte nun nicht genug von dessen Anmuth und Güte zu rühmen. Sie hörte nicht auf zu erzählen, und die Tochter half ein. „Da bin ich einmal“ — so die Mutter — „zu Tisch in der Pfarr in Gesellschaft. Die Friederike versorgt die Kinder, die mit zu Gast sind, in der Nebenstube, wo auch andre junge Leute sind;

die Eltern und andre Fremde speisen im größeren Zimmer. Nun seh' ich, wie die Friederike aus einer Schüssel Hühner-Fricassée die besten Bissen aussucht, die Leberchen und Bruststücken u. s. w. Ich sprach: Frau Base, was ist mit der Friederike? Die ist sonst so demüthig, und nun nimmt sie das Beste vom Essen? Ach, spricht sie, laßt sie nur; das ist nicht für sie. Schauen Sie in die andre Stube, da sitzt ein junger Herr, zu dem werden die guten Bissen schon den Weg finden. Ich schau' hin, und sehe da einen schmucken jungen Student sitzen; der kriegt' auch Alles. Das war Goethe." Und nun erzählte die gute Alte weiter, wie Friederike an diesem gehangen, wie sie nach seinem Abschiede mehrere gute Partieen habe thun können, wie sie diese abgelehnt und bis an ihren Tod Goethes Porträt in ihrer Schlafstube aufgehängt bewahrt habe; wie sie überall geliebt worden sei; wo ein Kranker im Ort oder in der Umgegend gewesen, da habe er nach Friederikens Pflege verlangt; Kinder und Alte haben sie lieb gehabt. Auf Goethe war die Erzählerin übrigens nicht böse. „Man weiß ja, wie es mit den Herren Studenten geht," sagte sie, „und er konnte damals an Heirathen nicht denken."

Das Bild Goethes in seiner Anmuth und Liebenswürdigkeit, das Bild des sich entfaltenden Dichters, sagte ich, wurde in mir aufgefrischt und lebendig; aber die Erzählung der Frauen machte mich auch traurig, und diese Stimmung erneuert sich, wenn ich in „Dichtung und Wahrheit" die so unendlich anmuthige Schilderung lese.

Wie mir die Briefe des Jenaischen Freundes (Gries kehrte nach einigen in Stuttgart verlebten Jahren nach Jena zurück) ein Ersatz waren für das, was ich in Be-

zug auf Goethe in Osnabrück entbehrte, habe ich Dir gesagt. Doch bot eben diese Vaterstadt auch dann und wann etwas, wodurch die Liebe zu ihm genährt wurde. Goethe war, wie wir durch seine Selbstbiographie wissen, ein Verehrer Justus Mösers und hatte sich mit der Tochter desselben, Frau von Voigts, in Correspondenz gesetzt, um durch sie den Vater zu weiterer Mittheilung der Patriotischen Phantasieen, deren erster Theil im Jahre 1774 von ihr herausgegeben war, zu ermuntern. Diese Tochter Mösers war meine Gönnerin, der ich auch die Stelle in Berlin, die für mich so bedeutende, verdankte. Sie war gestorben, als ich nach Osnabrück zurückkehrte; durch eine gemeinschaftliche Freundin aber erhielt ich Briefe, von merkwürdigen Personen an sie gerichtete, und so auch den durch mich in spätrer Zeit veröffentlichten Brief Goethes vom 28. December 1774. Du kannst Dir denken, mit welcher Empfindung ich diesen Brief las, ihn mir aneignete, als ein Heiligthum bewahrte, den Brief, der wenige Monate nach der Erscheinung des Werther geschrieben war, wenige Tage nach der persönlich eingeleiteten Verbindung mit dem Herzoge Carl August, die, auch durch Mösers Patriotische Phantasieen vermittelt, für Goethes ganzes künftiges Leben, ja für die ganze gebildete Welt so bedeutend werden sollte. Wie lebendig stand mir in diesem Briefe der herrliche Jüngling vor der Seele, der, umtönt von dem lauten Beifallsjubel des ganzen empfindenden Deutschlands, sich so bescheiden, so ehrerbietig dem älteren Manne zu nähern suchte!

Nicht minder glücklich machte mich die Entdeckung eines zweiten, ebenfalls an Frau von Voigts im Jahre 1781 gerichteten Briefes (jener war eigenhändig geschrieben, dieser dictirt), den ich auf einem nicht weit

von der Stadt gelegenen Gute eines Bekannten, eines Verwandten von Möser, fand. Lebhaft erinnere ich mich des Entzückens, mit welchem ich, an einem stillen, warmen Sommerabend durch die anmuthige Gegend nach der Stadt zurückwandernd, den Brief las, der wohl einer der bedeutendsten und schönsten unter den vielen ist, die Goethe geschrieben, der Goethes Wesen und Streben in wenigen Worten auf das lebendigste zu erkennen gibt. Wer läse ohne bewundernde Liebe die Worte: „Sagen Sie Ihrem Herrn Vater ja, er soll versichert sein, daß ich mich noch täglich nach den besten Überlieferungen und nach der immer lebendigen Naturwahrheit zu bilden strebe, und daß ich mich von Versuch zu Versuch leiten lasse, demjenigen, was vor allen unsern Seelen als das Höchste schwebt, ob wir es gleich nie gesehen haben und nicht nennen können, handelnd und schreibend und lesend immer näher zu kommen." Ich säumte auch nicht, diese Documente dem mir stets freundlich gesinnten Kanzler von Müller, Goethes Freunde, nach Weimar zu senden. Daß mein Name dort nicht ganz vergessen werde, lag mir am Herzen; auch waren die Denkmale ja von großer Bedeutung, wie sie denn auch — so schrieb mir der Kanzler — nicht allein ihm selbst, sondern allen dortigen Verehrern Goethes, unter denen er vorzüglich die Großherzogin, Großfürstin Maria nannte, ungemein willkommen gewesen waren. [1])

Doch ich greife der Zeit vor, und sollte von der schreiben, in der Goethe noch unter den Lebenden

[1]) Abeken selbst hat die hier erwähnten Briefe Goethes in seiner Gesammtausgabe der Werke Mösers veröffentlicht (10. Teil, S. 233 u. 241—244).

weilte. Ich kehre zu dieser zurück. Meine Begeisterung für Goethe steigerte sich, wie das Verständniß seiner Werke mehr und mehr zunahm. Und wie erhielten die geistige Verbindung mit ihm, welchen Stoff zu Betrachtungen boten, welche Bewunderung erregten die von Jahr zu Jahr erscheinenden, von so unbegrenzter Thätigkeit zeugenden Werke des Dichters, des Weisen, der, über seiner Zeit stehend, dieselbe würdigen lehrte, des eignen Herzens Bedürfniß befriedigte und dessen Geheimnisse aufschloß! Die Wanderjahre Wilhelm Meisters habe ich genannt; die Italienische Reise — welcher Schatz! —, der zu dem Arkadien Italiens den lebendigsten Contrast bildende Zug in die Champagne, so manches in „Kunst und Alterthum", der Divan, das vielfältig Neue in der Gesammtausgabe der Werke, vor allem die Recensionen aus der frühesten Zeit des Dichters — wie stärkte und befestigte das die geistige Verbindung mit ihm, steigerte die Bewunderung und Liebe zu dem, der seinen Verehrern zurufen konnte:

Immer hab' ich nur geschrieben,
Wie ich fühle, wie ich's meine;
Und so spalt' ich mich, ihr Lieben,
Und bin immerfort der Eine.

Um das Wort „Immerfort der Eine" in seinem vollen Sinne zu verstehen, hätte ich freilich auch Einsicht in die Seite Goethes haben müssen, nach der er mit der Natur zusammenhing und sie erhaschte, mit ihr eins war. Es ist thöricht, Goethen den Dichter und Goethen den Naturforscher von einander zu scheiden. Aber die eigentliche Einsicht in diesem Punkte fehlte mir; ich konnte nur die Einheit ahnen. Zu Zeiten beunruhigte mich hier der Widerspruch, den er auf dem Felde der Natur von Seiten der be-

deutendsten Männer fand; so der gegen seine Farbenlehre, die ihm mehr am Herzen lag, als seine Dichtungen; so seine vielfältig widersprochene Ansicht von der Entstehung unsres Erdkörpers, wo selbst ein Humboldt sein Gegner war. Aber ich fand leicht eine Beruhigung. Hätte ich auch Kenntnisse gehabt, um mich für eine der Parteien entscheiden zu können und zu müssen — ich mochte meinen Goethe nicht anders als den, der die Erde, seine Mutter, aus der er, ein zweiter Antäus, Leben und Kraft zog, sich in milder, nicht revolutionärer Weise aus sich selbst heraus bilden ließ; der fort und fort dem Grundsatze treu blieb:

Wenn alle sich vor Hephästos bücken,
Ich kann es nicht sogleich;
Ich weiß nur in der Folge zu schätzen;

dessen Seligkeit, wenn er die Natur in seiner Weise betrachtete, sich in den Worten ausspricht:

Gebirgesmasse bleibt mir edel-stumm,
Ich frage nicht woher und nicht warum?
Als die Natur sich in sich selbst gegründet,
Da hat sie rein den Erdball abgeründet, u. s. f.
Da grünt's und wächst's, und um sich zu erfreuen,
Bedarf sie nicht der tollen Strudeleien.

Faust II, Act 4.

Wenn ich Goethen in dieser Beziehung betrachte, muß ich an den Propheten denken, dem der Herr nicht im Sturme, nicht im Erdbeben, nicht im Feuer erschien, sondern in einem stillen, sanften Sausen.

In dem bisher Mitgetheilten glaube ich Dir schon gezeigt zu haben, auf welchem Wege ich zur Abfassung meines Buches „Goethe in den Jahren 1771 bis 1775“ gelangte, wie ich auf den Gedanken kommen konnte, in der Knospe die Blüthe und Frucht zu

zeigen, und anschaulich zu machen, wie der Dichter sich des Geheimnisses der Form bemächtigt habe. Du wirst aber auch das „Ich zittre nur, ich stottre nur“, womit ich das Buch begann, nicht übersehen haben. Das habe ich wenigstens mit Goethe empfunden, was ihm „Thränen in's Auge“ lockte, da er vor Schiller und den diesem angehörenden Frauen den vierten Gesang von Hermann und Dorothea las; Thränen, die durchaus verschieden von einer gemeinen, weichlichen Rührung, dem Unvergänglichen, Ewigen der Schönheit fließen und uns erkennen lassen, daß wir zu Höherem geboren sind als dem, was die Wirklichkeit, die Erscheinung beut.

Du wirst es nicht Anmaßung nennen, wenn ich sage, daß Goethes Geist mir nahe war im gewöhnlichen Leben, bei meinen Beschäftigungen, bei dem, was ich erlebte, in meinen Genüssen; so, um nur ein Beispiel anzuführen, wenn im Theater — freilich keinem Weimarischen — mir die hohe Kunst Calderons lebendig wurde, oder wenn im Gegensatz zu dieser die Nichtigkeit einer Müllnerschen „Schuld“ mir zu voller Überzeugung sich aufdrängte. Als ich „Die Schuld“ sah, wünschte ich nichts mehr, als daß es mir möglich gewesen wäre, unmittelbar im Theater, während sich diese Puppen vor mir bewegten, das auf das Papier zu bringen, was in meinem Geiste vorging. Es war eine Einsicht, die ich vor allem Goethen verdankte, und an seiner Beistimmung würde es mir nicht gefehlt haben.

Seit vielen Jahren beschäftigte ich mich mit Dante, für den Schelling schon in Jena mich begeistert hatte. Von ihm konnt' ich nicht lassen, obgleich mir nicht entgangen war, daß Goethe diesen Dichter, bei aller Anerkennung seiner Kunst, nicht liebte. Auch hier,

wie bei der Hypothese eines vulcanischen Entstehens unsres Erdkörpers, fand er etwas seiner Natur Widerstrebendes. Als ich im Jahr 1826 „Beiträge für das Studium der Göttlichen Comödie“ herausgab, sandte ich ihm ein Exemplar, in welches ich vorn die Worte aus Dantes Hölle, womit Virgil angeredet wird, eingeschrieben hatte:

Oh degli altri poeti onore e lume,
Vagliami 'l lungo studio e 'l grande amore,
Che m'han fatto cercar lo tuo volume.
Tu se' lo mio maestro e 'l mio autore.

Vielleicht hat Goethe, wenn er dies las, eine bedenkliche Miene gemacht; doch wird er, wenn er die Worte des Buches las, womit ich das Capitel von Dantes Originalität schloß, wohl gewahrt haben, daß die Liebe, die ich für ihn selbst und seine Schöpfungen hegte, sich mit der Ehrfurcht vor dem großen Florentiner wohl vertrage. Sie lauten: „Dantes Zeitalter und die in ihm herrschende religiöse Ansicht waren nicht geeignet, zu der Heiterkeit der Kunst zu führen, die Kunstwerke späterer Zeit beseelt. Die Zeit Dantes war ernst, und der Drang nach Wissen stimmte noch ernster. Alle Kunst dieser Zeit trägt Spuren davon an sich. Dennoch haben wir bemerkt, wie Dante keinesweges sich in einen geist- und kunsttödtenden Mysticismus oder Trübsinn verlor. Nur zu dem Gipfel, auf welchem ein Raphael schwebt, dessen Sixtinische Madonna und Verklärung zugleich zu dem heiligsten Ernste und der höchsten Heiterkeit stimmen, weil sie ebenso ernst als heiter gedacht und gebildet sind, zu diesem Gipfel konnte er sich nicht erheben.“ Nicht ohne Bedenken bringe ich Dir jene Beiträge in Erinnerung, da seit jener Zeit so viel Bedeutenderes und Gründlicheres über den großen Dich-

ter geschrieben und bekannt geworden ist. Was ich mittheilte, sollte Dir nur sagen, daß die Liebe zu Goethe und die zunehmende Einsicht in seine Werke nicht ohne Einfluß blieb auf mein Thun und Schaffen. Daß ich Danten als Dichter behandelte, daß ich diesen in seiner großartigen Plastik fand — ich denke hier besonders an die „Hölle" — daß ich diese Plastik über sein Allegorisiren setzte und mich mit Unwillen von der frömmelnden Schwärmerei abwandte, in der man auch durch ihn, der so erhaben darüber stand, sich bestärkte, das verdanke ich Goethen. Es war mir Gewohnheit, nach der Lectüre einer mich ganz einnehmenden Dichtung gleich nach Beendigung derselben sie von vorn wieder anzufangen. Wenn ich so vom Paradiese an den ersten Theil des großen Gedichtes kam, war mir ganz wohl. Goethe würde vielleicht gelacht, aber mir beigestimmt haben, wenn ich mich äußerte, ich weile lieber in der Hölle als im Himmel. Und doch lag eine Ungerechtigkeit in dieser Äußerung. Dante ist so groß, daß er nur an und mit sich selbst gemessen werden kann.

Wenn ich — hier, da ich einmal bei meiner Schriftstellerei bin, greife ich freilich in eine spätere Zeit vor — als ich mich an Cicero wagte (in dem Buche „Cicero in seinen Briefen", 1835), mich an den großen Grundsatz Goethes hielt: „Über Abgeschiedene eigentlich Gericht halten wollen, möchte niemals der Billigkeit gemäß sein. Wir leiden alle am Leben. Nicht was sie gefehlt und gelitten, sondern was sie geleistet und gethan, beschäftige die Hinterbliebenen" — wenn ich, nicht einstimmend in das Gerede, in den Ton der Zeit, in dem Römer die Natur Ciceros verfolgte und wie diese sich unter den gegebenen Umständen entwickeln mußte, wenn ich den Jahrhunderten, in denen de

Name und der Ruhm Ciceros groß waren, ihr Recht und Gewicht zuerkannte, so verdankte ich dies wiederum dem, der in sich selbst das Maß fand, nach welchem der Schöpfer die Welt schuf, durch welches die Welt in ihrem Bestand erhalten wird. Aber auch in meiner täglichen Beschäftigung, meinem Berufe, wird, glaube ich, der Einfluß Goethes nicht zu verkennen sein. Mir lag besonders ob, meine Schüler in das classische Alterthum einzuführen. Wenn ich meine Leistungen hierin nicht hoch anschlagen kann, so darf ich mir doch das Zeugniß geben, daß ich in Goethes Sinn die mir vertraute Jugend für Homer, Sophokles und andre Genien zu erwärmen suchte, daß es mein tägliches Streben war, ihr den großen Grundsatz einzuprägen, den Goethe in den Worten ausspricht: „Ich kenne keine größere Anmaßung, als auf den Geist Anspruch zu machen, so lange der Buchstab nicht deutlich und geläufig ist"; daß ich die Jünglinge vor der Verkehrtheit warnte, in der man den einen Autor, wie eben der Geist der Zeit und die Mode es mit sich brachten, erhob, und dagegen den andern, in seiner Art ebenfalls verdienten, herabsetzte, ja mit Hohn behandelte.

Meine Liebe zu Goethe, meine Verehrung war eine aufrichtige, treue; sie hat sich ein langes Leben hindurch, bei gesteigerter Einsicht wachsend, erhalten und bewährt, trotzdem daß sich mir wiederholt der Gedanke aufdrängte, der große Meister zeige sich hie und da doch auch noch als Gesellen, und ich nur allzu sehr empfand, das Wort *homo sum, nil humani a me alienum* finde auch bei ihm seine Anwendung.

Es wird Dich gefreut haben, wenn Du lasest, daß Goethe Manchem, was ich über ihn schrieb, Beifall schenkte. Dieser wurde auch den Bemerkungen über

das neueste Heft von „Kunst und Alterthum“ [Band 5, Heft 1] zu Theil, die ich in der Form eines an einen Freund gerichteten Briefes i. J. 1824 im Litterarischen Conversationsblatt (Nr. 240) abdrucken ließ. Der Brief berührte vorzüglich die in dem Hefte vorläufig mitgetheilten Briefe Schillers an Goethe vom Jahre 1802, die mich in eine Zeit versetzten, in welcher sich mein Urtheil über beide Männer, freilich unter Irrthum und Unklarheit, zu bilden begann. Goethe las den Brief, und die Bemerkungen über meine frühere und spätere Zeit und Ansicht mochten ihn ansprechen. In dem folgenden Heft seiner Zeitschrift äußerte er sich über das von mir Mitgetheilte in einer Weise, die mich unsäglich erfreute, die meine Liebe zu ihm steigern mußte. Wenn ich früher zweifeln konnte, ob meine Gedanken, mein Urtheil über Goethe richtig, ob sie gegründet seien, so wurde mir jetzt eine Billigung von dem Meister selbst, der dem Verfasser jenes Briefes das Zeugniß gab, daß er die briefwechselnden Männer auf das beste verstehe. Und welcher schönere Lohn hätte meinem Bemühen, Goethen zu verstehen, werden können als die Worte desselben, „daß der unbekannte Freund seinen Muth bei dem schwierigen Geschäft einer Redaction seines Briefwechsels mit Schiller erhöhe, daß er dieselbe auch um seinetwillen beeile, und ihm zu Liebe in dem vorliegenden Hefte die eigenen Briefe an Schiller von 1802 abdrucken lasse“!

Da ich einige Male von Osnabrück aus an Goethe zu schreiben Gelegenheit genommen hatte, wie bei Übersendung der von mir aufgefundenen Fragmente von Justus Möser, von denen in Kunst und Alterthum die Rede ist (Band 4, Heft 2) — unmöglich konnte Goethe alles an ihn Gerichtete brieflich beantworten; wo ihm eine Zusendung bedeutend erschien,

bediente er sich jener Zeitschrift zur Erwiederung — so schrieb ich auch in meiner Freude über jene Äußerungen an ihn. Der Brief wird Manches von dem oben Gesagten in ein helleres Licht setzen; und deßhalb möge er hier eine Stelle finden.

„Auf die gütigen Worte, die Ew. Excellenz über einen von mir dem Conversationsblatt übergebenen Brief ausgesprochen, eine Erwiederung zu richten, habe ich lange angestanden. Doch hat das Gefühl des Dankes die Sorge überwogen, ich möge störend in Ihre, so würdigen Beschäftigungen gewidmete, Zeit eintreten. Denn das habe ich nicht gefürchtet, daß es unbescheiden scheinen möchte, wenn ich mir durch Erwiederung jene Worte aneignete. Sie waren ja zu diesem Ende von Ihnen geschrieben; und der, dem sie gewidmet wurden, weiß, daß unter Ihren mannichfaltigen großen Eigenschaften die Güte nicht die geringste ist.

„Die Schillerschen Briefe, die Sie dem Publicum mitgetheilt haben, erregten in mir augenblicklich das größte Interesse, indem sie mich in eine Zeit versetzten, die ich selbst, als junger Mensch in Jena studirend, erlebt, die nicht ohne bedeutenden Einfluß auf unsre Litteratur geblieben; ich meine die Zeit, wo die Brüder Schlegel, Schelling, Tieck und Andere ihre philosophischen und ästhetischen Ansichten entwickelten und der Welt vorlegten. Daß diese Männer weit gewirkt, daß sie ein Organ geweckt haben, dessen man bei Betrachtung der Kunst und ihrer Werke nicht entbehren kann, wer wird dieses leugnen? Aber ganz eigen war mir zu Muthe, wenn ich — und dies war schon lange vor der Bekanntmachung jener Briefe der Fall; nur daß diese mir über manches Unbestimmte größere Klarheit gaben — die gegenwärtigen

verworrenen Ansichten über Kunst und Poesie, die seltsame, unnatürliche Verschmelzung derselben mit der Religion, die Verwechslung von Gemüth und Geist betrachtete, und dann wahrnahm, daß die Anfänge von allem Diesen schon in der eben erwähnten Periode zu finden seien. Hier war es mir besonders auffallend, wie zu derselben Zeit, von denselben Männern Wilhelm Meister als eine Tendenz des achtzehnten Jahrhunderts dargestellt, und durch allerlei Mittel, selbst durch einen „Klosterbruder“, dann durch einen sehr stoffartigen Gegensatz von Antik und Romantisch die Kunst in eine untergeordnete Sphäre herabgezogen wurde; wie man das, was man Gemüth nannte, zum Richter über die höchsten Dinge einsetzen konnte, des Geistes uneingedenk, der in Wilhelm Meister weht. Es wäre gewiß keine unfruchtbare Mühe, wenn Einer die Gegenwart aus jener Vergangenheit zu entwickeln unternähme; man würde in dem Gange der Litteratur wie in einem Spiegel den manchmal belustigenden, manchmal mit Sorge erfüllenden Gang der Zeit wahrnehmen.

„Daß ich selbst in jener Zeit befangen war, daß ich mit geirrt, habe ich aufrichtig eingestanden. Wenn ich zu einiger Wahrheit und Cultur gelangt bin, wenn — um mich eines Gleichnisses aus Ihrem Lebensliede [1]) zu bedienen — nach langem, gemüth- und empfindungsvollen Genuß des Mondes derselbe mir auch in seiner Helle und Herrlichkeit erschien, so verdanke ich dieses zum großen Theile Ihnen, Verehrtester. In jener halbdunkeln Zeit wurde die Liebe zu Ihren Werken in mir geweckt und gegründet; ich genoß in denselben Vieles lange nur durch ein Medium, wel-

[1]) „Um Mitternacht“ überschrieben.

ches die Zeit bot. Aber eine treue Liebe, wie ich eine solche immer zu Ihren Werken, und — lassen Sie mich's hinzusetzen — „Gegen große Vorzüge eines Andern giebt es ja kein Rettungsmittel als die Liebe“ — zu Ihnen hegte, bleibt nicht ohne Lohn. Mir wurde allmählig klarer, was Sie gewollt, was Sie geleistet; und mancher Irrthum, manches Trübende schwand. Wie ich erkannte, daß Sie in jener oben erwähnten Periode hoch über der Zeit standen, mit der ich Sie verbunden wähnte, war es natürlich, daß ich mich über die eigne frühere Ansicht erhob, und so auf ganz einfache Weise „in eine Cultur hineinwuchs“, die, welches auch der Grad derselben sein mag, das Glück meines Lebens macht. Hoffentlich liegt noch eine Reihe von Jahren vor mir, die mich des Urtheils würdiger machen werden, welches Ihre Güte über mich gefällt. Zunächst, und wohl bald, denke ich Ihnen ein Werkchen über Dante vorzulegen, der auch von unsrer, an mißverstandner Religiösität und Kunst kränkelnden und diese vermengenden Zeit Unbilden erlitten hat, ein Werkchen, dem es zu Gute kommen wird, wenn es mir gelang, es nach Grundsätzen zu arbeiten, die ich aus Ihren Schriften zu schöpfen suchte.

„Obiges Ihnen zu sagen, war mir Bedürfniß; Sie werden das Gesagte nicht verschmähen. Wie groß meine Freude war, als das neueste Heft von Kunst und Alterthum mich in Stand setzte, Schillers Briefe mit den Ihrigen zu verschränken, brauche ich nicht zu sagen.

„Ihr Geburtstag naht wiederum; er soll auch diesmal, wie immer, von mir in Dank und ehrfurchtsvoller Liebe gefeiert werden. Gott erhalte noch lange Ihr theures Leben, und lasse es ein gesundes, heitres

sein! Er lasse einen Theil des Segens, womit Sie Ihre Zeitgenossen so reichlich überschüttet, und den die Nachwelt höher schätzen wird, auf Sie zurückfließen!

Mit der innigsten und tiefsten Ehrfurcht u. s. w.

Osnabrück, 21. August 1825."

Du wirst mir nicht Schuld geben, daß ich durch Schmeichelei mich in Goethes Gunst festzusetzen mich bemüht habe. Die wäre hier höchst unpassend und unglücklich gewesen. Vielmehr hütete ich mich, in dem Briefe das auszudrücken, wovon mein Herz doch voll war. Denn wie in Weimar war es mir noch immer unbegreiflich, daß man Goethen wie andre Dichter ansah, daß man bei der Schätzung desselben nur ein Mehr und Minder im Auge hatte. Ich sah ja in ihm den eigentlichen Genius Deutschlands, den, in welchem sich die ganze Bildung des Jahrhunderts concentrire, eine Bildung, gültig für die Gegenwart und für alle zukünftige Zeit. Schellings Worte, mit denen er in der Münchener Akademie Goethes Tod ankündigte, waren mir aus der Seele gesprochen: „Deutschland war bei aller Schwäche und innerer Zerrüttung groß, reich und mächtig an Geist, so lange der lebte, der die Herrschaft, welche er über die Geister ausübte, stets nur der Wahrheit und dem in sich selbst gefundenen Maß verdanken wollte, in dessen Geist und in dessen Herzen Deutschland für Alles, wovon es in Kunst oder Wissenschaft, in der Poesie oder im Leben bewegt wurde, eine letzte, versöhnende Entscheidung zu finden sicher war, so lange Goethe lebte."

Und diesen Mann hatte ich gesehen, nicht nur gesehen, hatte in seiner Nähe gewohnt, hatte mich mit

ihm unterhalten, Freundlichkeit von ihm erfahren; ich durfte an ihn schreiben und konnte überzeugt sein, daß mein Schreiben gütig werde aufgenommen werden. Wie oft, wenn ich auf meinen einsamen Spaziergängen der früheren Zeiten gedachte, rief ich in mir die zurück, da der Knabe in seinem dumpfen Sinne sich Stellen aus dem Werther oder dem Faust vorsagte, und kaum zu hoffen wagte, daß er den Mann, der solches schuf, mit Augen sehen werde!

Wie Goethe in früherer Zeit sich mir nachsichtig und gütig erwiesen, so war dies auch in der späteren der Fall; ich irre wohl nicht, wenn ich den freundlichen Empfang, den ich im Jahre 1828, da ich auf einer Reise nach Dresden einen Tag in Weimar verweilte, bei ihm fand, zum Theil mit auf Rechnung des mitgetheilten Briefes setze. Was ich darüber gleich nach der Heimkehr in frischer Erinnerung niederschrieb, füge ich hier an.

„Als ich am fünften Juli Vormittags elf Uhr in Weimar ankam, erfuhr ich sogleich durch meinen Neffen, der von Berlin her zwei Tage früher eingetroffen war, daß Goethe am Ort sei und sich wohl befinde. Das erstere hatte ich nicht erwartet, da Briefe von Jena mir gemeldet hatten, er werde der öffentlichen Trauer (der Großherzog Carl August war am 14. Juni gestorben, und die Leiche stand noch unbestattet im Römischen Hause) aus dem Wege gehen. Den ganzen Morgen hatten mich schmerzliche Gefühle bewegt; ich kam von Erfurt aus in das Land, in welchem ich mehrere Jahre, während deren Carl August in voller Kraft, geehrt, geliebt, waltete, gelebt hatte; gegen den Verstorbenen hegte ich stets die tiefste Ehrfurcht; und bei meiner Liebe zu Goethe war es mir sehr traurig, daß ein solches, daß dieses

einzige Band zerrissen war. Der dem achtzigsten Jahre nahe Greis betrauerte den jüngeren Freund und Fürsten, der ihm dreiundfünfzig Jahre hindurch so viel gewesen war. Diese Empfindung wurde durch die vielen Personen in Trauer, die mir auf der Heerstraße begegneten, genährt und gesteigert. Auch hatte die große Hitze mich angegriffen; ich war in der weichsten Stimmung. Um so erfreulicher war mir die Nachricht, daß Goethe in Weimar sei. Ich schickte sofort aus dem Gasthofe ein Billet an ihn mit der Bitte, er möge mir eine Stunde nennen, wo ich und mein Neffe ihm einen Besuch machen dürften; und sogleich erhielt ich eine schriftliche Einladung „zu einem stillen freundschaftlichen Mittagsessen um zwei Uhr" für mich und meinen Neffen. Mit meiner Reisegesellschaft machte ich nun einen Gang in den Park, der aber durch ein Gewitter gestört wurde. Um zwei Uhr fanden wir uns in Goethes Wohnung ein, die Niemand ohne das Gefühl betreten wird, daß sie dem Bewohner vollkommen gemäß sei. Das *Salve* auf der Schwelle des Zimmers, in dem er die Besuchenden empfing, stand noch da, wie ich es vor achtundzwanzig Jahren gesehn. Durch ein Vorzimmer traten wir in den Saal, dessen Tische und Repositorien mit Mappen, einzelnen Kupferstichen und Büchern besetzt und belegt waren; auch einigen Apparat zur Farbenlehre nahm ich wahr. In der Ecke am Fenster stand ein Abguß der kolossalen Büste der Juno Ludovisi; das nächste Zimmer, geschmückt mit der schönen Büste des Jupiter, bot denselben Anblick; an der Wand die Aldobrandinische Hochzeit; auf einer Staffelei stand ein Portrait Alexanders von Humboldt, von Tieck als Hautrelief in Gyps gearbeitet. Goethe war noch nicht da; ich fand im Zimmer den Oberbaurath Coudray und den Doctor

Eckermann. Bald trat Goethe selbst ein, und wie war ich verwundert über sein kräftiges Aussehn! Das Vogelsche Bild ist ähnlich; aber das Original trug weniger Spuren des Alters. Er bewillkommte mich sehr freundlich und stellte mich den Anwesenden als vormaligen Stadtgenossen vor. Nach und nach trat des Hausherrn Familie ein, sein Sohn, den ich von meiner Weimarischen Zeit her kannte, die Schwester von dessen Frau — diese selbst war abwesend — und der älteste Enkel, Walther. Endlich erschien noch mit seiner Frau der Hofmaler des Königs Ludwig von Bayern, Stieler, den der König schon im Mai abgeschickt hatte, um Goethen, und zwar in diesem Monate, zu malen. Die genannten Personen machten die Tischgesellschaft.

Ehe man sich setzte, kam ich mit dem Wirthe in ein Gespräch über die gegenwärtigen Bestrebungen in der Kunst und die der letztverflossenen Decennien. Er meinte, Irrthum müsse auch sein; aber es sei doch traurig, daß dreißig Jahre über den Verirrungen verloren gegangen. Meinem Bedauern, daß auch Männer, durch deren Talente und anderweitige Liebenswürdigkeit man angezogen werde, ein solcher Irrthum beherrscht habe, schien er beizustimmen. Ich überreichte ihm noch die Biographie meines Bruders Ludwig, den er vor zwei Jahren kurz vor seinem Hinscheiden freundlich aufgenommen hatte; mit Theilnahme hörte er von dem frühzeitigen Tode desselben.

Bei Tisch hatte er mich zu seiner Rechten, meinen Neffen an der andern Seite. Nun erkannte ich gleich die so praktische als angenehme Eigenheit Goethes: ich mußte ihm sofort von Osnabrück, den Menschen dort — gleich anfangs hatte er sich theilnehmend erkundigt, ob welche da seien, mit denen

ich Umgang pflegen könne —, der Regierung usw. erzählen. Natürlich kam ich auch auf Möser, und gern hörte er von dem ausgezeichneten Manne. Darauf wurde Zelters gedacht; ich erwähnte, wie glücklich mich die Abende in Berlin gemacht, wo derselbe mit einigen Gliedern der Singakademie frisch componirte Lieder von Goethe vorgetragen, unter andern die Generalbeichte. „Das waren gute Zeiten," sagte er; „da hatten wir noch Hoffnungen, da lebte Schiller noch." Dann: „Es war ein trefflicher Mann, ich habe nie ein leeres Wort aus Schillers Munde gehört." Er äußerte darauf seine Freude darüber, daß Schiller auch bei andern Nationen Anklang finde und Anerkennung; er erwähnte dabei eine Biographie desselben von dem Engländer Carlyle, die er jüngst gelesen. Dieser schiene Schiller ganz idealisch gefaßt zu haben. „Tacitus," sagte Goethe, „wollte das Bild eines großen Mannes entwerfen, und machte seinen Schwiegervater zum Repräsentanten dieser Classe." Dann wechselte das Gespräch vielfach — das Obige hatte Goethe meist an mich gerichtet —; es war von Gegenständen der Kunst die Rede. Meinem Urtheil über Danneckers Christus, den ich vor drei Jahren in Stuttgart sah, stimmte er bei. Der Hofmaler bemerkte, wie die Weimarischen Herrn sich so sehr über das schöne blaue Kleid seines Goethe gefreut haben; worauf ich den Wunsch äußerte, es möge demselben nicht durch irgend einen Unfall gehen wie, umgekehrt, dem schwarzen Kleide des ehrwürdigen Theologen, dessen die Farbenlehre gedenkt. Da erfuhr ich, daß dieser der durch sein unglückliches Ende bekannte Danovius gewesen. Dann kam das Gespräch auf Dampfschiffe, auf die Degensche Flugmaschine und Ähnliches. Auch an meinen Neffen wandte sich Goethe manchmal, fragte nach

seinen Studien und ließ sich von Berlin erzählen. Goethe schien mir mit Appetit zu essen und zu trinken, doch mäßig. Zum Schluß wurde Champagner servirt. Der Enkel, zu dem sich der zweite, Wolfgang, gesellt hatte, machte sich mit diesem an den Großvater, der beide mit Süßigkeiten des Nachtisches bedachte. Eine Enkelin, Alma, noch nicht jährig, sah ich beim Nachhausegehn auf den Armen der Wärterin, ein liebliches Kind; die Augen des Großvaters.

Nach Tisch war von einer auf Alexander von Humboldt geprägten Medaille die Rede, die mein Neffe von Berlin mitgebracht hatte und die nun mit dem Tieckschen Bilde verglichen wurde. Ich machte eine Bemerkung über die erstere, die mit der Ansicht Goethes übereinzustimmen schien, wie ich aus einem an Coudray gerichteten Worte schloß.

Dann nahmen wir Abschied, es mochte gegen fünf Uhr sein; Goethe reichte uns beiden die Hand, sehr freundlich und gütig. Beim Willkommen hatte er bedauert, daß ich gerade in den Tagen der Trauer in Weimar eingetroffen sei. Am 7. Juli begab er sich nach Dornburg, von welchem Aufenthalte wir so schöne Documente in dem Schreiben an Herrn von Beulwitz, in den an Zelter gerichteten und in dem Büchlein „Goethe in Dornburg“ von Sckell haben.

Der Eindruck, den Goethe auf mich machte, war der eines von dem Guten, das die Welt bietet, gesättigten Mannes, der sich aber den Fortgenuß desselben noch wohl gefallen läßt, den das Leid der Erde und der Zeit in der Theilnahme an allem Geistigen nicht gestört, vielmehr in rüstigem Schaffen bestärkt habe. Durch ein Zimmer, das voll von Gypsbüsten stand, unter denen ich die von Lord Byron bemerkte, wurden wir in den Garten geführt, aus welchem wir

in die Werkstatt gelangten, in der Stieler das Portrait Goethes aufgestellt hatte. Dieser war als ein Mann über die mittleren Jahre hinaus, in dem sich aber Spuren der früheren Zeiten finden, gemalt. Der Künstler freute sich, als ich die Bemerkung machte, es scheine seine Absicht gewesen zu sein, in diesem Bilde an dem Beschauer die verschiedenen Lebensperioden des Dichters vorübergehn zu lassen.

Dies war das letzte Mal, daß ich Goethe sah. Als ich von ihm schied, war es nicht in dem Gedanken, es sei ihm nur noch kurze Zeit für dieses Leben gegönnt. Ich hatte das Gefühl, welches ein Jenaischer Freund, der den Dichter kannte, um diese Zeit gegen mich ausgesprochen hatte: er könne hundert Jahre alt werden; so ungebeugt vom Alter erschien er mir. Und hätte er dieses Alter erreicht, er würde wie sein Faust, dem er ein Alter von hundert Jahren giebt, aus voller, großartiger Thätigkeit abgerufen sein, wie er im dreiundachtzigsten abgerufen wurde. Ein solches Bild von ihm nahm ich mit, da ich ihn verließ; und dieses Bild hat sich für alle Zeit mir eingeprägt.

Wenige Jahre nach jenem Besuche schied Goethe, und mit ihm der Letzte, freilich auch der Bedeutendste von denen, die dem kleinen Weimar einen solchen über Deutschland und weit über dessen Grenzen hinaus sich verbreitenden Ruf und Glanz verliehen, den keine Zeit tilgen wird.

Aus dem, was ich Dir von meinem Leben mitgetheilt, wirst Du abnehmen, welches Gewicht ich darauf lege, wie glücklich es mich macht, daß ich wenigstens noch die Abendröthe des glänzenden Weimarischen Tages gesehn und genossen habe. Du wirst es natürlich finden, daß die Erinnerung an die Zeiten, von

denen ich Dir berichtet habe, mein Alter erheitert und erquickt.

Jene Äußerung Goethes, die ich an seinem gastlichen Tische aus seinem Munde vernahm, er habe aus Schillers Munde nie ein leeres Wort gehört, hatte sich mir tief eingeprägt. Daher, als ich nach Osnabrück zurückgekehrt war, und Goethes Geburtstag herannahte, kam ich auf den Gedanken, ihm ein Manuscript zu schicken, dessen Inhalt wohl für eine Bestätigung jenes Wortes gelten konnte.

Meine Frau hatte eine Zeitlang in Weimar, wo sie unter Leitung der Sängerin Jagemann ihren Gesang ausbilden sollte, als Verwandte der Gattin Schillers, bei ihm gelebt. Er war ihr freundlich zugethan und unterhielt sich gern mit ihr. Aus solchen Gesprächen hatte die fleißige Zuhörerin Einzelnes, ihr besonders Merkwürdiges aufgezeichnet, Bemerkungen und Äußerungen, wenn er mit ihr spazieren gegangen war, den Thee getrunken, wenn er von seiner Arbeit aufgestanden.[1]) Diese Aufzeichnungen schienen mir bedeutend genug, um sie, mit Erinnerung an jenes Wort, Goethen zu senden. Wie sie aufgenommen worden, kannst Du in Eckermanns Gesprächen mit Goethe lesen [unterm 11. September 1828]; wie er denn ihrer auch in einem Briefe an Zelter (vom 9. November 1830) gedenkt. Du kannst Dir auch vorstellen, wie groß meine Freude war, als ich Eckermanns Bericht las;

---

[1]) Nach mündlicher Erzählung meiner Frau füge ich hier noch Eins hinzu, was mir charakteristisch in Hinsicht auf Schillers Stil dünkt. Wenn er an einer Tragödie arbeitete, bat er sie, sich an das Clavier in der Nebenstube, deren Thür geöffnet war, zu setzen. Dann rief er ihr oft zu: „Einen Marsch, Christel! einen Marsch!" Hört man nicht in so mancher Scene den ernsten, mächtigen Schritt des Marsches?

ich hatte Goethen zu einer höchst merkwürdigen Äußerung über sich und Schiller veranlaßt. „Das war ein rechter Mensch," sagte er; „und so sollte man auch sein! — Wir Andern dagegen fühlen uns immer bedingt. Wir sind Sclaven der Gegenstände, und erscheinen geringe oder bedeutend, je nachdem uns diese zusammenziehen oder zu freier Ausdehnung Raum geben." Eckermann setzt hinzu: „Ich bedachte diese merkwürdigen, auch mein eigenes Innere berührenden und aussprechenden Worte in meinem Herzen." Auch ich habe viel dabei gedacht. Hier nur so viel: Goethe würde, so scheint mir, ohne die Eigenthümlichkeit, die er hier ausspricht, tadelnd ausspricht, nicht der Dichter sein, der er ist, den wir bewundern.

An dem Tage, da mir die Kunde von Goethes Tode kam — *desiit esse mortalis*, drückt sich Riemer passend und schön aus — hatte ich Morgens das Gedicht „Metamorphose der Thiere" gelesen und dabei den Dichter selig gepriesen, der, da er die Natur und die Kunst in gleich großem Sinne durchforscht und, beide vermählend, dargestellt, sich zurufen konnte:

„Freue dich, höchstes Geschöpf der Natur, du fühlest dich fähig,
Ihr den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwang,
Nachzudenken" u. s. f.

In diesen Worten steht mir Goethe vor der Seele, der durch unermüdetes Streben dahin gelangte, daß die Kunst wie eine zweite Natur in seinen Werken erscheint. Und welche menschliche Schwächen und Fehler sich in seinem Leben kund geben mochten, — immer blieb das Bild des für die großartigsten

Zwecke ausdauernd thätigen Mannes lebendig fest in mir und wird es bleiben; des Mannes, der nach Schellings Ausdruck in allen innern und äußeren Verirrungen der Zeit wie eine mächtige Säule dastand, an der viele sich aufrichteten; wie ein Pharus, der alle Wege des Geistes beleuchtete. Wenn Einer, so durfte er mit seinem Faust in Überzeugung sprechen:

Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Äonen untergehn.

II.

Schillers Gespräche mit Christiane von Wurmb

in ihrer ursprünglichen Gestalt.

Weitere Mittheilungen über Schiller und seine Familie.

An das auf den letzten Seiten der Schrift „Goethe in meinem Leben" Berichtete wird sich die Mittheilung der dort erwähnten Gespräche Schillers mit Christiane von Wurmb, genau nach dem Manuscript der Verfasserin, passend anschließen. Das letztre besteht aus einer Reihe von losen Blättern vergilbten, brüchigen Papiers, die Abeken sorgfältig aufbewahrt hat; an Goethe schickte er jedenfalls eine Abschrift. Mit dem Originale konnte eine sehr frühe, von Abekens Schwester angefertigte Abschrift verglichen werden; sie bestätigte, daß in jenem der ursprüngliche Text vorhanden ist. Dieser stimmt nun nicht überall mit dem in Schillers Leben von Caroline von Wolzogen enthaltenen überein; nicht nur die Orthographie, sondern auch der Ausdruck ist oft verändert worden, und dadurch zuweilen auch der Sinn. Aus der ursprünglichen Gestalt sieht man deutlich, wie Christiane sogleich nach ihren Gesprächen mit Schiller bemüht gewesen ist, unbekümmert um die äußere Form die Gedanken des Dichters festzuhalten; daß sie niemals das ganze Gespräch, sondern nur einzelne Hauptgedanken daraus niederschreiben wollte, die aber deshalb nicht immer in engem Zusammenhange stehn. Es kam nun darauf

an, diese Fragmente völlig unverändert, mit allen Unregelmäßigkeiten zum Abdruck zu bringen; auf die wichtigsten Verschiedenheiten dieses und des später bekannt gewordenen Textes habe ich in Anmerkungen hingewiesen.

Die weiteren Mittheilungen über Schiller und seine Familie sind dem Tagebuche und dem Briefwechsel Abekens entnommen. Ein Brief der Kirchenräthin Griesbach in Jena zeigt deutlich den Eindruck, den der frühzeitige Tod des Dichters auf die nächsten Freunde machte.

Erinnerungen aus Schillers Gesprächen im Jahr 1801

als ich in Weimar war.

4Ten Feb.

Oft wird dadurch die Erziehung der Prinzen verfehlt, daß man zu genau und ängstlich auf sie acht giebt. Man blike in die Welt, alles was Großes da war, ward durch sich selbst, lernte frühzeitig seine eigenen Kräfte kennen. Dadurch das man den Prinzen eine allgemeine Bildung will geben, versäumt man eine bestimte. Man solte sich gewöhnen Prinzen nur eine Wißenschaft, Kunst oder Talent auf einmal studieren zu laßen[1]), aber ganz als wäre es der einzige Zwek. Man gebe ihnen nicht die leichteste Seite, sondern zeige ihn gleich das Große, Geistige des Ganzen, und laße ihn hier seine volle Kraft üben. Daß was zu leicht gemacht wird, lernen wir auch leichtsinig behandeln. Das Mänliche Alter verliehrt selten die Eindrüke der Jugend, und jede Schwierigkeit scheint uns unüberwindlich.

[1]) „bilden" setzt C. v. Wolzogen, dem Sinne nach richtig, zu „Talent"; es fehlt aber in der Handschrift. In ähnlicher Weise ändert sie im folgenden Satze „ihm" und „ihn" in „ihnen" und „sie" um.

15 Ten als ich mit Schiller allein Thee Trank.

Die ganze Weisheit des Menschen solte eigentlich darin bestehen, jeden Augenblik mit voller Kraft zu ergreifen, ihn so zu benuzen als wäre es der Einzige Lezte. Es ist beßer mit guten Willen etwas zu schnell zu Thun, als unthätig bleiben.

---

20 Ten als ich mit ihm im Park spazieren ging.

Darum Thaten die Alten mit ihrer Musik so erstaunliche[1]) Wirkungen, weil sie Einfach war. Ihre einzeln *Accorde* drangen ans Herz, und rührten. Ein gleichförmiger Ton kan den Menschen zum höchsten Grad von Anspanung Treiben, daher könen sehr reizbare Gemüther, nicht die gleichförmige Bewegung eines Handwerkers oder Mechanikus hören, und wie ungleich mehr muß es auf sie wirken, wen diese gleichförmige Bewegung in der Fülle von Harmonie geschieht.[2]) Wahrscheinlich ist dies der Grund warum man bei jeder Art von Einweihung z. B. in Freimaurer Logen diese Art von Musik erwählt, und warum die Alten ehe sie zum Zweikampf in die Schranken Traten, die Trompete in einzeln Tönen erschallen ließen.

---

21 Ten als ich erzählte wie sehr man eine Geschichte der Jageman verschlimmert hätte.

Es ist unglaublich schwer, und beinah möchte ich sagen ganz unmöglich etwas gesehenes,[3]) oder erzähltes ganz und grad so wiederzugeben, als man es

[1]) nicht: „erfreuliche". [2]) nicht: „vernommen wird". [3]) nicht: „Geschehenes".

gesehen oder gehört hat. Mit der schönsten reinsten Wahrheitsliebe, überlaßen wir uns öfters, ohne es zu ahnden unsern eigenen Gefühle. Und dieses oft liebenswürdige Gefühl für Recht und Unrecht, giebt nicht selten unsern Worten einen ganz andern Sin.

---

1 Ten März als ich mit ihn aus der *Comoedie* ging.

Wen man 30 Schauspiele sähe, und man fragte sich bei jeder vollendeten Vorstellung: Was hat der Dichter damit sagen wollen? was war seine Absicht sein Zwek? was war Gutes oder Schlechtes daran? wie hat er dieses oder jenes gehalten? Wen man sich so von jeder Scene Rechenschaft gäbe, so wäre es keine Frage das man am Ende das 31 Te selbst verfertigen könte. Und auf was für einen großen Grad von Vollkommenheit und Einsicht könte der Mensch nicht kommen[1]), wen er es mit allen was ihm begegnete, und was in seiner Seele vorginge, so machte.

---

3 Ten als ich von meiner *Lecture* den *Gibbon* erzählen muste.

Es macht einen Ungeheueren Eindruk wen man einen Blik auf die Geschichte wirft, wo sich eine halbe Welt herumdrehete, wo Künste und Wißenschaften blüheten, sucht der forschende Blik oft umsonst die Stelle wo alles dieses vorging. Berühmtes Troja niemand kan nur noch einen einzigen Stein von dir entdeken. Bei einem solchen Überblik fühlt man sich so klein und nichts Bedeutend, und doch empfängt

---

[1]) „und Einsicht" von C. v. W. ausgelassen; auch sonst kleine Änderungen in dem Satze.

der Geist einen neuen unsichtbaren Schwung, er fühlt eine Unendliche Kraft die auf dieser Spähre keinen festen Ruhepunkt faßen kan, sondern ins Unendliche gehet.[1])

---

5 Ten Als ich ihn Kaffee einschenkte.

Billigkeit ist eine schöne aber seltene Tugend. Oft die sanftesten Herzen fehlen am meisten dagegen. Weil sie mit Inigkeit und Treue an der liebenden Partie hängen, so flößt ihnen alles was dagegen ist, einen unwilkührlichen Wiederwillen ein und dieses ist ein Stein, wo so oft die Menschheit scheitert.[2])

---

6 Ten Bei Tische.

Der Mensch ist verehrungswürdig, der den Posten wo er steht, ganz ausfüllt. Sei der Wirkungskreiß noch so klein, er ist in seiner Art groß. Wie ungleich mehr Gutes würde geschehen, und wie viel glücklicher würden die Menschen sein, wen sie auf diesen Standpunkt gekommen wären.

---

8 Ten Als Ernst mich fragte mit einer wichtigen Miene wer den Gibbon geschrieben?

Der Geist des Zeitalters ist am deutlichsten an Kindern[3]) zu bemerken, wen wir Aufmerksam genug sind, darauf Achtung zu geben z. B. fragt jezt Ernst im 5 Ten Jahre wen er ein Buch liegen sieht, wer es

---

[1]) nicht „flieht". [2]) Hier ist der Ausdruck von C. v. W. mehrfach abgeändert, namentlich „liebenden" in „leidenden"; ersteres ist das Richtige und Bessere. [3]) nicht: „an den Kindern".

geschrieben hat. Vor 30 Jahren dachte man kaum im 11^{Ten} daran, genug das Buch war da, und man glaubte es müste so sein. Jezt giebt sich jeder Bediente mit *Lecture* ab, und schreibt am Ende auch wohl selbst, natürlich werden die Kinder hierauf aufmerksam.

9^{Ten}, als ich ihn ganz allein den Thee in seiner Stube bereitete, und er aufhörte zu arbeiten.

Es ist schwer und gehört ein Grad von *Cultur* und Vollkommenheit dazu, die Menschen so zu nehmen und nicht mehr von ihnen zu verlangen, als in ihren Kräften steht. Es giebt Gemüther die nie auf diesen Stein des Anstoßes gerathen, sie sind nicht zum Tiefer Denken gewöhnt, sie nehmen, genießen, und geben, weil es der Zufall so will. Hingegen bei andren Naturen, sobald der erste Jugendliche Traum verrauscht ist, wo alles in freudigen Lichte erscheint, wo man alles umfaßen möchte, und alles was da ist, sich dünket als wäre es um seinetwillen da. Sobald dieser süße Blik verschwunden ist, dan erscheint uns alles Ernster, der Mensch erscheint uns in anderer Gestalt. Wo wir sonst liebten, bewunderten, anbeteten — da sehen wir oft mit freiren Blik die Trüben Quellen. Es gehört ein Grad von Verstand, und ein weiches unverdorbenes Herz dazu, damit die Menschenliebe siegt.[1])

[1]) Der Verfasserin ist es hier schwer geworden, den Gedanken Schillers genau wiederzugeben. Unnöthig ist es jedoch, „freudigem" in „freundlichem" und den Comparativ „freirem" durch „freiem" zu ersetzen.

Den 13Ten als er mich in meinen Fleiß bestärken wolte.

Man solte sich gewöhnen den Gedanken fest zu faßen, daß man sich nicht bestrebte, weniges von vielen lernen zu wollen,[1]) sondern Weniges aber ganz. Was man anfängt, man fange es mit voller Seele, mit voller Kraft an, um desto eher ist es geendet, und ganz und mit voller Kraft kan man sich wieder einen andern Geschäfte widmen. Man würde weit mehr Zeit gewinnen, wen es nicht zur Gewohnheit geworden wäre, so viele Dinge als Nebensache zu betrachten die im Grund mit viel weniger Zeit aber ernstlich, beßer volbracht würden.

14Ten als der kleine Ernst sich fürchtete vor einen Hund ohne mich über die Straße zu gehen.

Man könte den Menschen zum halben Gott Bilden, wen man ihn durch Erziehung suchte alle Furcht zu benehmen. Nichts in der Welt kan den Menschen sonst unglüklich machen, als bloß und allein die Furcht. Das Übel was uns Trifft ist selten und nie so schlim, als das welches wir befürchten.[2]) Das Thier hat hierin den Vorzug. Der Ochse welcher zur Schlachtbank geführt wird, fürchtet nicht eher den Schlag als bis er Trifft. Und auf diesen Grad von Furchtlosigkeit solte der Mensch durch seinen klahren hellen Verstand gelangen. Er solte suchen das Übel aus dem Wege zu räumen, es aber nicht fürchten.

---

[1]) So im Original; gemeint ist natürlich: weniges von viele*m*. Die Flexionssilben sind aber, wie sich überall zeigt, mit großer Sorglosigkeit behandelt. — [2]) nicht: „befürchteten“; im Folgenden nicht: „einen Vorzug“.

15.) Als sein kleiner Sohn mich fragte, was im Winde sei, und ich es ihm erzählte, daß ich ihn an Vater gewiesen.

Man solte es sich zur heiligsten Pflicht machen dem Kinde nicht zu früh einen Begriff von Gott beibringen zu wollen. Die Forderung muß von Innen Heraus geschehen, und jede Frage die man beantwortet ehe sie aufgeworfen ist, ist verwerflich. Man sagt dem Kinde öfters im 6—7[Ten] Jahre etwas vom Schöpfer und Erhalter der Welt, wo es den großen schönen Sin dieser Worte noch nicht ahnden kan, und so sich seine eigenen verworrenen Vorstellungen macht. Entweder verhindert man durch dieses zu frühe Erklähren den schönen Augenblik des Kindes ganz, wo es das Bedürfniß fühlt, zu wißen, woher es komt, und wozu es da ist — oder komt er ja, so ist doch das Kind schon so kalt durch seine vorhergegangenen Ideen geworden, daß man ihn nie wird die Wärme einflößen könen, die es gefühlt haben würde, wen man ihm Zeit bis zu diesen entscheidenden Augenblike gelaßen hätte. Und das Kind hat vielleicht seine ganze Lebenszeit daran zu wenden um jene Irrigen Vorstellungen wieder zu verliehren oder wenigsten[s] zu schwächen.

16[ten] Auf einen Spaziergang nach Ober Weimar.

Ein frohes heiteres Gemüth ist die Quelle alles Edlen und Guten, das Gröste und Schönste, was je geschah floß aus einer solchen Stimmung. Kleine düstre Seelen die nur die Vergangenheit betrauren, und die Zukunft fürchten, sind nicht fähig, die heiligsten Momente des Lebens zu faßen, zu genießen, und zu wirken, wie sie solten. Erinnerung scheint ihnen nicht süße und Zukunft nicht Tröstend.

18Ten als er mich in meiner Stube nähend fand.

Es ist ein eigen seltsam Ding, um die gelehrten Frauen! Wen sie einmal den ihnen angewisenen Kreiß verlaßen, so durchfliegen sie mit schnellen ahndeten [1]) Blik unbegreiflich rasch die höhren Räume. Aber dan fehlt ihnen die starke anhaltende Kraft des Mannes, der Eiserne Muth jeden Hinderniß ein Ernstes Überwinden entgegen zu sezen, um fest und unaufhaltsam in diesen Regionen fortzuschreiten. Das schwächere Weib hat seinen ersten schönen Standtpunkt verlohren — sie kan nicht mehr zurük, und wird entweder zur Eitlen Thörin — oder Unglüklich. Und selbst die Himmlische Kunst! was kan sie den zarten Weibe bieten, daß diese nicht sich unbewust, in stiller Thätigkeit, in stiller Übung ihres hohen heiligen Berufs in liebender Brust fände? — Und selig der Man der ein solches Kleinod zu schäzen weiß, und die Freundin seines Herzens, bei Arbeiten und häußlichen Beschäftigungen sucht, um sich an ihren Anspruchslosen Talenten von seinen Mühevollen Streben zu erheitern.

20Ten

Der Mensch solte sich gewöhnen, und es sich zum festen Geseze machen, keinen Tag hingehen zu laßen, ohne, wäre es auch nur auf eine Viertelstunde [2]), seine ganzen Seelen Kräfte zu üben, und sie auf einen Einzigen Punkt zu richten.

---

[1]) Die Verfasserin hat „ahndendem" schreiben wollen.
[2]) „auf" ist ohne Noth gestrichen, das Folgende ohne Noth in „seine ganze Seelenkraft" geändert.

21[ten] Als ich den Wunsch geäußert hatte, so wie die Jageman singen zu könen.

Man solte beinah behaupten das Neid der Menschlichen Natur eigen sei (doch versteht sich nicht jener gemeine niedrige welcher so Tief herabwürdigt) Schon die Bewunderung einer Kunst, Talent, oder was es sei, führt gewöhnlich den leisen Wunsch mit sich es auch zu besizen. Und durch gute Erziehung ist dieses Gefühl gewiß ein großes Mittel die Menschlichen Kräfte zu einer[1]) Volkommenheit zu erheben.

22[ten] Beim *Soupée* über die Uneinigkeit der Schauspieler.

Auf einer viel höhern Stufe würde die Menschheit schon stehen, wen alle vereinten Kräfte einen Zweck hätten, wen nicht so viel verschiedenes *Interesse* sie Trente. Wie hoch könte Kunst und Wißenschaft gestiegen sein würde sie nicht oft durch Sclaven Seelen um Gold und Fürsten Gunst feil gegeben.[2])

23[ten]

Geseze sind der Menschheit wohlthätig, mit ihnen ist der Mensch beßer und sanfter geworden. Ein großer nicht zu berechnenter Schritt zur Veredlung ist geschehen[3]), daß die Geseze Tugendhaft sind, wen freilich auch noch nicht die Menschen. Den[4]) wo keine Strafe ernst entgegen Tritt, und kein Gewißen mit seinen

---

[1]) „gewissen" fehlt im Original. [2]) Die Fassung des Schlusses ist bei C. v. W. abgeschwächt. [3]) „dadurch" fehlt im Original. [4]) „Den" (denn) dürfte nicht gestrichen sein, da der Satz den vorhergehenden begründen soll.

Forderungen zügelt, halten jezt die Geseze der Ehre und des Anstandes in Schranken.

---

24 Ten

Es ist nicht zu berechnen welchen Vortheil wir hätten, gewöhnten wir uns bestimt eine Stunde des Tages mit Inniger Aufmerksamkeit auf unser Herz, Kräfte, Schwächen, und Neigungen zu richten. Haben wir nur erst die Kentniß von unsrem Innern, dan ist ein Ernster, ja beinah der schwerste Schritt zur Vervollkomung geschehen.

---

25 Ten als ich Thee einschenkte.

Wie selten benuzen und ergreifen die Menschen, aus Leichtsin, die köstlichen Augenblike mit voller heißer Seele, die nur einmal kommen, und unbenuzt einen Tiefen Stachel in die Seele drüken.

---

25 Ten

Zwei Sachen gehören zur Bildung des Verstandes ohne welche kein fortschreiden möglich ist. Ein ernstes Einsammeln von Kentnißen, und eine stete Übung der Kräfte.

---

26 Ten Beim Thee.

Man solte so früh als möglich junge Leute gewöhnen ihre Gedanken und Gefühle auszusprechen, den diese Mittheilung ist eine Aufforderung zum ernsten Nachdenken. Mittheilung macht unsere oft ahndeten[1]) Ge-

---

[1]) Die Verfasserin hat, nach der damaligen Schreibweise, „ahndenden" im Sinne gehabt. Schiller spricht offenbar von ahnenden, nicht von geahnten Gefühlen, wie C. v. W. es auffaßt.

fühle, Hell, deutlich, und allgemein. Wir gewöhnen uns früh zu reden und zu hören, unsere Ideen entwiklen sich schneller, unser Urtheil wird sicherer, und wir gewöhnen uns schnell das Große Ganze eines Gegenstandes, mit voller Seele zu umfaßen.

---

27 Ten

Der Mensch ist immer schäzenswerth der einen Bestimmten Gegenstand ganz und mit heiterer Seele ergreift.

28Ten. Als ich Thee einschenkte, und ich von meiner *Lecture* des Gibbons erzählen muste.

Es ist sonderbar das Deutschland nie sein Glük durch Waffen machen konte — vielleicht ist es ein Beweiß, das die Deutschen einen zu Ehrlichen graden Sin besizen, desto mehr blüheten von langer Zeit Künste und Wißenschaften, und jede Veredlung zärterer Gefühle. Selbst diese[1]) Nachahmungssucht ist löblich. Er prüft und untersucht mit strengen Ernste jedes Fremde, und das Beßere steht am Ende immer oben.

1Ten Aprill im Park beim Römischen Hauß.

Es komt am Ende bei unsren Gefühlen, immer auf die Vorstellung unsrer Seele an; und das ist ein Beweiß welche hohe unaufhaltsame Kraft darinn liegt. — Der reizenste Anblik einer herrlichen Natur ist nichts für einen Traurigen Sin, und eine Wüste schafft sich ein heiteres liebendes Herz zum Himmel. Unser Schmerz

---

[1]) „Diese“ (nicht „seine“), sowie das folgende „Er“, weist auf eine Wendung des Gesprächs hin, die hier nicht ganz vollständig wiedergegeben ist.

und Freude, Glük und Unglük, hängt oft von der Stimmung unseres Geistes, und auch von unserer Bildung ab. Auf verkehrte Menschen wirkt auch das Schönste, Beste, und Erhabenste verkehrt. Beßere und Hellere wißen auch dem Schlechten eine gute Seite abzugewinnen.

2Ten Beim Kaffee.

Es ist ein großer Stein des Anstoßes, besonders der Frauen, mit ihren leicht gereizten Gemüthern, daß sie ihre Forderungen nicht mäßigen, und ihrer Einbildungskraft zu weiten Spielraum geben. Der Mensch stellt sich vor seine Seele ein Ideal, und sinkt ermattet in die Wirklichkeit zurück, wo er doch so viel sein könte, und solte.

3Ten Als ich mich fürchtete in Rudolst. zu singen.

Ernster guter Wille ist eine große die Schönste Eigenschaft des Geistes. Der Erfolg liegt in einer höhern unsichtbaren Hand. Nur die Absicht giebt den Aufwand von Kräften Werth. Und so erheben wir uns über den Lob[1]) und Tadel der Menschen.

4Ten

Es giebt Menschen die immer studieren immer lernen, und im Grunde auch viele Kentniße haben aber es liegt im dunklen Schleier[2]) gehüllt, und es fehlt ihnen an Klarheit, das eingesammelte ins Leben übertragen zu können, wodurch doch allein alles Wißen erst Werth bekomt.

---

[1]) So in der Handschrift. [2]) Nicht: sie liegen in einen dunklen Schleier.

5Ten

(Das feste Grundsäze und Tugend kein Traum sei, ist, das viele Menschen alle ihre Kräfte aufopfern, um uns durch ihren Schein zu blenden.)[1]

Daß feste Grundsäze und Tugend unter den Menschen wirklich und kein Traum sei, beweist[2]), das so viele alle Kräfte aufbieten, uns wen auch nur mit den Schein derselben zu blenden.

6Ten.

Wen sich die Menschen die Mühe nehmen wolten, nur erst alles Schlechte und Gemeine aus den Wege zu räumen, so würden sie weiter kommen, als wen sie mit heißen Armen alles Schöne gleich umfaßen möchten und Muthlos zurükkehren, wen es sich ihnen entzieht.

7Ten

Es ist ein ungeheueres Nahmenloses Gefühl, wen das Innere seine eigene Kraft erkent, wen es klahrer und immer klahrer[3]) wird, sich alles glänzend unterscheidet, und unser Geist sich fest und stark erhebt. In uns fühlen wir alles, die Kraft strebt zum Himmel empor und findet um sich kein Ziel.

8Ten

Es sind die kleineren engern Gemüther die so gern jeden verdienten Kummer mit den Nahmen eines unerbittlichen Schiksals bezeichnen.

---

[1]) Diese erste Fassung ist im Original durchgestrichen.
[2]) Die Worte „der Umstand" hinter „beweist" fehlen im Original.
[3]) „in ihm" fehlt im Original; dagegen sind die Worte „sich alles glänzend unterscheidet" von C. v. W. mit Unrecht ausgelassen.

10Ten

Es ist ein großer Augenblik des Lebens, wo der Jüngling über seine künftige Bestimmung entscheidet, wo er sich den eigenen Lebensweg wählt, wo ein Mächtiger Entschluß, den jungen vollen Geist ergreift, wo ihm alles zu eng ist, und er in die Wolken flieht um einen Ruhepunkt zu finden.

Weitere Mittheilungen über Schiller und seine Familie.

(Aus Abekens Tagebuch und Briefwechsel.)

Zu den „Gesprächen“ Schillers mit Christiane von Wurmb.

Schiller, bei dem meine Frau eine Zeit lang lebte, sagte ihr öfter: „Christelchen, wenn ich jährlich 100 Thaler mehr an Einnahme hätte, solltest Du nicht Hofdame sein.“

Durch Schillers Leben, auch durch das gewöhnliche des Tages, zieht sich ein hoher sittlicher Ernst, was die Verfasserin seiner Biographie (Frau von Wolzogen) vortrefflich aufgefaßt und dargestellt hat. Diesen Eindruck machte sein ganzes Wesen, wenn man ihm nahe war. Hier ist er von Goethe verschieden; nicht als ob der eigentliche sittliche Kern in diesem geringer gewesen wäre; in dem Beiwesen, dem Zufälligen, dem Tageleben war er laxer. Es konnte einem vorkommen, als wenn der große Genius seinen eignen Weg ginge, während das übrige Menschliche von ihm unbeachtet spielte und keine Schranke achtete. Er hat sich klar gezeichnet in den Worten:

. . gerade jene Kleinigkeiten
Außerhalb der Grenze des Gesetzes
Sind das Erbtheil, wo er übermüthig,
Selbst im Kummer lustig, sich beweget.

Das Wort: „Der Mensch gewinnt, was der Poet verliert" ist ein sehr gewichtiges und läßt in Beziehung auf Schiller und Goethe eine reichhaltige Anwendung zu.

Goethe hätte dem einsichtigen Publicum kein größeres Geschenk machen können, als mit den Briefen Schillers. Wie schwinden die Urtheile auch sonst gediegener Kritiker gegen die Schillerschen über den Wilhelm Meister! Es ist doch eine Wonne, den ächten Künstler über ein ächtes Kunstwerk zu hören. Wenn man auch sonst Schillern nicht liebte und ehrte, man müßte ihn in diesen Briefen auf das höchste lieben und ehren. Da ist Gemüth, da ist wahrer Adel! Wenn man jene Briefe über den Wilhelm Meister aufmerksam liest, dann erkennt man, wie viel dieser einzige Roman — er steht wirklich in der Welt einzig da — Schillern zu verdanken hat; und schon dies Eine ist ein großes, sehr großes Verdienst. Ich möchte ein zweites Beispiel einer solchen Kritik und einer solchen Wirkung der Kritik sehen! Was Goethe im 165. Briefe von der Aufnahme eines Kunstwerks sagt, was er wünscht, das ist von Schiller in einer Weise erfüllt, die fast zu vollkommen für diese Welt ist.

Die Freundschaft zwischen Schiller und Goethe ist noch gar nicht nach ihrem ganzen Werthe gewürdigt worden.

In den vortrefflichen Briefen, mit denen Schiller die Korrespondenz mit Goethe eröffnet, erregt doch eine Stelle mir Anstoß. „So wie Sie von der Anschauung zur Abstraction übergingen, so mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umsetzen, und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch

diese das Genie hervorbringen kann." Sollte es so, ich möchte fast sagen, mechanisch bei Goethe zugegangen sein, bei ihm, der eine wahre Dichternatur ist? Schiller ging hier wohl zu sehr von Beobachtungen aus, die er in ähnlichem Falle an sich selbst gemacht hatte.

Der Herausgeber des litterarischen Nachlasses der Frau von Wolzogen sagt in der Vorrede: „Man wird in den Briefen an die beiden Schwestern das psychologische Problem finden, im Reiche der Geister das durchzuführen, was die Volkssage vom Ehebett des Grafen Gleichen erzählt." — Das ist schon zu viel gesagt, und Karl Hase hätte besser gethan, wenn er kein Wort über dieses zarte Verhältniß gesagt, den Leser ganz unbefangen gelassen hätte. Schiller findet zum ersten Mal — Minna und Dora widerlegen mich nicht — volle Befriedigung seines Herzens und Geistes im Umgang mit Frauen. Er ist ganz glücklich, und dieses Glück ist so inniger, heiliger Natur, daß er es selbst seinem Freunde Körner zu vertrauen Scheu trägt. Caroline, die ältere Schwester, ist ihm dem Geiste nach am meisten verwandt; sie ist verheirathet, doch nicht glücklich; sie kann nicht die Seine werden, wohl aber Charlotte, die jüngere, die eine Caroline werden kann, der er von Herzen zugethan ist. Sie wird seine Gattin. Die Schwestern lieben sich auf das zärtlichste; die hoch geistige Freundschaft Schillers zu Carolinen dauert; von Neid kann bei diesen Schwestern nicht die Rede sein. — Das ist Alles, und freilich viel. Schiller selbst spricht dies in dem Briefe vom 15. November 1789 aus. Mehr hätte man nicht sagen sollen.

Schiller ist doch ein ganz einziger Mensch. Ein Verhältniß wie das berührte existirte vielleicht nie

in der Welt, wenigstens wurde es wohl nie so durchgeführt.

Was in Journalen und Zeitungen dem Publicum alles geboten wird! Jetzt machen die Karls-Schüler ihre Runde, ein Product, in welchem Schillers edle Gestalt zu einem Dolmetscher der Zeitstimmung mißbraucht wird.[1]) Nun soll die Verwandte und Vertraute Schillers in ihrem hohen Alter sich sehr günstig über dieses Schauspiel geäußert haben. Die Freundin und Pflegerin der Frau von Wolzogen, die nicht von ihrer Seite kam, schreibt mir: „Über die Karls-Schüler, die ihr vorgelesen wurden, hat sie sich nicht sehr günstig geäußert; sie fand Vieles falsch und zu breit ausgesponnen."

H. schreibt mir mit Entzücken von einem Portrait Schillers, das Körner durch Graff malen ließ. Schön und ähnlich, wenn auch nicht mit solcher Kunst gefertigt, ist das Bild vor der Ausgabe der Werke von 1835. Es ist nach einem Gemälde einer Künstlerin, wenn ich nicht irre, Scymanowicz [Simanowiz], die Schiller während seines Besuchs in Stuttgart 1793 malte. Er schenkte es Griesbachs, als er deren Haus verließ. Neben diesem Bilde sah ich Schiller selbst (1801); das war ein schöner Abend. Schiller, der damals an Goethes Beschäftigung mit den Farben großen Antheil nahm, ließ sich von der Griesbach farbige Glasteller geben, durch die er einige Erscheinungen der physiologischen Farben zum Vorschein brachte. — Wie liebenswürdig war Schiller in Gesellschaft!

---

[1]) Abeken schrieb dies i. J. 1847.

Es ist von Bedeutung und interessant, Lotte von Lengefeld, Schillers nachmalige Gattin, über Goethe urtheilen zu hören, und zwar in einem Briefe an Schiller vom 28. Dezember 1788, dieses unbefangene, dem Eindruck der Gegenwart offene Mädchen; dann in Briefen vom 5. und 25. Februar 1789 Schillern gegen die Schwester. In dem Briefe Lottens heißt es: „Daß Sie Goethes Theilnahme an dem Schicksal Anderer haben kennen lernen, freut mich; er hat so etwas Zutrauenerweckendes in sich, daß ich ihm alles sagen könnte; ich habe mich schon oft gefreut, wenn ich hörte, wie er sich für das Wohl Anderer interessiren kann." Die Äußerungen Schillers über Goethe unterdrückte Caroline auf meine Vorstellung, als sie die Biographie Schillers herausgab, 1830, da Goethe noch lebte.

Goethe äußert sich irgendwo über Schillers Maria Stuart als über ein vor seinen andern Tragödien vorzügliches Werk. Ich muß gestehen, daß ich das nicht begreife. Was die Form betrifft, so stehen andre wohl eben so hoch. Aber der Inhalt! Wie konnte Goethe diese Elisabeth ertragen, die in der Zusammenkunft mit Maria wie ein gewöhnliches — ich mag keinen stärkeren Ausdruck brauchen — spricht! Wie konnte er, dem das Maß über alles ging, die Worte Marias ertragen: ‚Den König, meinen Gatten, ließ ich morden.'" Ich denke, jene Äußerung Goethes findet sich in Eckermanns Gesprächen, und dieser hat nicht richtig aufgefaßt. Ich hörte einmal Wielanden über die Maria reden; der empfand, nach meiner Ansicht, sehr richtig.

„Mir ist es immer ein unaussprechliches Vergnügen, mich im möglichst kleinsten körperlichen Raum im

Geist auf der grossen Erde herum zu tummeln." Schiller an Lotte, 27. November 1788.

Symbolisch genommen, für Schiller höchst charakteristisch, besonders in Vergleich mit Goethe. Wie wenig von Stoff und Material der Welt gegen diesen hatte jener an sich heran und in sich hinein gezogen!

Der Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller vom October 1799 bis zu Schillers Umzug nach Weimar gewährt ein eigenthümliches Interesse. Bis dahin die Freunde mit dem Bedeutendsten, Schwierigsten, Erhabensten beschäftigt, mit einer Thätigkeit, die in Erstaunen setzt. Nun tritt das Menschliche, Herzliche hervor. Wie groß ist Schiller in seiner Noth, wie edel Goethe als theilnehmender Freund! Es erfreut mich, in diesen Briefen der wackern Griesbach so ehrenvoll gedacht zu sehen. Sie erzählte mir oft von dem traurigen Zustande der Schiller, und wie der Gatte sich so theilnehmend, so sorgsam bewiesen; ohne Schuh an den Füßen habe er sich ihrem Lager genaht. Einst, so erzählte sie mir ein andermal, bekam der kleine Ernst Krämpfe; er mußte an die freie Luft, es war Nacht. Schiller nahm das Kind auf seine Arme, that das Fenster auf und hob das Kind in's Freie hinaus. Es war Mondschein. Die Griesbach war erstaunt, als sie auf das Kind blickte; es war der Vater *en miniature*. Jene kleine Caroline, deren Geburt der Mutter so theuer zu stehen kam, ist nun auch schon abgeschieden. Ich gedachte oft ihres Geburtstages; es war der 11. October 1799. An diesem Tage kam ich in Jena an, um da zu studiren, damals nicht ahndend, in welche Verbindung ich mit der Schillerschen Familie treten sollte.

Über seinen ersten Besuch bei Schiller schrieb Abeken als Jenenser Student an seine Schwester in Osnabrück am 10. Januar 1802:

Eine recht vergnügte Stunde hatte ich noch denselben Tag (27. Dezember 1801) in Weimar. Griesbachs hatten mir einen Brief an Schiller mitgegeben, den ich überreichte, worauf ich sehr artig und freundlich aufgenommen ward. Mein Freund Voß ging auch zu ihm, und so brachten wir wohl eine Stunde dort zu. Du glaubst gar nicht, was für ein freundlicher, wackerer Mann der Schiller ist. Gegen Leute, die ihn überlaufen, um nur die Ehre haben zu wollen, den großen Schiller zu sehen, mag er wohl ein wenig steif sein; aber sonst ist er das im mindesten nicht. Ich war mit ihm schon einige Male bei Griesbachs in Gesellschaft gewesen, und er hatte sich nachher meiner noch erinnert und bei Griesbachs nach mir gefragt; so konnte ich dreist zu ihm gehen, und es hat mich nicht gereuet. Als ich wieder nach Jena kam, hatte ich noch eine große Freude. Die Hofräthin Schiller schrieb an die Griesbachen: Sie hätten uns noch einladen wollen, um den Abend bei ihnen zuzubringen, als sie einen unerwarteten Besuch bekommen hätten. Wir sollten das zu Gute behalten. Du siehst, daß der, der bei Griesbachs gut angeschrieben ist, einen Paß hat, mit dem er allenthalben durchkommen kann. Wie viele Freude habe ich nicht diesen guten Leuten zu verdanken!

Von Interesse ist ein Brief der Frau Griesbach an Abeken aus d. J. 1805, in welchem sie über den Tod

Schillers berichtet. Abeken, damals in Berlin, hat den Brief sorgfältig aufbewahrt; ich gebe ihn, mit Auslassung einiger unwesentlichen Stücke, genau nach dem Originale wieder.

„Wie sehr wünschte ich Ihnen einen recht erfräulichen Brief schreiben zu kennen, um Ihnen dadurch die Freude zu lohnen welche Sie uns immer durch Ihre Briefe machen aber leider war ich schon am 28ten Aprill und auch vorher schon am 16ten in so Trauricher stimmung das ich alle mühe hatte, die Theilnahme unserer Freunde mit einen freundlichen Gesicht auf zu nehmen jeden Augenblick befürchtete ich mein verhaldener Gram würde sich in einen Tränenstrom auflösen, und ich wolde doch, meines Griesbachs wegen heider sein, er hatte mir den schönsten Rosen Stock vor meine Stubenthür setzen lassen, den es glaube ich jemahls gegeben hat seit es Rosen Stöcke giebt, und den ich also am 28 früh morgens zuerst erblickte. Den 16ten als an unseren Hochzeittage kam der gute H. Voß zu uns und sagte uns daß er nun auch nach Heidelberg ginge. Dis war nun schon an und für sich für uns traurich genug, es kam aber darieber noch so manches zur Sprage, was wir immer einer aus schonung für den andern und in Hoffnung besserer zeitten, in uns verschlossen hatten, ich darf mir Griesbachs Stimmung gar nicht teutlich denken wenn ich Fassung behalden will für die gewöhnlichen Geschäfte des Lebens. In dieser stimmung dachten wir nur immer wenn wir nur einmahl nach Weimar kommen könden zu Schillers, ich verhartte besonders darauf daß eine Unterhaltung mit Schiller für Griesbach tröstlich und beruhigent sein würde und

wir strebten jeden Tag danach nieber zu kommen, und immer hielt uns das schlechte Wetter ab. Denken Sie Sich lieber Abeken unseren Schmerz, wir hörten Schiller sey wider krank er hätte ein Brust Fieber, Fröring war hier und reiste den Mittewoch früh heute vor 8 Tagen nach Weimar ich bath ihm er möchte in unseren Nahmen sich bey Schillers erkundigen lassen und mir noch den Abent Andword wissen lassen ich erhielt auch Nachricht das er noch sehr krank sey und daß die Schillern wünscht mich zu sehen, ich konde ja nicht das Schlimmste fürchten, ach ich kan es ja jetzt kaum glauben daß das Schreckliche geschehen ist. Den Freytag früh erhielten wir die Traurige Nachricht, ich fuhr gleich nieber um die arme Schillern zu sehen und auch die Hülle des Edelsten Geistes noch ein mahl an zu rüren, ach ich fand sie schon fast ganz zerstört. An diese Reise werde ich Zeitlebens denken mit zerrissenen Herzen ging ich aus Jena denn Griesbach war so tief betrübt und weinde um seinen Endschlafenen Freund wie ich ihn noch nie weinen sahe, ich wär gerne hier geblieben und doch zogs mich nach Weimar und Griesbach selbst trieb mich fort, ich reist den Mittag um 1 Uhr nieber und kam in der Nacht um 12 Uhr zurück., villeicht hat Ihnen unser geliebter Heinrich Voß auch schon geschrieben. Der Arme ist auch ganz von Schmerz nieder gedrückt, würklich könde ich sagen er und wir gehören mit zu den eigentlich Leittragenden denn auser seinen Verwanden kanden ihn nur wenige so wie w i r, freylich sind Dausente die ihn Bedauren und Beweinen werden aber die meisten denken sich den Grosen Mann wir aber Beweinen den Guthen.

Ich kan nicht an unseren Detlefsen schreiben, ich kan jetzt noch nichts andres denken. Danken Sie ihm in meinem Nahmen für seine Theilnahme an meinen Gebuhrts Tage, erhalden Sie beite mir ferner Ihre Liebe ich bedarf sie mehr als jemahls. Auch den guten Willhelm Voß grüßen Sie aufs freundlichste von uns er wird gewis auch jetzt in Gedanken oft bey uns sein. Das Wetter steht die Zeither immer in Harmonie mit der Stimmung unserer Gemühter und mein Armer Mann hat dabey immer auch Körperliche Plagen zu ertulten er hat gestern angefangen zu Lesen es geht doch das er zu Fuhse in die Stadt gehen kann. —

Ich bin wie immer Ihre Freundin

F. Griesbach.

Jena den 15ten May 1805."

Sehr erfreute mich gestern[1]) ein Brief von Schillers ältester Tochter, Caroline Junot. Sie schreibt von Schillers Enkel, dem einzigen, der den großen Namen vererben wird. Er ist in Österreichische Dienste getreten: „Es ist der Geist des Wallensteinischen Heeres, der ihn beseelt." Der Oberst, Graf *Bellegarde*, dem der junge Schiller empfohlen war, schreibt: „Se. Excellenz, der Graf *Fiquelmont*, dem die dargebotene Gelegenheit, das Andenken des großen Mannes in seinem Enkelsohn zu ehren, sehr erwünscht ist, hat mittelst Befehlschreiben die Aufnahme desselben angeordnet. Ich brauche nicht zu versichern, wie sehr ich die Meinung theile, daß ein so berühmter Name und der Enkel des unsterblichen Mannes in Deutsch-

[1]) 11. Dezember 1845.

land jede thunliche Rücksicht verdiene, und wie sehr ich Alles aufbieten werde, dem jungen Schiller den Eintritt in den von ihm selbst gewählten Stand zu erleichtern, und seine Lage möglichst angenehm zu stellen."

Aus einem Briefe von Emilie von Gleichen, Schillers jüngster Tochter. Meiningen, 7. Mai 1847.

„So eben kommt meine gute alte Tante Reinwald (ihr erster Ausgang seit langer Zeit), ein Täßchen Kaffé bei mir zu trinken. Sie kommt ganz allein, steigt zwei Treppen hoch in unser freundliches Logis, und ist ganz glücklich, den Frühling so kommen zu sehn, läßt Ihnen viel Liebes sagen und denkt Ihrer mit herzlichem Antheil. Sie ist wirklich eine Erscheinung, einzig in ihrer Art, 90 Jahre alt, und so frisch und kräftig, so liebenswürdig, für Alles noch so empfänglich, so heiter, und ganz zufrieden mit ihrem bescheidenen Loose. Man geht immer erhoben, erheitert und für's Leben gestärkt von ihr. Könnten Sie sie nur auch sehen, hören! Wahrhaft erbauend würde Ihnen diese Greisin sein." — (Sie starb den 31. August 1847).

„Auch bei uns kommt der Frühling, und herrlich; Alles will grünen; die Nachtigallen sind eine wahre Pracht. Übermorgen, den 9. Mai, ist des Vaters Todestag, wo sie ihm das Grablied sangen. Ach, mein bester Vetter, daß ich diesen Vater nicht gekannt habe! Oft faßt mich ein unendlicher Schmerz darum; und doch war es Gottes Wille, daß mir sein Bild, frei von allem Irdischen, in der Seele leben sollte."

Wie hat mir dieser Brief manche glückliche Stunde zurückgerufen, die ich i. J. 1808 in Meiningen mit der

trefflichen Reinwald verbrachte! wenn sie von dem Bruder erzählte. Sie konnte Vieles berichten, da sie die ältere war. Wie viele Menschen, die Schillern nahe standen, haben ein hohes Alter erreicht, und Er mußte so früh sterben! Wieland 80 Jahre, Goethe 83, Knebel 90, Frau von Wolzogen 84; und die ältere Schwester, 90 Jahre alt, lebt noch, und genießt einer guten Gesundheit und ist heiteren Sinnes!

In einem Briefe von Emilie von Gleichen, den ich in diesen Tagen[1]) erhielt, war mir eine Stelle so bedeutend als rührend:

> „Ein schweres Loos, die geistigen Schwingen durch körperliche Leiden immer gelähmt zu sehn; und doch auch eine weise Einrichtung des Himmels. Denn wer weiß, was aus mir geworden wäre, denn ich, die alle Anlage hatte recht übermüthig zu werden, mußte wohl grade durch dieses Mittel gedemüthigt werden. Ich will damit nicht sagen, daß ich besser geworden bin; denn dazu fühle ich mich noch viel zu weit vom Ziele; aber nur will ich die guten Seiten meines ewigen Leidens herausfinden, und die Elasticität meines Geistes läßt mich gleich wieder oben sein, wenn es nur etwas besser geht. Wenn ich leide, bin ich besser. Dies fühl' ich deutlich; also müssen mir die Leiden wohl nöthig gewesen sein."

Hat man da nicht Schillers wahre Tochter? — Er konnte, wie sie, von „ewigen Leiden" sprechen. Wie in ihm, dem Manne, die geistige Kraft unter diesen nicht litt, ja eher gehoben ward, so in dem Weibe die sittliche.

[1]) Januar 1850.

III.

Aus Abekens Tagebuch und Briefsammlung:

Mittheilungen über Goethe, Wieland, Voß u. a.

Vom Jahre 1820 an bis in den Juli 1859 schrieb Abeken ein fortlaufendes Tagebuch; dann scheint ihn sein Werk „Goethe in den Jahren 1771 bis 1775“ ausschließlich beschäftigt zu haben. Unter jenem darf man sich freilich kein Tagebuch im gewöhnlichen Sinne vorstellen. Es ist nicht biographisch, sondern litterarisch und enthält meistens Erinnerungen an Goethe oder Betrachtungen, wie sie die stets erneute Lectüre seiner Werke und andre Studien in ihm anregten; daneben aber, wie oben gesagt, auch zahlreiche Bemerkungen über andre bedeutende Persönlichkeiten. Nur Weniges aus diesem Tagebuche ist hier ausgewählt; ich beschränkte mich auf solche Stücke, durch welche das bereits Erzählte wirklich ergänzt wird, und in denen mir die Erinnerung Abekens noch frischer, der Ausdruck lebendiger als in dem am Ende seines Lebens Geschriebenen zu sein schien.

Ich habe so oft über Goethes ministerielles Wesen, eine angenommene Grandezza klagen hören. Die mag er angenommen haben, wo sie am Orte war, oder wenn er überlaufen ward, wenn unangenehme Personen sich ihm aufdrängten. Ich bin doch öfters in seiner Nähe gewesen. In der Gesellschaft, an seinem oder an Anderer Tischen, oder wenn ich allein bei ihm, war keine Spur von ministeriellem Wesen zu finden; im Ganzen war seine Erscheinung äußerst einfach, wahrhaft human. Man empfand sich in der Nähe eines großen Menschen, aber eines Menschen, und keineswegs fühlte man sich gedrückt, wenn man den Druck nicht mitbrachte.

Goethe kam mir oft als ein Mensch vor, der hoch über seiner Zeit und den Menschen stand, sich dessen bewußt war, und doch gern es sich selbst verhehlt hätte.

Wenn man Goethe im Leben beachtete — man fühlte immer die Wahrheit, die er gegen Lavater ausspricht: „Die großen Menschen sind immer die bescheidensten gewesen." Seit mir das Verständniß des W. Meister einigermaßen aufgegangen ist, habe ich in dem Oheim der Schönen Seele Goethe gefunden; und darum ist mir das Ende des 6. Buches unschätzbar.

Nachdem die Schöne Seele den großen Sinn des Oheims geschildert, fährt sie fort: „Und bei dem allen schienen der Wirth und die Seinigen so natürlich; es war keine Spur von Steifheit noch von leerem Ceremoniel zu bemerken.“ Da steht mir Goethe leibhaftig vor Augen. Und da stört mich durchaus nicht das Wort: „Wir wünschen und wollen ein für allemal, daß die, die so sehr privilegirt sind, auch gar keinen Tribut, gar keine Abgaben geben sollen.“ Im Gegentheil, dieser Tribut gehört auch zu dem Wesen, das ich bewundere und verehre.

Bei der Stelle in W. Meister, wo dieser die Geschichte seines Lebens, wie das Archiv des Thurmes sie bewahrt, liest, muß ich an Goethes Leben denken, wie es mir vorschwebt. Neben den großen Zügen, den eigentlich wahren und menschlichen, — Zügen, in denen er wahrhaft groß, über viele Tausende erhaben erscheint, laufen auch andre von Wunderlichkeit, Ungleichheit, Laune, Frivolität (d. h. in Worten, in geselligem Kreise), von Leichtsinn, die nicht so erfreulich sind, aber durchaus ohne Kraft, jene auszulöschen.

Hafis Dichterzüge sie bezeichnen
Ausgemachte Wahrheit unauslöschlich;
Aber hie und da auch Kleinigkeiten
Außerhalb der Grenze des Gesetzes.

Man setze nur statt Hafis den Namen Goethe, und verwandle die Dichterzüge in Züge des Menschen. Doch in ihm war der Dichter und der Mensch eins.

Da urtheile ich freilich zum geringen Theile nur nach dem, was ich selbst gesehn und erlebt, zum größern Theil nach dem, was ich aus diesem abstrahirt, was ich von Andern gehört.

Je mehr ich Bekenntnisse von Goethe lese, in Briefen und anderweitige, oder den Eindruck erwäge, den er persönlich auf mich gemacht, desto mehr erkenne ich, daß das Wort des Vellejus Pat. (I, 9): *Vir in tantum laudandus, in quantum intellegi virtus potest*, auf ihn angewandt werden kann. Vell. sagt dies von Aemil. Paulus; Goethe hat es in die Sammlung seiner Sentenzen aufgenommen. In dem Worte des Aem. Paulus, da er nach dem Siege über Perseus ein großes Gastmahl anrichtet (Plutarch), erkenne ich ebenfalls die Goethesche Sinnesweise.

„Armer Mensch, an dem der Kopf alles ist!“ Goethe an Herder, Jul. 1772. G. über Kaiser Joseph an Lavater: „Gieb Acht, gieb Acht! sein Kopf steht gut. Irr' ich nicht sehr, so fehlt's am Herzen.“ Welches lange Capitel in Bezug auf Goethe und den Kaiser könnte man hierüber schreiben! Und was für ein Mann mußte der sein, in welchem Kopf und Herz gleich groß waren, den dazu der Genius sich erkor! Dieses „Wunder von Güte“, wie ihn Knebel nennt, von dem Stilling sagt: „Schade, daß so Wenige ihn seinem Herzen nach kennen!“ Dazu sagt G. in einem Briefe an Lavater: „Die größten Menschen waren immer die bescheidensten.“ Diesen Eindruck hat G. stets in seinen Werken und in seiner persönlichen Gegenwart auf mich gemacht.

Es ist wahr, in Goethes Werken stoße ich auf Stellen, die weh thun; auch im Leben, in seiner Nähe kam Ähnliches vor. Aber diese Empfindung verschwindet, wenn sich einmal seine große Seele offenbart. Niemand hat schöner, rühmender seinen Werth, und seine Tugend ausgesprochen als er selbst in

dem Briefe an die Gräfin Stolberg v. J. 1823, die ihn, und gewiß voll Liebe, zu ihrer Frömmigkeit, ihrem Christenthum herüberziehen wollte. Und gewiß, er spricht ihn aus anspruchslos, aus voller, reiner, warmer Seele. „Alles Vorübergehende lassen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit. Redlich habe ich es mein Lebelang mit mir und Andern gemeint, und bei allem irdischen Treiben immer auf's Höchste hingeblickt."

Bei all meiner Verehrung Goethes kann ich doch nicht einem unangenehmen Gefühle wehren, wenn ich in mancher seiner, besonders späteren, Schriften neben dem Ernsten, Würdigen etwas Frivoles finde, auch wo es die Kunst nicht fordert. So ist mir neben dem Schluß von Lenardos Tagebuche (W. M. Wanderj.) der Abschied Flavios höchst widerwärtig, wie er sein Gedicht, „das man hätte im Ganzen etwas kürzer wünschen mögen", auf gerändertem Papier, sehr schön geschrieben, Makarien überreicht. Auch in der Conversation kam dann und wann etwas von dieser Frivolität zum Vorschein.

Beim Lesen der Stelle in Horazens Satiren (2, 8):

> . . *Varius mappa compescere risum*
> *Vix poterat,*

die Wieland übersetzt:

> Varius konnte
> kaum mit dem Tellertuche vor dem Munde
> des Lachens sich erwehren,

muß ich Wielands selbst gedenken. Ich war mit ihm (15. August 1809), Knebel und Goethe Abends bei

Griesbach zu Tisch, wo Goethe so lebhaft und komisch allerlei vortrug, daß Wieland, das Lachen nicht mehr aushaltend, um Pardon bat, endlich niederkauernd sich die Serviette über den Kopf zog. Damals war er 76 Jahre alt, Goethe 60.

Graf Reinhard an Goethe, 3. Sept. 1808.

„— Auch daß ich in Ihnen nicht nur den Dichter und den Schriftsteller, sondern den Menschen gekannt habe, ist für mich ein unschätzbarer Gewinn. — Diese mit allem Menschlichen und Göttlichen sich befreundende Aneignungsfähigkeit, dieses allseitige Eindringen in Wissenschaft und Kunst, diese Gelehrsamkeit bei diesem Schöpferblick, diese Toleranz bei dieser Entschiedenheit, dieser Muthwillen bei diesem hohen Gefühl für's Würdige und Edle, diese Jugendlichkeit bei dieser Reife — — ich scheine Sie zu loben, und ich spreche nur aus, was ich erkannt habe; und gewiß nicht alles hab' ich erkannt." —

Was den Muthwillen betrifft, so hätte wohl Einer, der Goethes Ernst und Gefühl für das Würdige nicht kannte, Anstoß nehmen können. Ich sah ihn (den Muthw.) in großer Lebendigkeit unter Frauen, in sonst ernster Umgebung. — Man kann sich vorstellen, wie widerwärtig derselbe bei Leuten, die viel um Goethe waren, diesen copiren wollten, denen aber jener Ernst, jenes Gefühl für das Würdige fehlte.

Wenn man erwägt, welche Welterfahrung, welche Menschenkenntniß Goethe gewonnen hatte, so ist der ironische, scherzende, neckische Ton, der in der Gesellschaft ihm eigen war, nicht zu verwundern; selbst

nicht das harte Wort: Ein erbärmlicher Schuft ist der Mensch. Wie hoch stand er über den Menschen! Daß er aber, wenn er wahre Menschen und Verhältnisse vor sich hatte, so herzlich, offen, theilnehmend war, das ist zu bewundern.

Wie widerwärtig waren seine Nachtreter in jenem Ton!

Ut enim adolescentem, in quo senile aliquid, sic senem, in quo est aliquid adolescentis, probo: quod qui sequitur, corpore senex esse poterit, animo nunquam erit. Cic. Cato m. 11. Wegen des *senile* war schon der Knabe Goethe unter den mit ihm Umgehenden berufen, wie er selbst erzählt; das *aliquid adolescentis* habe ich selbst mehr als einmal in dem Greise wahrgenommen.

Wie oft kommt in diesen Blättern der Name Goethe vor! und meistens ist er mit Liebe ausgesprochen. Aber ein Buch über ihn zu schreiben wie die Riemerschen Bände, und wenn ich den Stoff dazu hätte, das könnt' ich doch nicht; es wäre meiner Natur zuwider. Ein Götze soll mir Goethe nie werden. Ich staune in ihm die Natur an, und bewundre das, was er aus dieser von ihm erkannten Natur gemacht hat.

. . ihr wollt besser wissen
Was ich weiß, der ich bedachte,
Was Natur, für mich beflissen,
Schon zu meinem Eigen machte.

Wenn Einer dieses Buch in die Hände bekäme, so könnte er auf den Gedanken kommen, ich betrachte Goethe als ein Parteihaupt, zu dessen Fahne ich geschworen. Ein solches zu sein ist ihm aber nie in

den Sinn gekommen, wie er in einem Briefe an Mösers Tochter deutlich und entschieden ausspricht; und was mich betrifft, so hat meine Liebe zu Goethen großentheils darin ihren Grund, daß ich in ihm den erkenne, der die Sache der Menschlichkeit, der Reinheit, der Natur mit der größesten Sicherheit, Consequenz und Lauterkeit führt und vertheidigt gegen die, welche diese großen Angelegenheiten der Menschheit verkennen oder anfeinden, möge man sie Theologen, oder Politiker, oder u. s. w. nennen.

„Es ist eine Wollust, einen großen Mann zu sehen" läßt Goethe seinen Bruder Martin in Bezug auf Götz v. B. sagen. Es muß eine Wollust gewesen sein, den Genius, wie er in Jugendfülle und Jugendschönheit auf der Erde erschien, zu sehn — Goethe mein' ich während seines dritten Decenniums. Wie gern, mit welcher Lust folgt man den Fußstapfen, den Spuren, die er hinter sich gelassen! Mit Entzücken lese ich, wie er selbst, unbewußt, sich im Faust schildert:

Sein hoher Gang,
Sein' edle Gestalt u. s. f.

Das war er. Mir ist's schon eine unendlich große Freude, daß ich den 50jährigen, daß ich den Greis sah, die ganz schlichte Erscheinung des Großen, des Genius, in welchem „nicht des Lebens bedingender Drang den Menschen verändert", nicht der Weihrauch, der so reichlich ausgestreute, nicht das Ministerthum, die Excellenz.

Die Elegie „Hermann und Dorothea" sollte man studiren, um einen Begriff von Goethe zu bekommen. Auch die Bescheidenheit fehlt nicht in diesem Bilde; ohne sie hätte er Voßens Luise nicht erwähnen können.

„Vornehmer Stolz? Nichts lag diesem Antlitz (Goethes) und dieser Haltung ferner als das, was man gewöhnlich mit den Wörtern vornehm und vornehmes Wesen meint. Was der flachste Junker alten Adels und der unter Hofleuten Gebildete oft umsonst hat, von diesem Schein einer falschen Größe hatte Goethe nichts.“ E. M. Arndt. Allg. Zeitg. 27. Aug. 1856.

Dasselbe habe ich immer in Goethes Nähe empfunden. Arndts Urtheil hat Gewicht, weil er übrigens das Gegentheil von Goethes Schmeichlern war.

Daß Goethe so großen Einfluß auf mich gehabt, daß er mein inneres Leben durchdrungen hat, daran ist Mancherlei und Zusammentreffendes Ursach. Aufwachsend, zum ersten Bewußtsein kommend in einer Zeit, wo die sentimentale Wirkung des Werther noch fortdauerte, hörte ich den Namen Goethe von meinem Vater nie aussprechen, ohne daß sich in mir ein Gefühl von etwas Großem, was nur einmal zu sehen unerreichbar sei, geregt hätte. Scenen aus dem Faust steigerten diese Ahnungen. In Jena weilte ich in den Jahren, wo die Schlegel wie Herolde der Größe Goethes erschienen, Schelling das wunderbare Wesen Fausts in eigner Person zu offenbaren schien. Ich sah Goethe mit leiblichen Augen, manchmal zugleich mit Schelling, sah ihn im Weimarischen Theater, wenn ein neues Stück von Schiller auf der Bühne erschien, auch diesen mit ihm. Damals stand die Phantasie in mir in ihrer Blüthe. In den Jahren 1808—1810 lebt' ich in Weimar; wie die Wahlverwandtschaften mich hinrissen, wüßt' ich nicht auszusprechen; mein Versuch über sie ward von dem Meister gütig aufgenommen. Manches andre

Freundliche erfuhr ich von ihm. In der Zeit der äußersten Schmach Deutschlands, in der ärgsten Verworrenheit und Dunkelheit erschien Goethe mir wie ein helles Gestirn, rückwärts und vorwärts leuchtend, auf die in allem Wechsel, unter aller Verwirrung und Noth unwandelbare Natur und die ewigen Gesetze der Sitte hinweisend. Der sentimentale Knabe, der schwärmende, für Großes empfängliche Jüngling, der unter der Zeit leidende, nach einem Halt verlangende Mann — alle fanden in ihm, was sie begehrten.

Und jetzt, im Greisenalter, wie wirkt das Alles vereint noch auf mich! Das kann freilich der nicht wissen, der über meine Ehrfurcht vor dieser großen Erscheinung lächelt. Auf gemüthlichem Grunde aber, in der Knabenzeit baute sich diese Ehrfurcht auf.

Und was ist es, wodurch Goethe die für ihn empfänglichen Gemüther so tief durchdringt, einem ganzen Leben Gehalt zu geben vermag? Das ist es, daß er das durch Convention, Verwaltung, Dogma verkehrte und zerrüttete Leben zur Natur zurückführte und führt und der von den Göttern verlassenen Welt ihre Götter wiedergiebt. Was war es, das Reinharden die Worte vom 18. Mai 1815 eingab: „daß Hochachtung und Freundschaft für Sie das Gefühl und die Hoffnung meines ganzen Lebens sei“? Er hatte viel erfahren, viel gelitten, auch geirrt, und war Zeuge gar manches Irrthums gewesen. Nun fand er in Goethe einen Freund, der in einem reichen, vielbewegten Leben, unter Ereignissen, die ihn schmerzlich treffen mußten, sich standhaft auf dem Wege der Vernunft hielt, dem der Irrthum nichts anhaben konnte; wie das Meer wohl auf seiner Oberfläche bewegt wird, aber in seiner Tiefe fest und sicher ruht. — Auch mir ist manches Widrige im Leben vorgekommen. Bin ich zu schelten, wenn

ich mit R. sage, daß die Hochachtung vor Goethe das Gefühl meines ganzen Lebens ist? Die Unnatur der Zeit zwingt mich, Ruhe, Freude und Trost zu finden bei der Natur.

Böttiger in seinen Weimarischen Denkwürdigkeiten erzählt, Wieland habe sein Gedicht an Psyche (Frau v. Bechtolsheim, geb. v. Keller, Gemahlin des Eisenachischen Kanzlers v. B.) in die Sammlung seiner Werke nicht aufnehmen wollen: er schäme sich dieser Idololatrie, die er mit Goethe Anfangs 1776 getrieben. Düntzer äußert sich bei dieser Gelegenheit, daß er dem, allerdings klatschsüchtigen, Böttiger nicht traue. Allein ich kann mir recht gut denken, daß Wieland so gesprochen, so gefühlt. Ihm ging Maß und Mäßigung über Alles, er haßte seiner Natur nach jede Extravaganz; und eine solche schien ihm später das Gedicht, das der Ausdruck einer Stimmung war, in die ihn nur ein Zauberer wie der junge Goethe versetzen konnte. In Goethes Leben und Dichten schien ihm manches über das Maß hinauszugehn. Dabei war er ganz ehrlich, neidlos. Ich habe ihn einmal in Belvedere (1808) über diesen Gegenstand trefflich sprechen hören, in welchem Gespräch er Goethen hoch über sich setzte.

Die Schilderung Goethes in der Psyche ist übrigens so schön und wahr, daß man sie Wielanden kaum zutrauen sollte. Sie macht ihm große Ehre, und um so größere, da er fühlte, dieser Jüngling werde ihn selbst in Schatten stellen. Auffallend ist die von Goethe handelnde Partie des Gedichts in Verhältniß zu dem ganzen, dessen Oekonomie im Grunde schlecht. Es ist, als ob Goethe ihn zu dem Besseren, dem Rechten gezwungen, als ob sein Erscheinen Wielanden

genöthigt hätte, das Wahre zu sehn; was er nicht immer sah.

Ist immer ächter Mensch der Natur,
Nie Hirngespenst, nie Caricatur,
Nie kahles Gerippe von Schulmoral,
Nie überspanntes Ideal!

Unendlich komisch dünkt mir Folgendes. Böttiger schreibt: „Wir sahen (11. April 1803) — Wieland und ich — noch manches wohlbekannte und geheiligte Plätzchen (W. wollte eben Oßmanstedt verlassen). ‚Hier hieng Sophie Brentano ihrer Schwermuth nach. Hier kritzelte meine gute alte Sophie (Laroche), die ja stets etwas zu excerpiren oder aufzuschreiben findet, Manches in ihre Schreibtafel, was wir nun auch wirklich schon mit aller ihrer herzlichen Redseligkeit mit Druckerschwärze auf Weiß gemahlt zu sehen bekommen.‘" — Man muß aber Wieland gekannt haben und sich den Ton, womit er dies gesprochen, vorstellen können, um das Komische darin zu finden.

„Welche furchtbare Last die Überlieferung von mehreren tausend Jahren auf uns gewälzt hat" (so klagt Goethe), das empfindet man auch lebendig, wenn man von einer Tragödie wie die des Sophokleischen Ajax zum 2. Theil des Faust kommt. Was gehörte dazu, diese Überlieferung zu bewältigen, so wie es Goethe in der erwähnten Dichtung gethan! In Hinsicht auf den völligen Schluß der Tragödie scheint Goethe wohl in verschiedenen Zeiten verschiedene Absichten gehabt zu haben, wenn anders Wieland sich recht erinnerte, der mir einmal 1809 erzählte: Goethe habe sich nie über seinen Plan für den Faust ausgelassen;

nur einmal, in einer aufgeregten Gesellschaft habe er gesagt: „Ihr meint, der Teufel werde den Faust holen. Umgekehrt: Faust holt den Teufel.“ — Dies Wort gehört wohl in die früheste Weimarische Zeit.

Ich habe einmal nach langer Zeit wieder die Wahlverwandtschaften zu lesen begonnen, was ich früher so oft that. Dabei gedenke ich der Stimmung, in der ich sie vor 36 Jahren, im Herbst 1809, und in Weimar, zum erstenmal las. Wenn ich nur einen Theil dieser Seligkeit wieder genießen könnte! Aber nicht Jegliches ist für jedes Lebensalter; und las ich doch damals auch nicht das Buch mit dem Verständniß, das mir erst später aufging.

Welchen Leser ich wünsche? den unbefangensten, der mich,
Sich und die Welt vergißt, und in dem Buche nur lebt.

Das war mein Fall, im äußersten Grade; und wie in jenen Versen äußerte sich Goethe später gegen mich, da ich mit ihm über die Wahlverwandtschaften sprach.

Sie waren freilich schrecklich mißverstanden worden, und der Verfasser selbst mußte viel Schlimmes und Thörichtes darüber hören. Selbst in Weimar, in Goethes näherem und vertrautestem Kreise waren die Urtheile seltsam und zum Theil unverständig. Die gute Griesbach konnte sich gar nicht darüber trösten, daß Ottilie ein Engel genannt werde; aus einer Damen-Gesellschaft (von Goethes Freundinnen) hörte ich nur die wichtige Frage — sie mochten beim Vorlesen nicht allzu aufmerksam gewesen sein —: ob der Hauptmann wirklich Major geworden sei? Ein nicht namenloser Dichter hatte gefunden, man könne den Roman in seiner Weise noch hübsch erweitern; zu jenen 4 Personen könne eine fünfte treten, es können

so neue Wahlverwandtschaften entstehen, dann eine sechste, eine siebente u. so *in infinitum*. Ein Kritiker, sonst ein gescheidter Mann, kam mir mit der Frage entgegen: Was sagen Sie dazu, daß „die Männer mehr auf das Einzelne, auf das Gegenwärtige denken sollen, die Weiber mehr auf das, was im Leben zusammenhängt"? Ein leidenschaftlicher Freund, nachmals hoch gestellt, leidenschaftlich besonders in der Liebe zu einer verheiratheten Frau, fand in Eduard das im Buche dargestellte Ideal. Von einem gebildeten Manne hörte ich den Vorwurf, am Ende des 1. Theils habe Goethe dem Kaiser Napoleon geschmeichelt. Wie Knebel urtheilen mochte, sieht man aus der Einleitung in seinen Nachlaß. Von Wieland hatte ich einen, wenn auch neckisch und human ausgesprochenen, doch ernsten Vorwurf zu erdulden. Nur mit Passow konnt' ich ruhig und verständig, so weit ich's überhaupt damals vermochte, über das Buch sprechen.

Das 7. Capitel im 1. Theil ist doch eine wundervolle, tief gedachte Composition! Schleiermacher hatte wohl recht, wenn er einmal (mündlich) das Buch in ethischer Hinsicht höchst bedeutend nannte. In der That, man könnte es ein Compendium der Moral nennen; wobei man das Wort Compendium im prägnantesten, in künstlerischem Sinne zu nehmen hätte. In jenem Capitel haben wir den Quell der Sünde, ohne den Versucher. —

Eine liberale Zeitung tadelt Goethe, der in seiner conservativen Natur Lord Byrons Don Juan das Unsittlichste genannt, was je die Dichtkunst hervorgebracht; er hätte das Gedicht ansehn sollen als eine lebendige Schilderung der zerrütteten socialen, überhaupt moralischen Welt unsrer Zeit. Als Goethe i. J. 1809 die Wahlverwandtschaften herausgab, er, berufen

Weltverwirrung zu betrachten,
Herzensirrung zu beachten,

dieses Buch, welches das sittliche Verderben in seinen tiefsten Tiefen ergründet und dasselbe auf die ergreifendste Weise darstellt, da schrie Alles über die Unsittlichkeit des Buches, das doch, recht betrachtet, ein sehr moralisches ist. So ändern sich die Urtheile; und jener Kritiker wird schwerlich die Wahlverwandtschaften würdigen. Byron verhehlt nicht, und kann nicht verhehlen, daß er selbst von jenem Verderben angesteckt war. Doch muß man Goethe beistimmen, wenn er sagt: „Don Juan ist ein grenzenlos-geniales Werk, menschenfeindlich bis zur herbsten Grausamkeit, menschenfreundlich in die Tiefen süßester Neigung sich versenkend." —

Man hat Goethe vorgeworfen, er räume in den Wahlverwandtschaften der Natur zu große Gewalt über den Menschen ein. Es ist wahr, eine große Gewalt räumt er ihr ein, und geht er nicht wohl zu weit in Hinsicht auf das geschlechtliche Verhältniß? Dagegen sagt uns das erste Blatt des Romans, wie der Mensch sich zu ihr stellen solle. Die Pfropfreiser sind nicht ohne Bedeutung, wie denn in diesem Roman so unendlich Vieles symbolisch zu fassen ist. Jedes Wort ist in ihm überlegt, und diese unendliche Absichtlichkeit macht mir ihn jetzt einigermaßen drückend, da dieselbe vor 47 Jahren mich anzog, ja entzückte. —

Mein Freund Luden verwarf die Wahlverwandtschaften gradezu. Ich werde an seinen Widerspruch erinnert, da ich sein nachgelassenes Werk „Rückblicke in mein Leben" lese, worin sich sein Gespräch mit Goethe über den Faust befindet. Man mag hier wohl ausrufen: *O si tacuisses!* Was enthält denn dieses lange Gespräch? Daß der Faust (in der Ausgabe v. J.

1790) ein Fragment war, steht auf dem Titel. Daß er immer ein Fragment bleiben würde, daß die Theile kein Ganzes bilden können, den Widerspruch, den sie enthalten sollen, nicht auflösen können, darüber stand ihm kein Urtheil zu. Wie konnte er wissen, daß der Meister nicht die Mittel habe, diese Dissonanzen in eine Harmonie zu bringen? Wenn man das Gespräch gelesen, ist's, als ob man nichts gelesen. Es ist mir, als ob ich darin noch einen Nachklang von den Invectiven Ludens gegen Goethe finde, da er (noch in Berlin) sich von ihm wegen seiner Charlotte Corday[1]) beleidigt glaubte. Der so tüchtige Mann, ein ästhetischer Kritiker war er nicht. Ein Wort in Ludens Buch ist mir indeß sehr lieb: „Ich bin (nach einem Gespräche mit Goethe, worin beide sehr verschiedener Ansicht waren) auf das innigste überzeugt, daß diejenigen im ärgsten Irrthum sind, welche Goethe beschuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe gehabt, keine teutsche Gesinnung, keinen Glauben an unser Volk, kein Gefühl für Teutschlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück. Sein Schweigen bei den großen Ereignissen (1813 u. 14) und den wirren Verhandlungen dieser Zeit war lediglich eine schmerzliche Resignation, zu welcher er sich in seiner Stellung und bei seiner genauen Kenntniß von den Menschen und von den Dingen wohl entschließen mußte.“ —

Dies Bekenntniß macht Luden Ehre.

---

[1]) „Charlotte Corday“, eine Tragödie, erster dichterischer Versuch Ludens, des späteren Professors der Geschichte in Jena. L. lebte 1804 in Berlin und sandte durch Abekens Vermittelung seine Ch. Corday an Goethe. Dieser sprach sich gegen H. Voß d. J. ungünstig darüber aus, schrieb nicht an Luden und überließ es Voß, dem Verfasser sein Urtheil mitzutheilen. Voß that es mit Schonung; Abeken mußte aber noch besonders um Rücksendung des Manuscripts bitten.

Wenn ich das harte Urtheil lese, das Gervinus über Goethe fällt, indem er ihm Theilnahmlosigkeit bei den großen politischen Ereignissen seiner Zeit schuld giebt, dann muß ich mir zurufen: nicht Alle können Alles sein. Und hat Gervinus so ganz der Epigramme vergessen?

Frankreichs traurig Geschick, die Großen mögen's bedenken!

Dann handelt Gervinus auch nicht redlich, daß er so rasch über Hermann und Dorothea hingeht, die sogar Goethe, so sagt er, nicht ohne einen Impuls von Schiller gedichtet haben würde. Wie wenig hat er ihn doch gekannt! Das „Erhabene" war einmal, wie in der physischen, so in der sittlichen Welt seine Sache nicht.

Und nun die Natürliche Tochter! Sie soll „das Publicum schon in den 5 vollendeten Acten gelangweilt" haben. Mochte das Gervinus sagen auf die allerdings große Gefahr, zu diesem Publicum gezählt zu werden? „Siberbleistiftzüge" eine Sprache, die sich neben die des Sophokles stellen kann! Es schmerzt, daß ein so ausgezeichneter Mann wie Gervinus sich so vergreifen konnte; daß er in seinem politischen Haß gegen Goethe den Herders nachspricht in ihrem Urtheil über die Natürliche Tochter. Der Dichter soll, doch wohl aus Neigung und nach eigenem Urtheil, „das Ganze nicht zu Gunsten der Menschlichkeit, sondern der Stände angelegt haben"!!

Wie ungerecht ist er gegen Goethe, wenn er von diesem sagt: „er sei jeder Schwierigkeit ausgewichen." Ist denn Goethe immer unwahr, wenn er so oft sagt, er habe es sich sauer werden lassen, oder: „Solche Mühe hat Gott den Menschen gegeben"?

Manche Härte gegen Goethe wiegt mir Gervinus übrigens durch die Weise auf, in der er dem Schillerschen Wallenstein den so wohl verdienten Platz vindicirt. Da ist er vortrefflich, wie in so vielen andern Partieen seines Werks. Ich habe nie begreifen können, wie Goethe Maria Stuart das vollendetste Werk Schillers nennen konnte.

Hätte Herder bedacht, daß in der Natürlichen Tochter zwei Mächte einander gegenüber stehn: die Stände und das Volk, daß Eugenie deßhalb wohl eine natürliche Tochter ist, damit sie, dem Volk durch ihre Geburt nicht angehörend, von den Ständen ausgestoßen, in ihrer sittlichen Hoheit über beiden stehe, am Ende beide hinweise auf das, was Noth thut: er würde nicht tadelnd gemeint haben, sie sei bestimmt, ein Opfer der Stände, der weltlichen Verhältnisse zu werden.

Seltsam, daß so viele bedeutende Männer durch die Natürliche Tochter an Goethe irre geworden sind! Auch Perthes.

Von 1765 an ist kein Jahr, aus dem wir nicht Briefe von Goethe hätten. Welche Masse von Documenten für den künftigen Biographen! und wie gering dagegen die für Shakespeares Leben! Es muß doch wohl trotz Gervinus Etwas an dem Manne sein, dessen Reliquien man, selbst in Zeiten wie die gegenwärtige, mit solcher Liebe nachforscht.

Gervinus, der Deutsche, hat den Fremden, Shakespeare, recht eigentlich zu seinem Götzen gemacht. Wo er nicht umhin kann, Fehler in ihm zu finden, fehlt es ihm nie an einer Entschuldigung oder Rechtfertigung. An dem Deutschen erfindet er Fehler, oder natürliche Schwächen macht er zu solchen.

Die Lectüre von W. Meisters Wanderjahren gestern beendet — mit einem Gefühl von Unmuth, wie ich denn nicht gern an die Lectüre ging. Das Buch enthält große, unendlich große Gedanken; aber Goethe hat uns verwöhnt, wir verlangen von ihm goldene Äpfel in silbernen Schalen; hier finden wir auch Äpfel, die nicht golden sind, und die silberne Schale fehlt nur zu oft. In den letzten Capiteln, wo die einzelnen Personen sich auf Makariens Schloß einfinden, selbst manches Widerwärtige. Ich sehnte mich nach dem ächten, vollen Goethe; und wie hat die Natürliche Tochter mich wieder in meinen Himmel geführt! Daß dieses Werk nicht vollendet worden, gehört zu meinen wirklichen Schmerzen. Wie konnte nur Herder so darüber urtheilen, wie Gervinus! Der letztere beweist damit, daß er für die Poesie durchaus kein Organ hat. Auch fehlt ihm, wie Herdern und unzähligen Andern, der Schlüssel, den man zu gar manchem von Goethes Werken haben muß:

Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein.

„Marmorglatt und marmorkalt“ — das finde ich nun abermals über Goethes Natürliche Tochter ausgesprochen, wiederum nachdem mehr als 50 Jahre verflossen sind, seit es zum erstenmal gesprochen wurde, in einer Recension der neuen Ausgabe von dem Goethe-Schillerschen Briefwechsel, und zwar mit der Bemerkung, daß dieses Wort durchaus treffend sei. Ist es möglich? — Doch sollt' ich mich nicht wundern bei der Stofflustigkeit der Menschen, die tiefer eingedrungen ist, als man denken sollte. Denn auf diese Stofflust läuft doch das Urtheil hinaus. Der Recensent möchte statt „König, Herzog, Graf“ etc. bestimmte

Namen lesen und meint, das, was da stehe, löse sich in Äther auf. Und doch, wie hat jede Figur Fleisch und Blut! Wie spricht durch den tiefsten Verstand das vollste Herz des Dichters!

Die Schauspielerin Wolff erzählte mir einmal (1809), sie habe bei Goethe auf seinem Zimmer allein Leseprobe gehabt, da sie die Eugenie habe spielen sollen. Als sie an das Ende des vorletzten Monologs gekommen, habe Goethen sein Gefühl bewältigt, mit Thränen im Auge habe er sie innezuhalten gebeten; grade wie damals, als sie den Epilog zu Schillers Glocke bei ihm einübte, er sie faßte und mit den Worten: „Ich kann, ich kann den Menschen nicht vergessen", sie unterbrach.

„Den Stoff sieht Jedermann vor sich; den Gehalt findet nur der, der Etwas dazu zu thun hat, und die Form ist ein Geheimniß den Meisten" (Goethe, in den Maximen und Reflexionen).

„Das Drama hat alle Welt, auch seine (des Dichters) Freunde und Verehrer kalt gelassen." So Tieck; das ließ sich erwarten. Aber ich wollte, Tieck hätte nur einmal eine Scene, etwa die Unterredung des Mönchs mit Eugenie, sich laut vorgelesen, er, der Meister im Lesen — ich dächte, er müßte etwas *Sophocleo dignum cothurno*, vielmehr den wahren Kothurnschritt selbst vernommen haben.

Wenn ich ein Werk von Goethe lese, und dann Tiecks gedenke, so ist es mir recht auffallend und klar, wie dieser Dichter seinen Geschöpfen so gar keine Gestalt, keine Haltung zu geben weiß. Dagegen Egmont, Gretchen, der Architekt in den Wahlverwandtschaften, welches Leben, welcher Organismus! Und doch hat Tieck immer seinen hochgefeierten

Shakespeare vor Augen und in der Seele, der ein hohes Muster in Hinsicht auf diese Gestaltung ist. Hat er diesen auch wohl überall recht verstanden? In Einem ist er groß. Ich hörte ihn einmal (1834) den Hamlet lesen; und alles, was er über diesen Charakter gesagt, hat mir seine Vorstellung von demselben nicht so deutlich gemacht als diese Vorlesung. Ich sah den Tieckschen Hamlet sich leibhaftig vor mir bewegen.

Gespräche von Goethe mit Eckermann, 3. Theil. — „Das war eine Zeit — Denken Sie sich — —, daß die Schillerschen Stücke erst von Jahr zu Jahr hier entstanden und auf dem Weimarischen Theater, durch ihn selber einstudirt, in ihrer ersten Glorie gegeben wurden.“ (Bei Gelegenheit des Theaterbrandes 1825, 22. März.) Wie viele Erinnerungen weckt dieses Buch in mir! Mit welchem Entzücken saß ich in den Jahren 1800, 1801 u. 2 in diesem Theater und sah den durch den Druck noch nicht bekannten Wallenstein, dann die eben entstandene Maria Stuart! Schiller und Goethe vor Augen. Später, 1808—10, wie mannichfache Genüsse durch Schauspiele von Schiller, Goethe, Shakespeare u. a.; noch später von Calderon! Wallenstein war mir in den Knabenjahren bekannt durch eine Fortsetzung der Gottfriedschen Chronik, worin sein Tod abgebildet war. Bei Graff, der ihn damals spielte, glaubte ich dieselbe Attitüde, dieselben gewaltigen Augen wieder zu erblicken.

Was Horaz unter dem *os rotundum* versteht, womit die Götter den Griechen begnadigt haben, können wir Deutschen uns wohl nicht schöner deutlich machen

als durch die Lectüre des Goetheschen Tasso. Wenn ich besonders die Worte der Prinzessin lese: „Eleonore, glücklich! Wer ist denn glücklich?“ u. s. w; oder Tassos Schilderung: „Verkleidet geh' ich hin, den armen Rock des Pilgers“ u. s. w.: dann fühl' ich und werde inne, was das *os rotundum* ist. Das letztere mußte man den Schauspieler Wolff sprechen hören; ich erinnere mich keines vortrefflicheren Vortrags auf der Bühne. Goethe selbst sagte mir damals, er habe nicht geglaubt, daß der Tasso auf der Bühne eine solche Wirkung hervorbringen könne. Das war i. J. 1808.

Wenn ich in den späteren Briefen meines Freundes Gries die heftigsten Invectiven, die schärfsten Bemerkungen über Goethe, namentlich über dessen Moralität finde, da die früheren von hoher Achtung zeugten; wenn die Weimarischen Briefe eines andern Freundes, H. Voß, lauter lobpreisende Hymnen auf Goethe sind, wogegen die Urtheile aus dessen Heidelbergischer Periode gewaltig abstachen; wenn ich erwäge, daß der erstere Freund gereizt war, weil Goethe, wie er doch früher gethan, auf die Sendung seiner Werke keine Erwiederung folgen ließ, daß der zweite in Heidelberg unter dem Einfluß und der Zucht des Vaters stand; wenn ich dazu manche andre Erfahrung nehme, — dann erkenne ich die unlauteren Quellen, aus denen so oft die harte Beurtheilung großer Zeitgenossen fließt. — Jene sonst so wackeren und theuren Freunde tadelten mich wegen meiner Verehrung des großen Mannes; doch wenn ich ihnen zu weit zu gehen schien, hätten sie schonender verfahren sollen; ich war so glücklich in meiner Verehrung. Und tadelten sie mich mit Recht? Ich erkannte wohl

Goethes Schwächen, und empfand wohl, daß, wenn er singt:

> . . gerade jene Kleinigkeiten
> Außerhalb der Grenze des Gesetzes
> Sind das Erbtheil, wo er übermüthig,
> Selbst im Kummer lustig, sich beweget —

daß er da Kleinigkeiten nennt, was Andre für etwas Bedeutenderes halten. Dies betrübte mich, hinderte mich aber nicht, das Große zu verehren und zu bewundern. Wo Licht ist, ist Schatten. Goethes Natur paßte einmal nicht zu einem Ehestand, wie ihn ein Voß führte. Er entbehrte ein Gut, dessen Andre sich erfreuen; das ist zu bedauern, mehr noch, daß er so eine Umgebung um sich sah, die seiner nicht würdig. Der Große bleibt er dennoch; einer späteren Zeit werden diese Schwächen und Mängel verschwunden sein. Sie wird erkennen, daß das Große, wonach unsere Zeit ringt, was sie in ihrer Schwäche und Leidenschaftlichkeit nicht erreichen kann, von ihm verkündigt und vorbereitet war.

Der Liberalismus, der ächte, wahre, vielmehr die Liberalität, zeigt sich mir nirgends schöner als in Möser; so auch in seinem Benehmen gegen die höheren Stände. Der alte J. H. Voß, ohne Frage ein sehr bedeutender, tüchtiger und wohlgesinnter Mann, besaß diese nicht, und deßhalb hätte er in gleicher Lage mit jenem das nicht gewirkt, was Möser wirkte. Als ich im Sommer 1825 bei ihm war, kam er eben von Wiesbaden, wo er den Großherzog von Oldenburg, seinen ehemaligen Herrn, besucht hatte. Deßhalb war er dahin gereiset. Er erzählte von seiner Unterhaltung mit dem Fürsten. „Er hat mir Rechenschaft abgelegt von seinem Haushalt.“

Die Erwähnung des alten Voß hat mich an Stolberg erinnert. Ich besuchte ihn im Sommer 1806 in Lütjenbeck bei Münster, wo er mich sehr freundlich aufnahm. Er lud mich zu Tische; es war ein Fasttag, wo er denn die Rücksicht auf seine protestantischen Gäste nahm, daß er uns Fleischbrühe vorsetzen ließ, während die übrigen am Tische eine andere Suppe genossen. In gewöhnlicher Höflichkeit reichte ich den mir dargebotenen Teller meiner Nachbarin, einer alten katholischen Dame, die ihn natürlich zurückwies; und das mit einer so heftigen Gebährde, daß es mir vorkam, als ob sie von einem physischen Grauen erfüllt wäre.

Mehrere ähnliche Bemerkungen dringen mir den Gedanken auf, daß der Katholicismus die Natur des Menschen, die eigentliche, wahre, umzuschaffen im Stande sei. Doch lehren mich auch andre, daß diese Natur, die reine, schöne, selbst von pfäffischem Wesen umgeben, ihre Rechte behauptet. —

Stolberg ergoß sich damals in gewaltiger Gluth der Rede gegen Napoleon, in welchem er einen Antichrist zu sehen schien. Überhaupt war des Zaubers viel in seiner Rede und seinem Benehmen.

Zu dem, was ich in einer früheren, nun völlig verschwundenen Zeit kannte, gehört auch der Freiherr Truchseß auf Bettenburg, einst zur Fränkischen Reichs-Ritterschaft gehörig. Ich verlebte bei ihm mit Heinrich und Abraham Voß i. J. 1811 eine Woche auf seinem Gute, welches er mit dem Sinne eines Ritters ansah und behandelte; denn er schon gehörte einer verschwundenen Zeit an. Frau von Wolzogen wollte ihm in ihrer Cordelia ein Denkmal setzen. Keßler

(s. seine Briefe auf einer Reise durch Deutschland und die Schweiz) machte mich zuerst auf ihn aufmerksam; durch H. Voß kam ich zu ihm. Dieser (in seinen Briefen, gedruckten und ungedruckten) stellt in Hinsicht auf Intelligenz den Ritter zu hoch; dafür sank er freilich späterhin etwas, indem ihm die Voßische Betrachtung des Adels natürlich nicht zusagen konnte. Aber ein Ehrenmann war er. Körperlich konnte er sich wohl neben Goetz von Berlichingen stellen, wie er in seiner Jugend genannt wurde; auch besaß er manche Tugenden dieses Ritters. Seine Gastfreiheit war ritterlich. Noch erinnere ich mich des kleinen Saales, durch den man mußte, um in seine Wohnstube zu gelangen, in der man ihn früh bei seiner frugalen, aber kräftigen Suppe fand, während die Gäste mit Kaffee bedient wurden. In jenem Saale standen den ganzen Tag auf einem, an den vier Ecken mit Vertiefungen versehenen Tische vier Flaschen Würzburger, in der Mitte hausbackenes Brod nebst Kümmel und Salz. Jeder Durchgehende schenkte sich ein, trank und aß nach Belieben. Seine Burg und die Umgebung hat Keßler geschildert. Trefflich, väterlich und mit geziemendem Anstand sprach er, da er uns nach Meiningen begleitete, zu dem damals 11jährigen Fürsten, dessen Vater sein Freund war. —

Der Tod der Königin Adelaide (1849) erinnert mich an einen interessanten Mittag in Meiningen, im Frühjahr 1811. Ich war einige Tage mit H. und A. Voß bei Herrn von Truchseß auf der Bettenburg gewesen, von wo uns der Burgherr auf der Rückkehr nach Rudolstadt bis Meiningen begleitete, dessen fürstliche Familie ihn hoch in Ehren hielt. Er wurde mit seiner Reisegesellschaft zur Tafel der Herzogin Regentin geladen, und die Entschuldigung, wir seien in

Reisekleidern, ward nicht angenommen; man speiste *en famille*. Ein angenehmes Diné; die Herzogin in Mutterwürde; die Töchter, eben die nachmalige Königin von England und die Schwester, später Gemahlin des Prinzen Bernhard von Weimar, sehr anmuthig, der Erbprinz in hübscher, Gutes versprechender Jugend.

Sehr charakteristisch für die Voßische Familie war ihre Ansicht von der Luise und Hermann und Dorothea. Man mußte sich in ihrer Nähe hüten, das letztere Gedicht über das erstere zu setzen, und doch kann nur jemand, dem es an poetischem Urtheil fehlt, beiden Einen Rang geben. Sieht man im Allgemeinen auf dichterischen Gehalt, wie gering der der Luise gegen den des Goetheschen Gedichts; sieht man auf die Gattung, so sollte man sie gar nicht mit einander vergleichen. Hermann und Dorothea ist durchaus epischer Natur; die Luise kann man kaum ein Idyll nennen, statt des Naiven herrscht darin der Verstand, und zwar ein beschränkter. So braucht man nicht auf den historischen Hintergrund in H. und D. hinzuweisen, der das Gedicht in eine so hohe Sphäre hebt. Goethe hat der Luise zu viel Ehre angethan, indem er in seiner Elegie „Hermann und Dorothea“ sagt:

Uns begleite des Dichters Geist, der seine Luise
Rasch dem würdigen Freund, uns zu entzücken, verband.

Die neue Ausgabe vom Goethe-Schillerschen Briefwechsel bringt manches vom Herausgeber in der ersten Unterdrückte; so in dem Briefe v. 23. Febr. 1798 das Urtheil Voßens über Hermann und Dorothea, worüber Schiller seine Glossen macht. „Er habe gefürchtet, sagt Voß, der Hermann würde seine Luise in Ver-

gessenheit bringen. Das sei nun zwar nicht der Fall, aber er enthalte doch einzelne Stellen, für die er seine ganze Luise hingeben würde."

Daß Voß sich so auch nur über einzelne Stellen geäußert, ist mir zweifelhaft. Die Söhne, das Echo des Vaters, waren beleidigt, wenn man H. u. D. über die Luise setzte. Merkwürdig aber ist, daß Schiller in jenem Briefe von einem Kunsttrieb Voßens spricht, sehr charakteristisch für Schiller selbst.

Wie Voß über Herm. u. D. dachte, lesen wir in dem Briefe an Gleim vom 24. Sept. 97: „Die Dorothea gefalle, wem sie wolle; Luise ist sie nicht." Fast komisch die Verse des alten Gleim:

Luise Voß und Dorothea Goethe,
Schön beide wie die Morgenröthe,
Stehn da zur Wahl,
Und Wahl macht Qual.
Hier aber, seht! ist nichts zu quälen,
Hier kann die Wahl nicht fehlen:
Luise Voß ist mein, in Lied und in Idyll;
Die andre nehme, wer da will.

Als ich i. J. 1825 bei Voß in Heidelberg war, 9 Monate vor seinem Tode, ergötzte ich mich besonders an dessen Erzählungen aus seinem früheren Leben. Er bewarb sich, ich meine von Wandsbeck aus, um eine Stelle an dem Hamburger Johanneum. Da mußte er Besuche machen bei den Herrn des Magistrats, auch bei den Bürgerältesten. Einen der letzteren, ich meine einen Brauer, fand er in Hemdsärmeln auf einem quer durch das Haus gehenden Gange über einer Galerie lehnend. Von oben herab rief er dem auf der Flur ihn Grüßenden zu: „Wat will he?" — Voß bringt sein Anliegen vor. — „He is nau nen Hupen

jung." — „Ick heww' auk nen Hupen lernt." — „Na, dann könn wie mit enanner spreken." Es ward aber nichts aus der Sache; der Hauptpastor Goeze witterte Vernunft.

Gelzers Buch: Die neuere deutsche National-Litteratur durchblättert. Der Zusatz: „nach ihren ethischen und religiösen Gesichtspuncten" macht schon bedenklich; es liegt darin eine Klippe. Auch mit gutem Willen für die Poesie kann der Verfasser zu einer Scala kommen, wo angezeichnet ist: Der beste Dichter ist der moralischeste und christlichste, wie Fr. Schlegel vor Jahren eine solche Scala machte, auf der Calderon als oberster aufgezeichnet war, weil er der katholischeste sei. Voß auf der andern Seite behauptete: Nur der gute Mensch — d. h. was er gut nannte — kann ein rechter Dichter sein. Beide, wie sehr, irren!

Aus einem Briefe von H. A. 19. Febr. 57: „Mit welchem richtigen Instinct wiesen Goethe und Schiller Jean Paul von ihrem Kreise ab; und Herder tauschte ihn dagegen ein!" — Eine sehr wahre, in Bezug auf Herder betrübende Bemerkung. Herder, wie viel schön Empfundenes er auch über Dichtungen und Kunstwerke geschrieben, ist doch nie zu der rechten Einsicht darüber gelangt; wie erfreulich sein Wirken für den Urquell der Poesie war, das sollte doch nicht Alles sein! Er blieb dabei stehen, und da kam gegen das Ende seines Lebens ein Widerschlag; da er die eigentliche Kunst nicht faßte, erhob er das Gemeine: selbst ein Roman von Lafontaine war ihm mehr als Wilhelm Meister. Und doch war er unendlich wichtig für seine Zeit, auch für Goethe. Herder kommt mir

wie ein Vulcan vor, in welchem allerlei Elemente durch einander gähren.

Wie Ein Fehler das Leben eines sonst edlen Menschen trüben und verstimmen kann, das geht aus Folgendem hervor.

Herder an seine Frau, Ancona, 11. Sept. 1788: „Du sitzest wirklich vor mir; ich sehe Dich Nachts und Tages in allen Deinen Lieblichkeiten, u. s. w. Dies sehe ich ohne alle Erhitzung der Einbildungskraft, vor der Du Dich auch, wie vor dem grimmigsten Feinde, hüten mußt."

Aus einem Briefe von Gries, 4. Apr. 1836: „Bei Lesung der Herderschen Briefe (in Knebels litt. Nachlaß) ist es mir recht klar geworden, wie sehr Wieland Recht hatte, als er die Frau (in einem Briefe an Merck) eine alte Klatsche nannte. Sie war es im eigentlichsten Sinne des Wortes, aber sie war etwas noch weit Schlimmeres. Denn sie schürte, durch ihre ewigen Zwischenträgereien, Herders Unzufriedenheit in Weimar und seinen Neid auf Goethe, Schiller, und sogar auf Kotzebue. Ich war in meinen ersten Studentenjahren ziemlich oft in Herders Hause. Seine beiden ältesten Söhne studirten mit mir und wohnten mit mir in dem selben Hause. Da ließ sie nun keine Gelegenheit vorbei, wo sie auf Goethe sticheln und schimpfen konnte. Besonders erinnere ich mich eines Abends, wo sie auf Goethes eben erschienene Elegieen aus Rom mit den stärksten Invectiven und den heftigsten Schimpfreden loszog. Mir standen die Haare zu Berge. Der Alte saß schweigend dabei und lächelte." [1])

---

[1]) Abeken schreibt am 15. Mai 1836 an Gries: „Ihr Urtheil über das Herdersche Ehepaar finde ich vollkommen in den Briefen desselben bestätigt. Wie einseitig Herder war, das

Caroline v. Wolzogen, in ihren Tageblättern: „Knebels Correspondenz mit der Frau Herder machte mir einen widrigen Eindruck. Ihr aus Neid entstandener Haß zeigt sie sehr klein, da ihr sonst poetischer Sinn von Schillers Gedichten angesprochen werden mußte. — Schiller sagte oft, wir sollten mit Herders umgehn. Frau Herder war immer trocken und abweisend, aus Adelshaß. Er milderte ihre scharfen Pfeile mit zarter, edler Grazie; zu ihm zog immer das Herz, auch sein Wohlwollen ahndend."

Und was war die Quelle von dem Allen? Vergötterung des Mannes, der Keinem nachstehen sollte. Die Briefe aus dem Brautstande lassen eine solche Entwicklung vermuthen; die Vergötterung war gegenseitig. Und wie vorzüglich waren wirklich auch beide!

Ob wohl Goethe, wenn er den Cäsar, den er als Jüngling dichten wollte, auch wirklich gedichtet hätte, die That des Brutus „die beste" genannt haben würde, wie Herder sie nennt? Ich zweifle. Später, in reiferem Alter, nannte er sie „die abgeschmackteste That." Hier liegt ein bedeutender Unterscheidungspunct zwischen Goethe und Herder. — Dieser schreibt an seine Braut: „Goethe ist ein guter, edler Junge, mit vielem Gefühl und Übergefühl, wovon, wie es im lieben menschlichen Leben ordentlich und billig ist, die Hälfte auch ihm wohl Traum der Morgenröthe bleiben wird." Das ist in den wesentlichen Dingen bei Goethe nicht eingetroffen; sein Mahomets-Gesang, dieses Jugendgedicht, ist durch sein Alter bewährt. Herder klagte oft, schon

geht recht aus seinem Urtheile über die Römischen Elegieen und den Mahadöh hervor; die Frau reizt ihn offenbar noch immer mehr gegen Goethe und Schiller."

früh, und lauter im Alter: „O mein verfehltes Leben!“ Aus der Sturm- und Drang-Periode sich herauszubilden wie Goethe, das war ihm nicht gegeben. Es fehlte ihm der Sinn, das Organ für Form. Und die Selbstquälerei gehört auch zu dem Chaos, das in ihm sich wälzte und gährte. Versöhnend sind die letzten Briefe Herders und seiner Geliebten; er gesteht nun selbst, daß sie sich die zwei schönen Jahre des Brautstandes verdorben haben; woran jedoch er die meiste Schuld trug. Auch das Wort Herders über Leuchsenring ist erfreulich: „Er ist doch nur ein Buttervogel mit schönen Goldflügeln.“ Caroline hatte ihn wohl über das Maß gelobt, Merck dagegen, auch wohl über das Maß, herabgesetzt. Überhaupt ist es erfreulich, unter all den Wunderlichkeiten, Selbstquälereien, dem Quälen Anderer, wovon Herders Briefe voll sind, so manches Goldkorn von gesundem Urtheil, Billigkeit, hohen Sinnes, vor allem von Gewissenhaftigkeit und Redlichkeit zu finden.

In Goethes Briefen an Herder sieht man recht, wie viel ihm darum zu thun war, ein freundschaftliches Verhältniß mit diesem zu bewahren. „Schenkt mir eure Liebe, denn ich bedarf ihrer.“ — Ach, das unmäßige Selbstbewußtsein, Empfindlichkeit, Neid, Weiber — wie viel Schönes und Gutes stören sie im Leben!

Von allem dem war Goethe frei.

Ich ließ mir in diesen Tagen (December 1850) St. Julien von Lafontaine geben, weil ich einer Stunde gedachte, wo vor mehr als 50 Jahren dieser Roman mir Thränen entpreßte. Ich konnte nicht weit in ihn hineinlesen. Wie ist es möglich, daß solche Bücher

das Publicum hinrissen? Über dieses urtheilt Fr. Schlegel im Athenäum zwar geistvoll und mit Einsicht, aber doch mit größerem Ernst, als es verdient, dieses durchaus nichtige. Was mich aber bewegte, waren eigentlich einzelne Stellen religiöser Art, die mich an einen Glauben mahnten, den die Philosophie des Tages (ich war eben nach Jena gekommen, 1799) zu vernichten drohte.

Spaziers Biographie Jean Pauls durchblättert. Auch aus diesem elenden Machwerk wird klar, was J. Paul von Goethe und Schiller schied, abgesehen von der ungeheuren Eitelkeit. Er hatte keinen Sinn, kein Organ für die Form, die er im äußerlichen Sinne nahm, nicht in dem wahren kannte, wo sie die vollkommne Durchdringung und Einheit des Stoffs, des Gehalts, der Sprache und der Gestaltung ist. Leider begegnete ihm hier der sonst so große Herder.

Ein sehr glücklicher Ausdruck Menzels über J. Paul: Seine Seele war ein Prisma, das überall, im Sumpf wie auf den Sonnenhöhen des Lebens vielfarbige Regenbogen um sich zauberte, immer gleich bunt, lebhaft, blühend und kräftig.

Nur einmal in meinem Leben habe ich J. P. gesehn; es war i. J. 1800, wo er in Weimar lebte. Ein Freund führte mich zu ihm, wir beide waren damals Studenten. Er empfing uns freundlich. Das Gespräch war charakteristisch; er kam auf Träume und Schlaf und schilderte nun ganz in seiner Manier die Operation, die er vornahm, wenn er nicht einschlafen konnte. „Ich denke mir,“ sagte er, „wenn der Schlaf zögert, einen schönen Genius, auf einem leichten Gewölk sitzend; er hat eine Masse von Rosen in seinem Schooße, es müssen aber weiße sein. Von diesen läßt er eine

nach der andern in die Tiefe fallen. Ich zähle sie und nicht lange währt es, so schlafe ich ein." Beim Abschied rief er mir und meinem Begleiter die Worte zu: „Werden Sie keine Fichtianer!" — Es war die Zeit, wo er, wie Herder, gegen die kritische Philosophie kämpfte. —

J. Paul schreibt an seinen Otto am 27. Jan. 1799: „Hier (in Weimar) ist alles revolutionair-kühn, und Gattinnen gelten nichts." Er selbst aber steckt recht in diesem Revolutionairkühnen, und man möchte annehmen, daß in Goethe damals die ersten Keime sich gebildet haben von dem, was er in den Wahlverwandtschaften so gewaltig über die Heiligkeit der Ehe ausspricht.

Wie leichtsinnig war man damals in Hinsicht auf die Ehe! Man scheut sich, die Beispiele aufzuführen.

Die Lectüre des Goethe-Knebelschen Briefwechsels, an sich so interessant, gewinnt für mich noch dadurch an Reiz, daß ich so manche darin vorkommende Personen gekannt, so manches Besprochene gesehen habe. So den einzig schönen Maskenzug, dessen die Briefe Nr. 337 u. s. f. gedenken. Schwerlich ist in dieser Art je etwas Geistvolleres gedacht und ausgeführt worden. So lese ich jetzt mit eigenem Genuß die Memoiren der Frau v. Kalb, wie seltsam auch die Abfassung ist. Ich erkenne diese wunderbare Frau darin, wie sie leibte und lebte. Sie hatte etwas Sibyllenhaftes.

Wie traulich sind mir die sich auf Weimar beziehenden Briefsammlungen, da ich in Jena (1799 bis 1802) und Weimar (1808—10) lebte — öfters kam ich sonst dahin —, und Tieffurth, Belvedere u. a. kenne!

Knebel an Goethe bei der Lectüre des 2. Th. der Farbenlehre: „Der wissenschaftliche Mensch wird gleichsam aufgerufen, vor allem ein Mensch zu sein.“ —

Solger in einem Briefe an mich (28. Oct. 1810): „Die Farbenlehre hat mich gewissermaßen überrascht. Weiß Gott, wie ich mir vorher gar keine bestimmte Erwartung davon gemacht hatte; meistens glaubte ich bloße Experimente darin zu finden. Nun ist es ein Buch, worin die Natur lebendig, menschlich und umgänglich geworden ist. Mich dünkt, es giebt auch den Wahlverwandtschaften einiges Licht.“

Ein reichhaltiger Beitrag zu Goethes Charakteristik ist der Brief an Knebel vom 9. Nov. 1814. Bei alle dem ist es ein Glück, daß Goethe eine Jugend hatte, wo er nicht so war. In diesem Menschen hatte alles seine Zeit, und immer die rechte. —

Um im Urtheil über Goethes Frau gerecht zu sein, muß man auch die Briefe Knebels, zur Zeit ihres Todes geschrieben, lesen. Ein ganz reines Urtheil hat dieser Freund freilich nicht; doch konnte ihm etwas Gemeines nicht gefallen. Sie war vergnügungssüchtig, faßte das Leben von der lustigsten Seite; dabei war sie tüchtig im Haushalt. Beides mag den Gemahl an sie gefesselt haben, der „das Ächzen und das Krächzen“ so sehr haßte. Doch kam Manches, was sich an die Frau um des Genusses willen anhängte, mit Goethen wohl nicht in Berührung.

Knebels Brief an Goethe v. 17. Febr. 1798, gleich nach seiner Hochzeit geschrieben, seine Ansicht von den Frauen enthaltend, giebt zu Betrachtungen Anlaß. Ich denke an manche große Männer, wie die Frau auf sie eingewirkt hat. Herder, wie hat ihn die

Frau gegen Goethe verhetzt! W. v. Humboldt — der Tadel einer Stelle in Hermann und Dorothea rührte doch wohl zunächst von der Frau her; — der alte Voß stellte mir einmal Virgilen in Eine Reihe mit Homer. „Meinst Du nicht auch, Ernestine?“ sagte er zu seiner Frau, die bei dem Gespräch zugegen war. Schiller stand zu hoch in seiner Kunst, als daß die Frau hätte auf ihn Einfluß haben sollen; und doch bleiben auch in seiner besten Zeit seine Frauen-Ideale die der Frau und Schwägerin. Wie Jacobi von seiner Schwester Helene, die die verstorbene Gattin vertrat, geleitet wurde, läßt sich unschwer erkennen. Goethe wußte, wie Knebel, eine scharfe Grenze zu ziehen, der letztre wohl mit größerer Schärfe und Härte; bei Wieland machte sie sich von selbst und hielt sich bei aufrichtiger Neigung und Herzensgüte.

Täglich mehrt sich meine Freude, daß ich nicht zu den kritisirenden Epigonen gehöre, daß mir die Menschen der früheren Zeit, wie sie waren, lieb und werth sind. Was hört man nicht alles über Goethe und seine Freunde, seinen Sohn und seine Frau! u. s. w. Da wird über Knebel gelacht, über den Schweizer Meyer, und über wen nicht? Über ihn selbst spricht man — es ist, als ob man sich wunderte, daß man mit ihm habe leben können. Welches Kleinod, welche glückliche Gabe ist die Liebe! Auch in diesem Sinne kann man sagen: „Gegen große Vorzüge — auch Schwächen — Anderer giebt es kein Rettungsmittel als die Liebe.“ Wie werth ist mir Goethes Briefwechsel mit Knebel! Da ist er, bei all seiner Größe, wie unser einer. Er ist dem alten Freunde treu und fühlt sich dabei behaglich; er kritisirt nicht, er nimmt

den Augenblick wahr, genießt ihn. Doch erkennt man, wie hoch er über dem Freunde steht.

Wie klein, wie arm das gegenwärtige Geschlecht! Man nennt mich oft einen Optimisten; Gott sei Dank, daß ich kein Pessimist bin! Jenen Briefwechsel können freilich nur die so gemüthlich genießen, welche die Schreibenden, die Localität, die Zeit, die Personen, von denen die Rede ist, Ereignisse u. s. w. gekannt haben.

Den Goethe-Knebelschen Briefwechsel abermals beendigt. Wie lieb ist es mir, auch Knebeln gekannt zu haben! so daß seine Gestalt, sein Wesen mir lebendig vor Augen steht, wenn ich seine Briefe lese. Am 6. Juli 1828 sah ich ihn zum letzten Mal, in seinem Garten, wo ich ihn besuchte. Nach einem heftigen Gewitter, auf durchfeuchteter Erde saß er im Freien, seine Pfeife rauchend, mit fast entblößter Brust. Seine Unterhaltung war sehr belebt, zeugend von dem Interesse, das er an der Litteratur im weitesten Sinne nahm.

Wenn Goethe meint, sein Briefwechsel mit Zelter sei interessanter als der mit Schiller, so kann er doch nicht die beste Classe von Lesern im Sinn gehabt haben. Was wäre in jenem, das die ersten gewechselten Briefe in diesem aufwöge? diese Documente einer der edelsten und ächtesten Freundschaften, die die Welt kennt. — Wen erfreute nicht so manches weise Wort des Greisen, der mit der Welt abgeschlossen hat? Aber in dem Briefwechsel mit Schiller haben wir den Mann, und den schaffenden. Und was von dem oft so ungeschlachten Zelter könnte Schillers Bemerkungen über den W. Meister und über Hermann

u. Dorothea aufwiegen? Seine ästhetischen Urtheile sind doch wirklich manchmal absurd. Daß übrigens diese derbe, tüchtige, gesunde, musikalische Natur Goethen zusagte, läßt sich erklären.

Zu den Originalen (welches Wort ich hier nicht im schlimmen Sinne gebrauche), denen ich in Berlin begegnet bin, gehört auch der Buchhändler F. Nicolai, dem mich Mösers Tochter i. J. 1802 empfohlen hatte. Alles in Bezug auf den Mann stimmte zusammen: Gestalt, Gesicht, Haltung, Kleidung (man glaubte eine Figur aus den sechziger Jahren vor sich zu sehn, wie sie Chodowiecki so glücklich festgehalten hat), Umgebung, Gespräch. Es kostete ihn nichts, eine volle Stunde ohne Unterbrechung über einen unbedeutenden Gegenstand, einen elenden litterarischen Streit zu sprechen. Es war etwas, ihn seine Freundin Elisa v. d. Recke stattlich zur Tafel führen zu sehen.

Auf meinen einsamen Spaziergängen kommt mir oft die Erinnerung an Personen, die ich früher gekannt, an die ich aber lange nicht, oder selten gedacht. So begegnete mir heute (13. Mai 1847) ein emigrirter französischer Priester, den ich i. J. 1804 oft in Wernigerode sah, wo ihm der Graf das Gnadenbrod gab und Schutz gewährte. Es war ein sehr bigotter Mann; er suchte Proselyten zu machen, und der Graf mußte ihm mit Entziehung seines Schutzes drohen, wenn er das nicht unterließe. Auf meine Frage nach seinem Geburtsorte nannte er Arras; weiter gefragt, ob er etwas von Robespierre wisse, erzählte er, der sei sein Schulcamerad gewesen, habe mit ihm auf Einer Bank gesessen, ein böser, tückischer Knabe.

Damals lernte ich auch Benzler kennen, den Bibliothekar des Grafen, Übersetzer des Dionysius v. Hal. und des Tristram Sh. u. a.; ich hatte viel Verkehr mit ihm. Ein vortrefflicher Mann. Lavater schreibt von ihm: „Eine meiner liebsten, ich möchte sagen heiligsten Bekanntschaften war Benzler. So viel Weisheit, Cultur, Geschmack, Litteratur, Bonhommie, Demuth, Güte, Religion, Christenthum hab' ich selten beisammen gefunden.“

Ferner sah ich dort den katholischen Bischof Sailer, der zu der Hochzeitsfeier des Grafen Constantin erschien. Mit ihm brachte ich eine Nacht in einer Stube des Brockenhauses zu. Wegen seiner Frömmigkeit, einer gebildeten, nicht bigotten, war er bei der gräflichen Familie sehr beliebt; wie denn damals an den kleinen Höfen noch etwas von der alten Anhänglichkeit an christliches Leben geblieben war. Von Lavater, der vor Jahren dort Gast gewesen, sprach man noch mit großer Liebe und Bewunderung.

Wie oft hat man das alberne Gerede hören müssen, Goethe, der Dichter, sei in dem Weimarischen Hof- und Staatsleben zu Grunde gegangen! Man lese die Briefe an Frau v. Stein, wie sich durch alle Jahre, Monate, Wochen der Faden poetischer Beschäftigung durchzieht.

4. Juni 1782: „Wie viel wohler wäre mir's, wenn ich von dem Streit der politischen Elemente abgesondert, in Deiner Nähe, meine Liebste, den Wissenschaften und Künsten, wozu ich geboren bin, meinen Geist zuwenden könnte.“

Und wenn man mit Allem, was in jener Zeit geschaffen worden, nicht zufrieden ist, so halte man sich an diese Briefsammlung; sie ist, wie irgend etwas,

durch und durch Poesie, eine große Dichtung, die jedoch der Wahrheit keinen Abbruch thut.

Mit Interesse die kleine Schrift: Karl August, Großherzog v. S. W. gelesen. Der Verfasser [F. X. Wegele] geht von der Bemerkung aus, daß, wie die gegenwärtige Zeit eine revolutirende, so auch die 2. Hälfte des letzten (18.) Jahrhunderts eine solche war. In ihr sei ein Streben unverkennbar, aus den Fesseln der Unnatur in die freie Luft der Natur zu gelangen; der Held dieses Strebens, der Koryphäe, sei eben Karl August. Man stimmt ihm gern bei; auch ist er im Anfang gerecht gegen Goethe, der, wenn er auch den Keim dieser Liebe zur Natur nicht in seinen fürstlichen Freund legte, doch denselben sorgsam pflegte und richtete. Ungerecht gegen Goethe wird er gegen das Ende der Schrift, wo er Karl Augusts Worten über dessen „feierliches" Wesen, und wie ihm dies „possirlich" erscheint, durch Wiederholung einen Nachdruck giebt. Wenn man des Großherzogs Briefe liest, dann findet man bald, daß ihm feierlich gleichbedeutend mit ernst ist; und das possirlich erhält seine rechte Bedeutung, wenn man sich den Fürsten vergegenwärtigt, der in seinem freien, der Natur hingegebenen Sinne manche Schranken überspringen konnte, die Goethe als Minister und Unterthan zu beachten hatte. Dieser ahnte schon, welches Unheil die Schrankenlosigkeit mit sich führen werde, in der die Masse durch unbedingtes Hingeben an die Natur, die rohe, sich verlor. Dem Fürsten erschien possirlich, was Goethen den Verhältnissen ganz gemäß erschien.

Was ich vor Kurzem nimmermehr geglaubt hätte, finde ich eben: Ad. Stahr, der Demokrat, tritt als Ver-

fechter Goethes auf, des Aristokraten, wie er von den Demokraten unsrer Tage so oft gescholten wird. Freilich erklärt man sich das, da Stahr das Demokratische in Goethe aufzufinden weiß; was aber mit seinem Aristokratismus recht gut bestand. Die adlige Frau von Stein muß dafür um so mehr herhalten. Wenn ich mit Stahr in seinem Urtheil über diese Frau, die doch Schiller in geistiger und sittlicher Hinsicht so hoch stellte, nicht übereinstimmen kann, so habe ich doch mit Interesse und Theilnahme seine Vertheidigung gegen sie gelesen; und ich freue mich, ehe ich sie las, schon auf diese Gedanken gekommen zu sein. Nur kann man dabei doch auch gerecht sein gegen die Freundin. Man muß nicht vergessen, daß sie auch als Mutter empfand, deren Sohn in Goethes Hause lebte; und die Empfindung Goethes, da er sich nach der Rückkehr aus Italien wie ein Verbannter vorkam, konnte sie nicht nachempfinden. In dem gewaltigen Menschen mag sich diese Empfindung gewaltig ausgesprochen haben. Die Griesbach schilderte ihn mir einmal in einer Scene, wo er sie, aus Italien zurückkehrend, besuchte. „Er schnaufte" war ihr Ausdruck; sie wollte einen Menschen darstellen, der in einer seiner Natur nicht gemäßen, drückenden Atmosphäre nicht athmen, nicht leben kann. Gern lese und höre ich Alles, was Goethes Verhältniß zu seiner nachmaligen Gattin in einem natürlichen Lichte erscheinen läßt. Aber Goethe hat Vieles an ihr und in ihr übersehen. Ich sah sie doch auch, in späterer Zeit, 1808—10, und in Scenen, in Gesellschaft, die ich in Goethes Hause mit Schmerzen gewahrte. Wenn Adele Schopenhauer sie einen jugendlichen Dionysos nennt, so kam sie Einem damals wie ein ältlicher Dionysos vor, wie ihn Moderne geschildert haben. Stahr weiß auch nicht,

oder will nicht wissen, daß ihr Sohn, so viel Anmuthiges und Liebenswürdiges er auch hatte, doch dem Weine zu sehr huldigte, wahrscheinlich ein Erbtheil der Mutter. Die Vulpius allein war es übrigens nicht, was in Weimar Anstoß gab. Der Anhang, der Anhang! den zu dulden Goethe schwach genug und gutmüthig war.

Es ist thöricht, Goethen von allen menschlichen Schwächen freisprechen zu wollen. Sie erscheinen Einem hie und da unbegreiflich. Auch seine Größe ist uns unbegreiflich.

Daß der Ton, in dem Frau v. Stein i. J. 1789 an Goethe schrieb, nicht der rechte, ja ein harter war, sieht man deutlich aus Goethes Antworten vom 1. und 8. Juni. Er hatte sie früher verwöhnt, war zu hingebend gewesen, hatte ihr gegenüber seine Größe nicht, wie er durfte, gefühlt. Dieser Hingebung war sie nicht gewachsen; und eine solche bringt in keinem Verhältnisse die rechten Früchte. S. 328 u. 29 [Goethes Brief vom 1. Juni 1789] kann ich nie ohne Schmerzen lesen.

Stahrs „Weimar und Jena“ zieht mich doch an, obgleich der überall hervorguckende, Goethe und Schiller in seinen Socialismus hineinziehende Demokrat mich abstößt. Gewiß liebte Goethe das Volk, hatte Sinn für seine Bedürfnisse und empfand tief seine Noth. Aber mit Stahrschen Ideen ist dasselbe nicht zu speisen — wir haben's erlebt —; Goethe arbeitete Jahre lang dafür. Gott bewahre uns vor einer Volksbildung, wie unsre Socialisten sie im Sinne haben! Das aber ist traurig, daß diese sich nicht um einen Möser bekümmern. Mit ihm würde Goethe sich befreundet, mit ihm gewirkt haben.

Wie seltsam, wie unverständig die Menschen doch oft urtheilen! Da schelten sie Goethen einen Aristokraten, einen Hofmann; solche, die sich ein Urtheil im Gebiet der Dichtkunst anmaßen, nennen die Eugenie „marmorkalt und marmorglatt." Und doch ist diese Eugenie eine wahre Eugenie, eine Edelgeborene; sie verdankt der Natur ihre Hoheit, nicht dem Range, der Convention. Goethe hat den Namen mit Bedacht gewählt. Sie ist die Große in dem morschen Gebäude der Aristokratie, das dem völligen Sturze naht.

Abermals die Klage über Goethe, der seine Zeit in Hoffesten u. s. w. vertrödelt (in den „Grenzboten"), statt poetische Werke zu schaffen. Man bedenke doch, was er am 14. Jan. 1782 an Frau v. Stein schreibt: „Die viele Zerstreuung und das Vertrödeln der Zeit ist mir unangenehm. Und doch seh' ich, daß es höchst nothwendig ist, mich mit diesen Sachen abzugeben, und daß man Gelegenheit gewinnt das Gute zu thun, indem man zu scherzen scheint." Klagen wie jene hörend schreibt Wieland: „An diesem herrlichen Gottesmenschen geht nichts verloren." Sein ganzes Leben war ein Gedicht, was sich denn zu Zeiten in ein poetisch abgefaßtes Werk concentrirte. Die Briefe an Frau v. Stein sind davon ein lebendiges Zeugniß. (Tasso.) Man verliert viel, wenn man nicht Goethes Leben auch als ein *opus* ansieht, das sich auf das schönste an die andern *opera* anreiht. Daß er immer Dichter ist, geht auch daraus hervor, daß er in seinen Briefen, in den aus seinem Innern gequollenen, immer in Tropen spricht.

Karl August schreibt einmal an Knebel, Goethe sublimire sich; er fürchte, er werde noch ganz geistig werden. Das war in der Periode der reinsten Liebe zu Frau v. Stein. Die mußte vorübergehn; aber wie Herrliches hat sie zurückgelassen! Den Tasso. Doch wäre sie nicht vorübergegangen — wir würden nicht die nicht hoch genug zu stellenden Römischen Elegieen haben, nicht die Natürliche Tochter.

Ich kann nicht ausdrücken, mit welcher Indignation ich Vehses Buch über den Weimarischen Hof gelesen. Es ist kein bloßes *caput mortuum*; es sind die schönsten und die häßlichsten Elemente, das Zarteste und das Roheste durch einander gemischt zu einem widrigen Gebräu, worin das Schöne aufhört schön zu sein und das Nichtschöne zum Häßlichen wird.

Das widerwärtige Buch hat mir Frau v. Kalb wieder in die Erinnerung gebracht. Sie ist recht ein Beispiel, wie namentlich Frauen durch die sogenannten „höheren Ansichten" von dem Rechten abgelenkt werden können. Ähnliches habe ich an der Frau des . . . . erlebt, die durch einen der damaligen Philosophie huldigenden Freund von dessen Ideen angesteckt wurde und den gewiß der Treue werthen Gatten aufgab.

Doch war an Frau v. Kalb eine große geistige Kraft zu bewundern. Ich kannte sie, da sie gealtert, fast blind, in tiefster Armuth lebte; und sie war nicht gebeugt, noch sehr lebendigen Geistes, in späterer Zeit noch theilnehmend an den großen Bewegungen, die Deutschland durchzogen.

Daß Goethe, wenigstens in seiner früheren Zeit, sich zu einer Fräulein Klettenberg, einem Lavater und Jung neigte, dagegen den Rationalisten abhold war, darüber hat man sich eben so wenig zu verwundern, als daß Lessing, der Gegner Goezes, den strengen Lutheranismus der Neologie vorzog. Daß aber die Orthodoxen und Pietisten Goethen anfeinden und bekämpfen, ist ebenfalls erklärlich. Wenn sie schärfer blicken, finden sie in seinen Wahlverwandtschaften Sünde ohne einen Versucher, und ohne Kirche eine Heilige.

Goethe sagt in Wilhelm Meister: „Wir halten es für eine verdammungswürdige Frechheit, jenes Martergerüst und den daran leidenden Heiligen dem Anblick der Sonne auszusetzen, die ihr Angesicht verbarg, als eine ruchlose Welt ihr dies Schauspiel aufdrang, mit diesen tiefen Geheimnissen, in welchen die göttliche Tiefe des Leidens verborgen liegt, zu spielen, zu tändeln, zu verzieren, und nicht eher zu ruhen, bis das Würdigste gemein und abgeschmackt erscheint.“ Doch hat oft, wenn ich auf meinen einsamen Wanderungen auf ein Kreuz stieß, dieser Anblick eine ernste, sittlich wirkende Rührung in mir erzeugt. Aber Goethen muß ich recht geben, wenn ich an die Tändeleien und süßlichen Spielereien denke, die von einer Partei mit dem Kreuze getrieben wird. Wir sollten in unserer Kirche vor den Mysterien, ohne die eine Religion nicht sein kann, mehr Respect haben.

Wenn Goethe in religiöser Beziehung an Lavater schreibt: „Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne“, so haben wir auch da den Dichter, der eben mit dem Religiösen auf das engste verbunden ist. Wie er als Dichter schuf, so daß seine Werke in Einem das All, im

Gegenwärtigen das Ewige, im Flüchtigen das Dauernde symbolisch offenbaren, so erkannte er als Mensch im Irdischen das Himmlische, im Menschlichen das Göttliche.

„Was ich Ird'sches denk' und sinne,
Das gereicht zu höherem Gewinne."

Und da rücken ihm die Theologen die Worte an Lavater, den Verfasser des Pilatus, vor: er sei ein decidirter Nichtchrist. Die sollten weiter gelesen — und verstanden — haben: „Laß mich deine Menschenstimme hören."

Die Briefe an Lavater sind doch wie in der Wüste ein klarer Quell, der von baumumschatteten Felsen sprudelt!

Welch ein begabter, reicher Mensch war doch Goethe! Durch die bloße Skizze von seiner Nausikaa (Ital. Reise. Taormina, Mai 1787) hebt er uns in höhere, himmlische Regionen. Jawohl, ein wahrer Mensch!

Und warum sollt' ich mich scheuen, zu sagen: himmlische Regionen? Ist es doch ein Himmel, in den die ächte Kunst uns erhebt; aus dem „wie aus der Vogel-Perspective" wir auf die Mängel, Schwächen, Verkehrtheiten, Fratzen und Possen dieser Erde herabschauen. — Will man mich deßhalb profan nennen, so flüchte ich mich in Dantes System, der über dem einen Himmel immer einen höheren annimmt; auch ich kann mich über jenen erheben.

Der Katholicismus, wie Goethe ihn in Dichtung und Wahrheit schildert, hat manchen Protestanten, namentlich manchen protestantischen Prediger stutzig gemacht. Sie sehen diese Schilderung aus dem Stand-

puncte der Wirklichkeit an, während Goethe die ideale Seite des Katholicismus im Auge hat. Denkt er an jenen, dann rechnet er es Shakespearen als das höchste Glück an, daß er als Protestant geboren ist, und in seinen Versen zum 31. October 1817 stellt er den Prediger zur Wache gegen den Erbfeind. Wenn man aber auf den eigentlichen Inhalt, das Wesen jener Schilderung sieht, muß man Goethen nicht Recht geben? Deckt er nicht den eigentlichen Mangel des Protestantismus auf, der nur in der Zeit des ernsteren und festen Glaubens nicht so bemerkbar wurde, weil er in diesem Ersatz fand? Der protestantische Gottesdienst steht in einem großen Widerspruch mit unserer Zeit: dieses lange Singen, diese langen, so formlosen Predigten! Ich nehme jedoch die Predigten aus, in denen ein fester, lebendiger Glaube, oder ein reiches, schönes Gemüth spricht.

Man kann Goethes Divan nicht lesen, ohne der Wirkung zu gedenken, welche die Bibel, der Orient, das Patriarchenleben auf seine Jugend hatte. Wovon seine Jugend ausging, dahin kehrte sein Alter zurück, damit sich „Leben im Leben vollende."

Das hat mich gefreut, daß Goethe die Vorrede Luthers zum Psalter unschätzbar nennt. (An Zelter, 14. Nov. 1816.) Wie oft habe ich sie mit bewundernder Freude gelesen!

Daß die Frommen unsrer Zeit — ich verknüpfe mit diesem Worte durchaus nichts Herabsetzendes — eine solche Abneigung gegen Goethe empfinden, ist

mir sehr erklärlich, ist natürlich. Er giebt das Große, Wahre des Christenthums auf dem Wege der Natur; sie können sich nicht von dem Wundervollen, der Hülle, losmachen. Auch dies ist natürlich, und wer möcht' es schelten! Personificiren wir nicht Gott, wenn wir zu ihm beten?

Man hat Goethe einen Epikuräer genannt, dessen Wahlspruch gewesen: Genieße alles Schöne und Erfreuliche, was die Erde bietet; nur bedenke stets das μηδὲν ἄγαν! Dabei habe er es mit der Sittlichkeit nicht zu genau genommen. Welche große Seite seines Seins und Wesens hat man dabei aus der Acht gelassen! Diese großartige Thätigkeit, sein ganzes Leben durchziehend, bis an sein Ende fortgesetzt; sein künstlerisches Schaffen und sein schöpferisches Forschen im Gebiete der Natur! Wenn irgend eins, so war sein Leben ein Leben aus Einem Guß und Stück.

Manchmal habe ich erwogen, wie wir bei so vielen Biographien Goethes, von Düntzer, Viehoff, Schäfer u. s. w. doch die eigentliche Biographie in „Dichtung und Wahrheit“ haben. Bei allem, was Goethe verschweigt, was er umgestaltet, wie er es ordnet, hier entfaltet sich doch dem Nachdenkenden das wahre Bild Goethes vor der Seele.

Abeken hatte i. J. 1861 seine damals in erster Auflage erschienene Schrift „Goethe in den Jahren 1771 bis 1775“ der Schwiegertochter des Dichters übersandt. Er erhielt darauf nachstehenden, in mancher Beziehung interessanten Brief.

Wien, den 4t. Juli 1861.

Verehrter Herr Schul-Direktor!

Mit der freudigsten Erwartung haben wir Ihrem Werk entgegengesehen, denn wir waren überzeugt, daß Sie mit der Wahrheitsliebe der gewissenhaftesten Prüfung, mit dem Verstehen der Liebe die mein Schwiegervater einem Jeden einflößte der ihn persönlich kannte, mit dem Enthusiasmus, den Sie schon in Ihrer Jugend für ihn fühlten, und mit der Bewunderung, die Ihnen gewiß das reifere Alter für den glorreichen Charakter meines Schwiegervaters gab, geschrieben haben würden. Halten Sie es für keine kritische Anmaßung sondern für eine Befriedigung der Liebe, wenn ich das Buch mit den Worten aus der Hand legte daß wir unsere Hoffnung erfüllt gefunden. Überall haben Sie gezeigt, wie der großartige Charakter meines Schwiegervaters, aus Leidenschaft und Irrthum, Kampf und Reue siegreich hervortritt, — und so war es auch in der Wirklichkeit. Ich habe 15 Jahre mit meinem Schwiegervater zusammengelebt, mit einem jungen, warmen — thörichten Herzen, mit einer großen Dosis Phantasie und eben so viel Unvernunft, und nie habe ich auch nur einmal gefunden, er sei kalt oder gar herzlos; und welche Ansprüche macht man doch in der Jugend nicht nur an das Gefühl, sondern selbst an die äußeren Zeichen davon, aber er stellte sich immer auf den Standpunkt des Andern, und so war er mild verstehend, und bei Irrthümern erbarmend. Wie treu war er seinen Erinnerungen, wie davon beschäftigt und ergriffen, als er eine Enkelin von Lili gesehen und von einer Dame die den früheren weimarischen Kreisen angehörte, und ich weis nicht

wo Lili später gesehen, Nachrichten, ja gleichsam einen Dank von ihr brachte.[1]) Diese Mittheilungen sind es wahrscheinlich die der Kanzler von Müller gemeint hat.

Daß das arme Lottchen noch der Koketterie beschuldigt wurde wegen ihrem weißen Kleide bei dem Wiedersehen des Vaters ist wirklich hart. In der früheren Zeit trugen die Damen, zumal des Morgens gewöhnlich weiße Kleider, und die Großherzogin Luise, die fast immer in denselben dunklen Farben des seidenen Stoffes gekleidet war, keine Veränderung der Mode mitmachte, erinnere ich mich doch als Kind in den Gängen des Parkes, oder wenn wir zu ihr gerufen wurden, und selbst später, wenn sie einen Morgen bei meinem Schwiegervater zubrachte, nie anders als in weiß gesehen zu haben; erst zur Tafel glaube ich zog sie ein buntes seidnes Kleid an. Auch Frau von Stein, glaube ich mir nicht mit Unrecht eben so in meiner Erinnerung vorzustellen; es war wie gesagt bei den Damen in Norddeutschland wenigstens Sitte.[2]) Unendlich interessiert hat mich, und ich danke Ihnen besonders daß Sie es so hervorgehoben, ich meine die Stelle wo der Vater sich über Möser mit so viel Wärme ausspricht, und dies eigentlich, wie Sie wohl mit

---

[1]) Die Verfasserin wollte schreiben — „erhalten hatte.“ Im Folgenden denkt sie an die „Logen-Rede“ v. Müllers, welche Abeken in seinem Buche S. 390 (2. Aufl.) erwähnt. Die darin angekündigten „Mittheilungen“ über Goethes Verhältniß zu Lili sind in dem erst nach Goethes Tode erschienenen letzten Theile von „Dichtung und Wahrheit“ enthalten.

[2]) Goethes Schwiegertochter bestätigt also aus ihrer eignen Erfahrung, was Abeken a. a. O. S. 115 u. 116 zur Vertheidigung der Archivräthin Kestner gegen Lewes gesagt hatte.

Recht behaupten, den Ausschlag gab, ihn nicht nur als Mann des Gedankens, sondern als Mann des deutschen Staates und des deutschen Volkes zu bezeichnen. Der Vater war ein Mann des Volkes, das weis der, der in Weimar auf keine Schule, auf keine Anstalt irgend einer Art die dem Volk im Allgemeinen zu Gute kömmt stoßen kann, ohne in ihrem ersten Ursprung den Nahmen des Vaters nennen zu hören, — das weis der, der ihn einmal, nicht nur mit Leuten in untergeordneter Stellung reden, nein zuhören sah, mit dem lebendigsten Interesse in Alles eingehend. Auf unsren Spatzierfahrten habe ich das oft erlebt, und ich muß ehrlich gestehen zu meiner Langenweile.

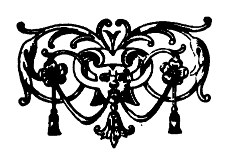
Ich bin in Versuchung, die letzten Seiten zu durchstreichen, denn das wissen Sie ja Alles besser, aber es quoll mir aus der Feder, wie aus dem Herzen. Ein Hauptzug meines Vaters war, daß er ganz neidlos, auch nicht einmal vorübergehend, nie sah ich eine Spur davon, nur reine Freude und Anerkennung empfand er wo ihm Großartiges entgegentrat, ja die Thränen traten ihm vor Bewunderung in die Augen. So habe ich ihn auch von Christus sprechen sehen, — wollen Sie es Andacht nennen, Verehrung, Anbetung, ich kann hinzufügen wenigstens hat wohl Niemand je der Erfüllung seiner Lehre mehr nachgestrebt, wie war sein Handeln ächt christlich, fromm und mild, vergebend, wohlthätig, stets für Andre wirkend, dem Höchsten nachstrebend.

Ich schließe denn ich sage noch einmal Sie wissen das ja Alles; aber lassen Sie Sich nochmals herzlich danken, auch dafür, daß ich das Buch aus Ihrer Hand besitze. Wie freut es mich, daß ich Sie kenne! Mein Sohn Wolf empfiehlt sich Ihnen bestens,

wie sehr würde ich wünschen das meine beiden Söhne das Glück hätten Ihnen verehrter Herr Schulrath bekannt zu sein. Der Nahme „Abeken“ ist längst in unserer Familie ein Nahme, den wir mit herzlicher Liebe und Dankbarkeit aussprechen. Gott erhalte Sie in frischer Kraft.

Ergebene

Ottilie von Goethe
geb. Freiin von Pogwisch.



Register.



